

## LEBENSERINNERUNGEN VON REKTOR RAPHAEL VON ROTEN

von *Bernard Truffer*

### *Zur Einführung*

Im Nachlass des H.H. Rektors Hans Anton von Roten, der teilweise im Staatsarchiv in Sitten (hier insbesondere seine Tagebücher, sein Zettelkatalog und die legendären blauen Schulhefte mit seinen Lesenotizen aus zahlreichen Archivfonds), teilweise im Familienarchiv in Raron (hier vor allem seine umfangreiche Korrespondenz) deponiert ist, findet sich auch ein abgegriffenes Pressspanheft mit orangefarbenen Deckeln, worauf mit Bleistift der Besitzervermerk zu lesen ist: Cahier de Jean Antoine de Roten, Eischoll, Valais. Dieses Heft, das der damalige Theologiestudent Hans Anton von Roten für seine Seminarvorlesungen angeschafft hatte – auf der ersten Seite kann man noch den teils ausradierten Titel: «De la grâce actuelle ...» entziffern – und dann doch nicht benutzt hat, wird er in den Dreissigerjahren des letzten Jahrhunderts seinem betagten Verwandten und geistlichen Freund H.H. Raphael von Roten gegeben haben mit der Bitte, für ihn seine Lebenserinnerungen niederzuschreiben. Dank einem Vermerk von Hans Anton auf Seite 182 des Heftes wissen wir, dass Rektor Raphael 1937 seine Aufzeichnungen begann und sie am 1. Dezember 1939 an ihn sandte.

Der hochw. Greis von bald 80 Jahren hat mit kleiner aber sicherer und leicht lesbarer Handschrift auf 181 dicht beschriebenen Heftseiten seine «Erinnerungen aus meinem Leben» festgehalten. Sie lassen sich in zwei sehr ungleiche Teile gliedern. Der erste Teil reicht von seiner Kindheit und Jugend bis zum Abbruch seiner Studien in Holland. Sprachlich gewandt und träf formuliert erinnert er sich mit erstaunlich wachem Gedächtnis und viel Liebe zum Detail an seine glückliche Kinder- und Primarschulzeit in Raron, an seine erlebnisreichen Gymnasialjahre in Brig, Sitten und Sarnen, dann an seine «glücklichste Zeit»: das Noviziat und die Studienjahre bei den Jesuiten in Holland. Mit Schwung und Schalk skizziert er nebenbei auch ausgewählte Rarner und Briger Persönlichkeiten, die seine Jugend-



*Rector Raphael von Roten*

wegen einer akuter werdenden Gehörschwäche aufgeben, um sich nach Raron ins Elternhaus zurückzuziehen, das eben verwaiste Rektorat der Familienstiftung von Roten zu übernehmen und auf einen baldigen gnädigen Tod zu warten. – Er konnte damals freilich nicht ahnen, dass er noch mehr als das halbe Leben vor sich hatte ... Mit Wehmut nimmt er seitenlang Abschied von zahlreichen Verwandten und Bekannten, von seinen Lehrern und Mitschülern und von geistlichen Mitbrüdern, die ihm im Tode vorausgegangen – und sehnt geduldig seine Stunde herbei ...

War es der junge Rector Hans Anton, der den schreibmüden Raphael schliesslich dazu bewog, den «Erinnerungen» mit einem rund ein Dutzend Seiten umfassenden Nachtrag einen versöhnlicheren und weniger makabren Abschluss zu geben? Wir wissen es nicht, sollen aber an der lebhaften und lesenswerten Beschreibung zweier längerer Auslandsreisen, die Raphael in vorgerücktem Alter unternommen hat, unser Vergnügen haben.

Nach der Lektüre von nur wenigen Seiten gewann ich die Überzeugung, dass Rector Raphaels «Erinnerungen» einer breiteren Leserschaft zugänglich gemacht werden sollten. Denn aus seinen freimütigen, manchmal auch bitter selbstironischen aber nie lieblosen Erzählungen und vor allem gegen Schluss hin reichlich melancholischen Überlegungen kommt uns eine lebendigere Oberwalliser Mentalitätsgeschichte der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts entgegen, als sie manch wissenschaftlich verbrämter Traktat liefern kann. Da auch der Rat der Familienstiftung von Roten diese Ansicht teilte und mich zur Veröffentlichung des Manuskripts ermunterte, bin ich der Redaktion der Blätter aus der Walliser Geschichte

und Studienzeit geprägt haben. – Ein durch das feuchte Klima in den Niederlanden bedingtes hartnäckiges Leiden zwingt den hoffnungsvollen Ordensmann zur Aufgabe seiner hochfliegenden Pläne in der Nachfolge des hl. Ignaz. Auf dringendes Anraten der Ärzte und im Einvernehmen mit seinen Obern kehrt er als kranker und gebrochener Mann ins Wallis zurück.

Im zweiten, wesentlich kürzeren Teil streift Rector Raphael noch kurz seine Zeit im Sittener Priesterseminar, wo er sich fremd fühlt und ohne jegliche Begeisterung sein Theologiestudium «absitzt». Bald nach der Primiz, die ohne besondere Feierlichkeit in Raron stattfindet, übernimmt der völlig ambitionslose Neupriester die bescheidene Kaplaneistelle in St. German. Diese sollte er mit bischöflicher Erlaubnis schon nach zehn Jahren

sehr dankbar für dessen Aufnahme in das Publikationsorgan des Oberwalliser Geschichtsforschenden Vereins, dessen Gründungsmitglied Rektor Raphael von Roten war.

Wenn wir anfänglich unschlüssig waren, ob das vollständige Manuskript oder nur die «interessantesten» Stellen daraus zu veröffentlichen seien, entschieden wir uns wohl zu Recht zur integralen Publikation. Der Urtext konnte sogar etwas erweitert werden durch die sicher früher schon (in alter deutscher Schrift) verfasste und vielleicht irgendwo unter dem Pseudonym R. Amstalden veröffentlichte Erzählung der Rückreise zweier Studenten des Kollegiums Sarnen ins heimatliche Wallis. Sie wurde ebenso an passender Stelle eingefügt, wie die im Nachtrag angefügte Beschreibung seines Spitalaufenthaltes in Bern und seine Rekonvaleszenz in einem freiburgischen Internat als Hausgeistlicher.

Zur Transkription nur soviel: Die nicht immer einheitliche, ab und zu von der heutigen abweichende Orthographie (z. B. Carcer, Collegium, Exequation, celebriren usw.) wurde unverändert übernommen, da sie für das Verständnis des Textes keinerlei Schwierigkeiten bietet, der Sprache jedoch eine gewisse Ursprünglichkeit verleiht. – Bewusst wurde auf die Übersetzung der bei humanistisch Gebildeten des 19. und frühen 20. Jahrhunderts so beliebten kurzen lateinischen Bemerkungen wie etwa «vir unius libri», «o quae mutatio rerum» oder «vox populi monumentum aere perennis» verzichtet, sie werden im Zusammenhang ohne weiteres verstanden.

Einzig die Zwischentitel sind Hinzufügungen des Herausgebers. Sie sollen den doch recht dichten Text etwas auflockern und leserfreundlicher gestalten. Den selben Zweck verfolgt auch die Aufteilung allzu langer Abschnitte. Nur ausnahmsweise wurden im Text – wo es zum besseren Verständnis notwendig erschien – Vornamen oder Daten in eckigen Klammern hinzugefügt. – Im Übrigen wurden alle in den «Erinnerungen» erwähnten Personen im Personenregister soweit möglich identifiziert.

Der Leser erwartet in der Einleitung sicher auch einen biographischen Abriss vom Autor Rektor Raphael von Roten. Nun, wir haben es vorgezogen, an dessen Stelle den im Jahre 1953 im «Walliser Bote» erschienenen Nachruf aus der Feder seines Freundes Rektor Hans Anton von Roten abzudrucken. Seinen Bemühungen verdanken wir die vorliegenden «Lebenserinnerungen...» und er war gewiss wie kein anderer dazu berufen, Leben und Wirken des schlichten Rarner Landgeistlichen zu würdigen.



*Hans Anton von Roten*

*Zur Erinnerung an Rektor Raphael v. Roten<sup>1</sup>*

Still und bescheiden, wie er gelebt, ist am Abend des 26. März [1953] H. H. Rektor Raphael von Roten von uns gegangen. Es hatte ihn der Vater ins ewige Vaterhaus zurückberufen, zu dem seit vielen Jahren seine grosse Sehnsucht ging. Mehr als 93 Jahre hatte ihm die Vorsehung geschenkt, und wenn wir heute über dieses Leben zurückblicken, so scheint es uns weit zurückzureichen in versunkene Jahrzehnte und endgültig verflossene Zeiten, die wir Kinder des 20. Jahrhunderts nur mehr vom Hörensagen kennen.

So sei es gestattet, hier etwas vom Lebenslauf des lieben Verstorbenen zu erzählen; es ist der schlichte Lebenslauf eines Walliser Landgeistlichen. Der Verblichene liebte es, oft aus seiner Jugend zu erzählen, und er wird es uns nicht übelnehmen, wenn wir einige Episoden aus seinen reichen Lebenserinnerungen hier erwähnen, die er oft so lebhaft und voll Temperament zu berichten wusste. Raphaels Eltern waren Herr Eduard v. Roten, Abgeordneter im Grossen Rat und Grosskastlan des Bezirkes Raron, und Frau Karolina Gattlen. Der Vater war ein sehr ernster, fast schweigsamer Magistrat, der zugleich mit leidenschaftlicher Liebe die heimatliche Erde und seine Güter bebaute und pflegte. In seiner Jugend war Eduard von seinem Onkel, dem Fürstbischof Moritz Fabian zwar zum Eintritt in die Geistlichkeit ausersehen worden; aber der junge Mann, der für den Dienst am Altar keine Neigung spürte, wehrte sich, studierte die Rechte und führte erst im reifen Alter die Tochter des weitbekannten Hauptmanns Christian Gattlen als Gattin in sein Haus. Sie war eine energische und fromme Frau, welche ihren Haushalt vorzüglich zu leiten wusste.

Als siebentes Kind einer schönen Familie von zehn Kindern wurde Raphael 1860 am Feste der vierzig hl. Ritter seinen Eltern geschenkt. Wie diese hl. Märtyrer, zeigte auch Raphael zeitlebens etwas Unerschrockenes, Tapferes und Unbeirrbares in seinem Charakter. Nichts lag ihm ferner als Schmeichelei und Falschheit; offen sagte er den Leuten und Nachbarn die Wahrheit ins Gesicht, selbst unter der Gefahr, dadurch unbeliebt und unbequem zu werden.

Als der kleine Raphael aufwuchs, war das grosse Werk der Eindämmung des Rhodans noch nicht begonnen. Verheerende Überschwemmungen waren nicht selten; ja, er wusste als frühe Kindheitserinnerung zu berichten, wie die Talsohle, vom Fluss überflutet, einen See bildete und die Leute in Barken vom Turtig nach Raron ruderten. In jenen unsicheren Tagen brachten ihn die Eltern mit den jüngern Geschwistern nach Unterbäch, wo auch der greise Grossvater Hauptmann Gattlen († 1866) den Lebensabend verbrachte.

1 Nachruf verfasst von H.H. Hans Anton von Roten. Walliser Bote 113. Jg., 27–29, 7., 10. und 14. April 1953.

Seine ersten Kenntnisse im Lesen und Schreiben erwarb sich Raphael in Raron beim Familienrektor Perrig, einem höchst gelehrten Physiker und originellem Manne, der früher Jesuit gewesen und in der Folge an vielen Orten die Seelsorge ausübte.

Später sass Raphael zu Füssen der Lehrerin Delphina aus Goms, welche beim Dozieren den sog. Walliser Hut trug, und des Lehrers Eduard Andereggen, von dem Rektor v. Roten später immer mit grösster Hochachtung sprach. Waren die Schulkinder fleissig gewesen, so las der Lehrer am Schlusse das Leben des Tagesheiligen als Belohnung vor. In der Freizeit zog Raphael mit seinen Kameraden durch die Felder und Wälder, und mehr als einmal schwebte er in grösster Lebensgefahr bei diesen tollen Abenteuern. Im Sommer aber zog Raphael in das liebe Turtmanntal, wo die Herden seines Vaters weideten, welcher in der schönsten Alpe des Tales, Blumatt, aus dem Erbe der Familie v. Roten grossen Besitz sein eigen nannte. Als des «Landvogts Raphael» war der kleine mutige Hirt im ganzen Tal bekannt und beliebt.

Im Jahre 1876 kam Raphael an das Kollegium von Brig, wo bereits seine Brüder, der spätere Arzt und Präfekt Eduard und Josef, ihm vorausgegangen waren.

Das war ein lustiges Leben im Pensionat Spiritus Sanctus! Der vielbeschäftigte Inspektor Professor N. war oft abwesend und in der grossen Kirche mit Beichtthören überladen. In den Schlafsälen gab es laute lustige Auftritte und kleine Gefechte, die Kissen flogen hin und her, ja sogar externe Schüler kamen abends ins Pensionat, weil es dort lustiger und unterhaltender war.

Aber die Herrlichkeit dauerte nicht lange. Im folgenden Herbst kam Herr Senn, ein Deutscher direkt von Innsbruck nach Brig als Inspektor. Er war ein ängstlicher, überstrenger Herr, und wie ein scharfer Reif legte es sich auf die übermütigen und kindlichen Gemüter. Raphael galt mit seinem Freunde Eugen Schmid in den Augen des neuen Inspektors als Schlingel und Spitzbub. Ach wie oft wurden verbotenerweise Zigarren geraucht, wie viele Strafen abgeschrieben!!

In Brig erlebte Raphael 1878 die Eröffnung der Bahn und des ersten Bahnhofes. Noch im hohen Alter wusste er die schwungvolle Begrüssungsansprache des Ständerates P. L. In Albon wiederzugeben, die er damals gehört hatte. Aber schliesslich fühlte sich der Student unter dieser kleinlichen und strengen Zucht nicht wohl; er sehnte sich von Brig weg und gedachte, in Sitten seine Studien weiterzuführen.

So kam der Student im Herbst 1879 nach der Hauptstadt Sitten, wo er auf der «grossen Brücke» bei seinem Onkel, Herrn Ferdinand v. Wolff einquartiert wurde. Von hier besuchte er das staatliche Kollegium an der Lausannerstrasse und hatte als Professoren u. a. den radikalen Stadtpräsidenten Hrn. Bruttin, den späteren Bischof Julius Moritz Abbet, ein strenger Herr, der mit den Schülern lange ermüdende Spaziergänge zu machen liebte, und endlich Herrn Johann Baptist Henzen aus Löttschen, Stadtkaplan und Redaktor des «Walliser Bote». Diesen weitbekannten Mann, der einst in den vordersten Reihen des liberalen Walliser Klerus stand, schil-

derte Rektor v. Roten als geistreichen, sehr beliebten Geistlichen und begnadeten Prediger, dessen mächtige Stimme wie herrlicher Glockenton klang.

Eine reiche Gabe von Erinnerungen behielt Raphael von diesem einzigen externen Studentenjahr: Die kleine bewegliche Gestalt des Generalvikars A. de Preux; das feierliche Begräbnis des Grosskantors Kaspar Allet in der Domkirche, dessen Leiche vor der Beisetzung mit Kalk bedeckt wurde; die stürmischen Verhandlungen im Grossen Rate (denen er persönlich beiwohnte), über das zwischen der Regierung und dem Bischof geschlossene Konkordat, wobei der dicke Führer der Radikalen Deneriaz besonders heftig die konservativen Politiker angriff.

Lebhaft und anschaulich beschrieb Rektor v. Roten auch den Besuch des berühmten französischen Staatsmannes Leon Gambetta in Sitten, wo er in Begleitung von Damen und des französischen Gesandten Chalamel-Lacour eintraf, nach Valeria hinaufstieg, nachher dickwanstig vor dem Hotel de la Poste sich bewundern liess und einige magere Ovationen entgegen nahm.

In Sitten schloss Raphael Freundschaft mit den vortrefflichen Jungmännern Anton und Peter Jost, deren Vater aus Geschinen stammend, in der Hauptstadt ein blühendes Geschäft betrieb. Mit ihnen zog er im folgenden Herbst in das von Benediktinern geleitete Kollegium von Sarnen.

Das Land Obwalden von 1880 hat uns in unübertrefflicher Weise der unvergessliche Heinrich Federer beschrieben: Obwalden mit seinem See, seinen saftigen Obstwiesen, seinen originellen geistlichen Herren und weltlichen Regenten.

In Sarnen erlebte auch Raphael die mächtige Gestalt des Rektors Grüniger, den berühmten Pfarrer von Kerns und «Weltüberblicker» Ignaz von Ah, die Brüder Theodor und Adalbert Wirz. In Sachseln sah er nicht nur die Grabkirche Bruder Klausens, sondern auch den von Federer so meisterhaft geschilderten Landamann Nikolaus Hermann, wie er in seinem schönen mit Statuen geschmückten Hausgarten ausruhte und in einem Buche las; er durfte noch den greisen Maler Deschwanden sehen, der einmal von Stans herüber kam, vor den Studenten eine Rede hielt und Lieder sang. In Stans wohnte Raphael auch einer Aufführung des Schauspiels «Der Heldentod der Schweizergarde» bei, die auch Federer so ergriff, wie er im Buche «Am Fenster» es bezeugt.

Seine Studien schloss Raphael v. Roten in Brig ab; hier war es die Gestalt des geistreichen Rethorikprofessors J. Burkard von Gampel, die ihn besonders anzog. Herr Burkard liebte es, mit den Studenten Theater aufzuführen und die Biergärten zu besuchen. Als Lehrer wusste er die Studenten zu fesseln und zu vorzüglicher Arbeit anzuregen.

Nach reiflicher Überlegung und Rücksprache mit frommen Geistlichen trat Raphael v. Roten im Jahre 1882 in den Orden der Jesuiten. Der so fröhliche und lebhaft Student, der so manchen Streich auf dem Gewissen hatte, hatte sich für jene so verfehmete und verleumdete Gesellschaft entschieden, welche die radikalen Machthaber aus der Schweiz vertrieben hatten. Es ist geradezu auffällig, wie in je-

ner Blütezeit des schweizerischen Radikalismus eine grosse Schar von jungen Wallisern sich dem so befeindeten Orden anschlossen. Es waren Söhne aus den besten Familien des Wallis: die Stockalper, Chastonay, Werra, Roten, Perrig, Allet, Bonvin, Seiler, Jost, Cathrein usw. Während seine Freunde Jost in die österreichische Provinz eintraten, schlug Raphael den Weg nach Holland ein. Dorthin hatten sich die vom Kulturkampf vertriebenen Jesuiten der norddeutschen Provinz geflüchtet. Fünf Jahre blieb Raphael in Holland bei den Vätern der Gesellschaft Jesu, welche in zerfallenen Schlössern, die von wohlthätigen Leuten ihnen zur Verfügung gestellt wurden, sich so gut es eben ging, eingerichtet hatten. Im nahen Deutschland herrschte noch der von Bismarck angezettelte Kulturkampf, der auch in der Schweiz von den Radikalen eifrig nachgeahmt wurde. In Holland sah Raphael vertriebene deutsche Bischöfe, welche in der Verbannung und Armut lebten und den Bart wachsen liessen. Das südliche Holland ohne grössere landschaftliche Reize wurde dem jungen Walliser zur zweiten Heimat und später sprach er immer mit Heimweh und Wehmut von dem fernen Land, dessen pünktliche Ordnung und peinliche Sauberkeit er mit Bewunderung rühmte.

Die jungen Novizen mussten bei sparsamer Kost und anstrengender Arbeit harte Tage durchmachen. Innerhalb kürzerer Zeit erlagen mehrere seiner Mitschüler dem feuchten nordischen Klima und der Schwindsucht. Auch ihn ergriff eine schwere Krankheit; so liess es seinen Obern wünschenswert erscheinen, ihm die Rückkehr in die gesunde Bergluft anzuraten. Gerne hätte Raphael seine Kräfte dem Ordensleben geweiht; wahrscheinlich wäre er Missionär in Dänemark oder Schweden geworden. Schweren Herzens verliess er das ihm liebgewordene Land und den Orden, dem er bis in die letzten Tage seines Lebens rührende Anhänglichkeit und Treue bewahrte.

Stark geschwächt kehrte Raphael im Sommer 1887 ins Wallis zurück, doch konnte er nach einem längeren Aufenthalt in der Bergluft von Leukerbad, wo seine Verwandten, die Familie Gustav Loretan, ihm Gastfreundschaft anboten, noch im gleichen Herbst in das Priesterseminar von Sitten eintreten.

Hier fand er mehrere seiner frühern Mitschüler von Brig und Sitten wieder, während das Haus unter der Leitung eines Herrn Abbé Nantermod stand, der als beliebter Prediger und eleganter Herr geschildert wird. Als Lehrer der geistlichen Wissenschaften schätzte Raphael besonders den Domherrn Imoberdorf, der mit beneidenswerter Klarheit Dogmatik lehrte, und den erfahrenen P. Lovis, welcher Moraltheologie dozierte. Über dem Haus wachte in väterlicher Milde Bischof Jardinier, ein Prälat von grosser Frömmigkeit und Würde, dem als Generalvikar der stramme Domherr Franz v. Stockalper, ein gewesener Offizier, zur Seite stand.

Am 29. Juni 1889 zum Priester geweiht, feierte Raphael in Raron, da sein Vater bereits schwer krank war, in aller Stille im Kreise seiner nächsten Angehörigen seine erste hl. Messe. Dann kehrte er für ein Jahr nach Sitten zurück.

Noch als Seminaristen gelang es Raphael v. Roten mit seinen Freunden Johann und Dionys Imesch, den Geschichtsforschenden Verein von Oberwallis ins Leben zu rufen. Die Initiative ging in der Tat von den drei Theologen aus; nach gemeinsam verabredetem Plan gelangten die Brüder Imesch an ihren Pfarrer in Mörel, den geschichtskundigen Ferdinand Schmid, während Raphael das Projekt seinem Verwandten, Staatsrat Leo Luzian v. Roten anempfahl. Im Herbst 1888 erfolgte im Rathaus von Brig die Gründung des Vereins. Mit Rektor v. Roten verschwindet so der letzte jener Männer, welche vor 65 Jahren den Verein gründen halfen.

Am liebsten wäre Raphael, wie er öfters versicherte, in einem stillen abgelegenen Bergdorf, z. B. in Ernen oder Visperterminen, Kaplan geworden. Aber es kam nicht dazu. Nach dem Tode des frommen Kaplans Moritz Gattlen von St. German wählten die Pfarreileute von Raron mit Mehrzahl der Stimmen ihren Mitbürger zum Kaplan. Eine Minderheit gab ihre Stimme dem schon bejahrten Pfarrer Martin Lehner von Unterbäch, der als ein in der Heilkunst wohlerfahrener Mann ein geschätzter und gesuchter Helfer war.

Wie geruhsam war das Leben um 1890 in diesem ländlichen St. German! Der Zeitgenosse Edmund v. Fellenberg nennt es «ein malerisches Dorf, starrend von genialischem Schmutz». Kaplan v. Roten liebte seine St. Germaner, er liebte das Dorf im fruchtbaren Wies- und Reb Gelände mit dem schmucken Kirchlein, dem uralten Friedhof und einfachen, etwas verlotterten Kaplaneihaus, an dem sich eine mächtige Pergolle [!] emporrankte.

Mit grossem Eifer verlegte sich der junge Kaplan auf die Seelsorge. Besonders lag ihm am Herzen ein gründlicher katechetischer Unterricht der Schulkinder und die Betreuung der Kranken. Das Gotteshaus wurde verschönert: unter seiner Leitung erhielt die Kirche eine Kommunionbank, der Kirchturm einen neuen Helm; die alte Krypta oder Beinhaus wurde von den modrigen Totengebeinen geleert, und darin nach dem Brauch jener Zeit aus einheimischem Tuffstein eine sog. Lourdes-Grotte errichtet.

Rege freundschaftliche Beziehungen unterhielt Kaplan v. Roten mit seinem Nachbarn Pfarrer Franz Amacker von Ausserberg, Rektor Bodenmann in Raron und dem geistreichen Josef Burkard, der vom Kollegium von Brig als Prior nach Niedergesteln gekommen war. Mit Ehrfurcht sah unser Kaplan zu seinem Pfarrer auf; es war Dekan Anton Lagger aus Münster, ein eifriger, aber etwas barscher Herr, damals ein ehrwürdiger Greis mit weissem, langwallendem Haar. Nicht wenig litt Raphael unter dem Unverständnis seines Prinzipals, der öfters nichts Eiligeres zu tun hatte, als sehr eigenmächtig alte, wertvolle Kirchenzierden an fremde, beredete Altertumshändler zu verkaufen. So musste der Kaplan machtlos zusehen, wie bestes Kunstgut aus der Kirche von St. German abwanderte: so ein Hängeleuchter, eine hochgotische Statue des hl. Germanus, eine grosse wahrscheinlich spätgotische Madonnenstatue und ein Glasgemälde aus der St. Annakapelle bei St. German. Aus dem Erlös wurde billige Dutzendware angeschafft.



Elf Jahre blieb Raphael bei seinen lieben St. Germanern; seine Gesundheit liess indessen stets zu wünschen übrig; ein hartnäckiges Gehörleiden machte sich immer mehr bemerkbar; er war nicht mehr imstande, die Kaplanei zu versehen und musste sich in Spitalpflege begeben und später im Kanton Freiburg für längere Zeit die leichtere Stelle eines Hausgeistlichen in einem Institut annehmen.

Nach dem Tode von Herrn Rektor Bodenmann, der im September 1901 sein arbeitsreiches Leben beschloss, kam Raphael von St. German nach Raron, um das Rektorat seiner Familie zu übernehmen. Er selbst glaubte nicht mehr lange zu leben und wäre wohl erstaunt gewesen, hätte ihm jemand prophezeit, er werde noch mehr als 50 Jahre Rektor sein.

Als Rektor oblag ihm die Seelsorge in der Dorfkapelle für die Familie, aber auch in ausgedehntem Masse für die ältern und kränklichen Dorfleute, welchen der steile Kirchweg auf «die Burg» zu beschwerlich war. Mit grosser Treue und Hingebung nahm er sich der Kranken und Sterbenden an. Wie viele hat er deren im Laufe der Jahre ausgetröstet! Noch in seinen letzten Lebensjahren, da seine Kräfte ihn verliessen, schleppte er sich mühsam zu seinen lieben Kranken, ihnen Trost und Aufmunterung spendend. In der Sommerszeit zog er früher jedes Jahr nach Breitmatten bei Eischoll, um dort den Bewohnern des schönen Berggeländes Gottesdienst zu halten und die hl. Sakramente zu spenden.

Seine Mussezeit verwandte Rektor v. Roten zu Arbeit im Dienste des öffentlichen Wohles. Lange Jahre leitete er für das Oberwallis das Werk der Inländischen Mission und diente dem Bezirk Raron als Schulinspektor. Besonders lag ihm die heimatliche Geschichte am Herzen. Raron mit seinen alten Herrenhäusern und seiner merkwürdigen Vergangenheit fesselte immer wieder sein Interesse. Man kann nur bedauern, dass er sich nie dazu entschliessen konnte, systematisch die ältesten Quellen und Urkunden zu durchforschen. Er liebte es, alte Leute und Überlieferungen zu befragen und war viel zu bescheiden, seinen Forschungen grosses Gewicht beizumessen. Neben verschiedenen Beiträgen an den «Walliser Sagen», im «St. Jodernkalender» und im «Walliser Jahrbuch» mögen hier zwei genannt werden, die in den «Blättern aus der Walliser Geschichte» erschienen. Den Memoiren seines Grossvaters Gattlen entnahm er die Abhandlung «Die Expedition nach Berisal und die Besetzung des Simplons 1814». Später erschien der Artikel «Die Erbauung der Pfarrkirche von Raron», worin der Name des Baumeisters Ulrich Ruffiner erstmals vor einem grösseren Publikum bekannt wurde. Rektor v. Roten hat es auch wahrscheinlich gemacht, dass ein altes zerfallenes mittelalterliches Steinhaus am Südabhang des sog. Heidenbühls das Stammhaus der Familie v. Steiger von Bern ist. Diese Familie hat die Ruine seither erworben. Aus der Beschäftigung mit der Geschichte seines Dorfes entstand auch das Festspiel «Aus Rarons alten Tagen». Auf Bitten seines Freundes Pfarrer Concina verfasst, sollte es anlässlich der Vierjahrhundert-Feier der Pfarrkirche 1514–1914 aufgeführt werden. Es kam der erste Weltkrieg und erst später brachte es der rührige Theaterverein mit Erfolg auf die

Bretter. Der Höhepunkt des Stückes war für uns junge Zuschauer nicht das Erscheinen der imposanten Gestalt des Kardinals Schiner, der kam nur die neue Kirche zu weihen, sondern eine andere Szene: die Erstürmung und Eroberung des Schlosses von Raron durch die Oberwalliser. Da wurden die Verwundeten auf die Bühne getragen, welche in unverfälschtem Saaser-, Lötscher- und Gommer-Dialekt jammernten und sich lamentierten.

Regen Anteil nahm Rektor v. Roten von seiner stillen Klausur aus auch an den zahlreichen andern Theateraufführungen der Rarnerjugend, welche damals grossen Anklang und Anerkennung fanden. – Ebenso war er hervorragend beteiligt an der Ausschmückung und Renovierung der Pfarrkirche, wobei er nicht nur seine Geschmacksrichtung, die noch von der deutschen Spätromantik zehrte, sondern sein frommes Gemüt zum Ausdruck bringen konnte. Wie freute er sich über die neuen Chorstühle und den neuen Altar! Emsig sammelte er auch Gaben, um die Dorfkapelle herzustellen und zu verschönern. Rektor v. Roten gehörte zu den Stillen im Lande. Abgesehen von einigen Wallfahrten nach Einsiedeln, Lourdes und Rom hat er seine engere Heimat kaum verlassen. Sein Gehörleiden, das sich mit den Jahren verschärfte, schloss ihn immer mehr von der Gesellschaft und von seiner Umgebung ab. Er wurde zum Einsiedler, zum stillen Beter und Dulder.

Sein Lebensabend war reich an seelischen Leiden und schmerzhaften Leibesgebrechen, die er tapfer ertrug. Der Tod aller seiner Freunde und Studiengenossen, besonders des lieben Kaplan Waldis von St. German, liessen ihn immer mehr seine Vereinsamung empfinden. Eine letzte grosse Freude erlebte er, als 1948 der Geschichtsforschende Verein von Oberwallis in Raron seine Versammlung abhielt. Er konnte der Versammlung und auch dem gemeinsamen Mahle, das in seinem Hause stattfand, in völliger Geistesfrische beiwohnen.

Als seine Kräfte ihn verliessen und er seinen Mitbürgern nicht mehr in der Dorfkapelle die hl. Messe feiern konnte, durfte er im grossen Saale seines Hauses zelebrieren. Es ist ein Bild, das ich nie vergessen werde: Auf einem mächtigen Tische, auf dem einst der Landeshauptmann Georg Michel Supersaxo (gestorben 1675) die ernstesten Staatsgeschäfte des Landes Wallis erledigte, feiert der ehrwürdige Greis im weissen Haar die hl. Geheimnisse. Von den Wänden schauen die Bilder der alten Bischöfe und Vorfahren, darunter auch die der grossen Antiklerikalen des 17. Jahrhunderts: Johann Roten und Stefan de Platea; und rings um den Altar knien einfache Männer und Frauen in stiller Anbetung.

Was an Herrn Rektor v. Roten sterblich und vergänglich war, wurde am 30. März letztthin in Gegenwart des dankbaren Volkes unter den Gebeten der Kirche der geweihten Erde im Schatten der Burgkirche übergeben. Mit ihm ist von uns gegangen ein temperamentvoller, aber im Grunde so gütiger und leidgeprüfter Mensch, ein frommer und musterhafter Priester. Uns aber trösten die Worte des hl. Geistes: «Die Seelen der Gerechten sind in Gottes Hand. In den Augen der Toren scheinen sie zu sterben. Sie aber sind im Frieden».

Erinnerungen aus m. Leben.

Mein Erinnern reicht bis etwa in ein fünftes oder sechstes Lebensjahr zurück. Wie m. Mutter mir sagte, war ich schon in der Wiege von einer schweren Nervenkrankheit betroffen, ein schwächliches Kind, blieb im Wachstum ~~vorher~~ m. Altersgenossen zurück, war schüchtern, so dass ich mich vor Klein u. Gross vorzuzieh und meistens allein spielte oder gar krüben Träumereien nachhing. So ist mir aus <sup>den</sup> Kindertagen nur ein blasses Bild geblieben.

Wegen der in den 60er Jahren häufigen Ueberschwemmungen des Rhodans u. Bietschbaches und der hiedurch entstehenden Sumpfluft verbrachten die Eltern uns Kinder bei Sommeranfang alljährlich nach Unterküsch, wo wir unter der Obhut einer Vertrauensperson bis zum Spätherbst in einer Viehwohnung (zuerst im Häiler Wyssbiel, später in Wyssinen) verblieben. Damals hatte mein Grossvater mütterlicherseits, J. Chr. Gächler, gewes. Offizier in Piemont, <sup>unter</sup> Napoleon u. zuletzt kgl. Neapolit. Diensten, seinen ständigen Wohnsitz in Unterküsch im Hause s. Schwagers, Hon. Oberst Amacker, in der „Bannholzer“. Wir Geschwister (ausgen. der jüngste Bruder Karl, der im Elternhause zu R. verblieb) weilten gerne so oft bei ihm in dem etwas abgelegenen kraulichen Häuschen und in dem anstossenden Garten, wo es Hecken voll Süsbeeren u. Baumfrüchte zu mausen

*Erinnerungen aus meinem Leben  
Rektor Raphael von Roten*

*Kindheit und frühe Jugendjahre*

Mein Erinnern reicht bis etwa ins fünfte oder sechste Lebensjahr zurück. Wie meine Mutter mir sagte, war ich schon in der Wiege von einer schweren Nervenkrankheit betroffen, ein schwächliches Kind, blieb im Wachstum unter meinen Altersgenossen zurück, war schüchtern, so dass ich mich vor Klein und Gross verkroch und meistens allein spielte oder gar trüben Träumereien nachhing. So ist mir aus frühesten Kinderjahren nur ein blasses Bild geblieben.

Wegen den in den 60er Jahren häufigen Überschwemmungen des Rhodans und Bietschbaches und der hiedurch entstehenden Sumpfluft verbrachten die Eltern uns Kinder bei Sommeranfang alljährlich nach Unterbäch, wo wir unter der Obhut einer Vertrauensperson bis zum Spätherbst in einer Mietwohnung (zuerst im Weiler Wyssbiel, später in Wyssinen) verblieben. Damals hatte mein Grossvater mütterseits, J. Chr. Gattlen, gewesener Offizier in Piemont, unter Napoleon, und zuletzt in kgl. Napolitanischen Diensten, seinen ständigen Wohnsitz in Unterbäch im Hause seines Schwagers, Herrn Oberst Amacker, in der «Bannholza». Wir Geschwister (ausgenommen der jüngste Bruder Karl, der im Elternhause zu Raron verblieb) weilten gerne und oft bei ihm in dem etwas abgelegenen traulichen Häuschen und in dem anstossenden Garten, wo es Hecken voll Süssbeeren und Baumfrüchte zu mausen / 2 / gab. Besonders ich, sein Taufpatenkind, war sein besonderer Schützling und fast täglich beim Grosspapa-Götti zu Gast. Wenn mir daheim ein Tischgericht nicht behagte, lief ich unversehens in die «Bannholza» hinunter. Dort gab's meine Lieblingssuppe aus Milch und Semmelmehl, die des alten Hauptmanns Haushälterin, Anna Maria Bellwald aus Löttschen, auf mein Begehren: «Grosspapa, Semmelsuppa» unweigerlich auftragen musste. Nebetbei lockten dort in Glasgefässen Feigen und andere Südfrüchte, welche von Freunden und ehemaligen Kriegskameraden meinem grossväterlichen Gönner oft zugeschickt wurden. Noch sehe ich mich lebhaft anhaltend mit begehrliehen Blicken nach diesen Fruchtgefässen hinschielen, manchmal so andauernd, bis dem temperamentvollen alten Haudegen, der das Muckertum nicht leiden mochte, die Geduld ausging und er der Haushälterin befahl: «Anne Marie, gib dem „Jungi“ was in's Maul, sonst kommt es nicht vom Fleck!»

Übrigens gefiel mir Grossvaters Wohnung auch darum so gut, weil manch soldatisches Gewaffnen dort meine Augenweide war. Die Wohnstube war ganz kriegerisch ausgerüstet. Über dem grossen ledergepolsterten Lehnstuhl beim Ofen, worin der Greis meistens sass, hing eine sogenannte Panoplie von Säbeln, Reiterpistolen etc. Auch sonst erinnerte dort manches Bild und Gedenkzeichen an die Feldzüge

des «Hauptmann Gattlen», wie er von den Leuten gemeinhin genannt wurde. Lebhaft steht mir seine Greisengestalt vor Augen: der hohe herkulische Körperbau; das dichtbehaarte, schneeweisse Haupt, die breite, gewölbte Stirne mit den buschigen Augenbrauen, darunter / 3 / die stahlblauen Augen manchmal so drohend, manchmal dagegen so schalkhaft hervorblitzten. Dies alles sowie der energisch geschnittene Mund mit dem weissen, starren Schnauzbart, der etwas hervorstehenden Unterlippe im Verein mit den kriegsverstümmelten Händen bot so recht das Bild eines rauhen Kriegsmannes und Marsdieners. Ich schaute denn so oftmal schüchternen Blickes und stumm, ehrfürchtig und staunend aus gemessener Entfernung zu der greisen Kriegergestalt hin, die öfter in tiefes Nachsinnen versunken und auf den Krückenstock gebeugt, da vor mir im hohen Lehnstuhl sass, und es dämmerten in meiner Kinderphantasie seltsame Kriegsbilder und Ahnungen von Erlebnissen meines Grossvaters auf.

Grosspapa Gattlen barg ein goldenes Herz in rauher Schale. Keinen Armen, keinen Menschen, der ihm irgendeinen Dienst erwies, entliess er ohne Gabe oder Entgelt, wenn er dabei auch manchmal derbe Form gebrauchte. So erinnere ich mich, dass er dem Postboten jedesmal, wenn dieser ihm ein Paket überbrachte, durch die Magd einen Enzianschnaps reichen liess und hiebei dem Burschen barsch zurief: «Sauf, Kerl, dann mach, dass fortkommst». Solch derbe Spässe erlaubte Hauptmann Gattlen sich öfter, er konnte alsdann heimlich lachen, wenn der so Angeredete in Verlegenheit geriet. Auch ich und meine Altersgenossen, die mich zuweilen in der «Bannholza» aufsuchten, waren Ziele solcher Spasslaunen. Es kam vor, dass der alte Haudegen uns im Kommandoton befahl, miteinander zu ringen. Gerieten wir Schwinger, / 4 / mitunter, wie bei Kindern gewöhnlich, einander in die Haare und rissen wir uns an den Ohren, so dass Tränen und Heulen die Folge waren, dann schimpfte er uns vorerst feige Memmen und «verscheisti Jungini» und dergleichen, unterliess aber nicht, uns mit einer süssen Gabe zu versöhnen und zu trösten. Ich besonders fürchtete diese Aufforderungen zum Kampfe, denn wenn ich hiebei den Kürzern zog, musste ich die grossväterliche Apostrophe gewärtigen: «Pfui, schäm dich! Du wirst kein Soldat, du bleibst ein Nichtsnutz». Dieses Wort schmerzte mich, denn es war damals mein Traum, Soldat zu werden.

Hin und wieder erhielt Hauptmann Gattlen Besuche von Geistlichen oder gebildeten Laien, die ihm sehr willkommen waren. Mit erstern unterhielt er sich mitunter in lateinischer Sprache, in der er auch, wie der damalige Pfarrer Lehner versicherte, zu beichten pflegte. (Er hatte nämlich in seiner Jugend Lateinunterricht genossen und sich privat darin weiter ausgebildet). Mit Laien erging er sich gerne in politischen Gesprächen. Natürlich trieb mich die Langweile sowohl wie die angeborene Schüchternheit jedesmal hinaus in die Küche oder in den Hausgarten, wo mir die Haushälterin oder auch die Katze «bessere» Unterhaltung boten.

Ich war etwa 6–7 Jahre alt, als Grosspapa Gattlen starb. Er hatte trotz vielem Ungemach und den mehrfachen Verwundungen, die er in den Feldzügen Napoleons in



*Gattenhaus in Raron: Elternhaus von H.H. Raphael von Roten*

Italien erlitten, ein Alter von 87 Jahren erreicht. Wegen zunehmender Altersschwäche mussten meine und meiner Geschwister Besuche bei ihm / 5 /allgemach eingestellt werden und schliesslich holte man uns von Unterbäch nach Raron zurück. Lebhaft steht mir in Erinnerung, wie an einem Spätabend im November ein Bote von Unterbäch die Todesnachricht brachte, die uns alle schmerzlich traf. Doch so ist der Kindersinn! Als am übernächsten Tage, dem Begräbnistage, früh morgens die Leiche Grosspapas eingesargt ins Haus gebracht wurde, vergnügten meine jüngste Schwester [Mathilde] und ich uns damit, rittlings auf dem langen Sarge zu sitzen und uns gegenseitig hin und herzuschieben, während die andern Hausleute mit dem Empfang der Trauergäste und mit der Zurüstung zum Leichengang in Anspruch genommen wurden. Diesen konnten wir jüngern Geschwister nur vom Fenster aus betrachten. Es war das erste Mal, dass ich eine grössere Volksmenge sah.

#### *Primarschuljahre in Raron*

Nun waren die schönen Tage meines frühesten Kindesalters vorüber. In Raron begann schon am nächstfolgenden November 1868 für mich die Prosa des Lebens:

der Besuch der Primarschule. Diese war in meinen Augen zuerst ein Schreckgespenst, da meine ältern Geschwister und andere junge Leute mir dumme Weise gesagt hatten, es warteten dort meiner allerlei Torturen wie Knien, Tatzeln, Einsperren u. a. m. Zaghaft und verschüchtert trat ich in die alte Schulstube im Zentriegenhaus, auch Rathaus genannt, weil dort früher über das Gemeindewohl und über die Geschicke des Zentrums beratschlagt worden war. Mein erster Blick galt dem Lehrpult, das die vielen Bänke überragte und trotz seiner nüchternen Gestalt mir wie ein Königsthron einen heillosen Respekt einflösste, umso / 6 / mehr, da richtig wie man mir gesagt hatte, das gefürchtete Lineal bereit lag. Auch die grosse schwarze Rechentafel und die Tabellen samt der Schweizerlandkarte trugen bei, meine Zaghaftigkeit zu vermehren. Wie wird es mir ergehen? war mein vorherrschender Gedanke. Im ersten Angstgefühl, das mich mitten in diesem Apparat beschlich, wäre ich am liebsten davongelaufen. Doch der biederbe Lehrer Anderegg, der da oben am Pulte stand und die Bubenschar überschaute, wusste mich Angsthasen sowie die andern Neulinge mit seinem freundlichgütigen Lächeln und milden Worten zu beruhigen.

Eduard Anderegg war ein Mann von altem Schrot und Korn, tief religiös, charaktervoll und energisch. Ein ernstes, beherrschtes Wesen war ihm eigentümlich, das mit Güte und Nachsicht je nach Erfordernis sich zu vertragen wusste. Darum genoss er denn auch die Achtung aller – sogar jener Schüler, die er oft strafen musste. Lehrer Anderegg hielt strenge Zucht, nicht nur im Klassenzimmer, sondern auch während der Freizeit. Wenn Ermahnungen nicht fruchteten, so griff er zum Lineal, Nachsitzen und sogar Einsperren im Gefängnis, das neben der damaligen Schulstube sich befindet, musste in schwereren Fällen nachhelfen. Auch ich Dreikäsehoch bekam einmal das Gefängnis von innen zu sehen. Während der Lehrer nämlich einen ungebärdigen Schüler ins Cachot abführte, hatte ich meine Jacke aus Übermut aufgeknöpft und sie wie Flügel ausgespannt und die Gebärde des Fliegens gemacht. Alles lachte. Der Lehrer wandte sich rasch um, ersah mein Manöver und da hiess es: mitgefangen, mitgegangen. Dagegen halfen keine / 7 / Tränen. – Daheim zu klagen wagten wir nicht; wir waren vielmehr froh, wenn die Bestrafung zu Hause nicht ruchbar wurde, so sehr waren die Eltern von der Unparteilichkeit und von dem Gerechtigkeitsinn des Lehrers überzeugt. Es wäre an uns Straffälligen jedenfalls der lateinische Spruch wahr geworden: «Incidit in Scyllam [Meerungeheuer] qui vult vitare Charyptim [Meeresstrudel]».

Überhaupt galt die Schule Andereggs als gute. Er befolgte eine gute Methode und wusste mit menschlicher Geduld und grosser Klarheit uns Buben die Primarfächer beizubringen. Erwähne mich aus meinem ersten Schuljahr, mit welchem freudigen Hochgefühl ich nach der Klasse nach Hause lief, als mir der Lehrer gesagt hatte: «So jetzt kannst du bereits zu den Lesestücken im Büchlein übergehen». Ich fühlte mich damals mit meinem Schulbüchlein unterm Arm (wir nannten dasselbe «Namenbüchlein») als gefürchteten «vir unius libri». («Timeo virum ...»)

Die Schule dauerte zu meiner Zeit nur vom Anfang des Monats November bis Ostersonntag. Dennoch darf gesagt werden, dass sie bezüglich der Hauptfächer vor der jetzigen mindestens nicht zurückstand. Die Dorfschule Rarons unter Andereggens Leitung war überdies eine Erziehungsschule, nicht bloss eine Fächereintrichterei, was der Schule in der Neuzeit vielenorts vorgeworfen wird. Der Lehrer, selbst Familienvater, war stets bemüht, seinen Schülern tiefe Ehrfurcht vor den Satzungen der katholischen Religion und ihrem Kultus, ihren Gebräuchen, Gotteshäusern und Priestern beizubringen, und zwar sowohl durch sein musterhaftes Beispiel wie durch Belehrung und Mahnung. Ebenso hielt er uns Buben strenge zur / 8 / Ehrfurcht und Achtung vor der zivilen Obrigkeit an. Um uns anzueifern, im Gotteshaus und auf den Strassen ein anständiges, gesittetes Betragen einzuhalten, erzählte er manchmal ein entsprechendes Exempel aus der Heiligenlegende oder aus der Prophanesgeschichte. O so gerne hörten wir ihn erzählen! War der Lehrer mit unserm Verhalten nicht zufrieden, blieb zur Strafe das Erzählen aus.

So war Lehrer Anderegg eine tüchtige Stütze des damaligen Seelsorgers und Katecheten, des gestrengen hochwürdigen Pfarrers von Raron, Josef Anton Lagger. Gott lohne es den beiden Erziehern im Jenseits!

Zur Zeit, da ich in die oberste Primarklasse steigen sollte, wurde die seit dem Tode des hochwürdigen Herrn Josef Anton Seiler vakante Familien-Rektoratspründe wieder besetzt in der Person des hochwürdigen bisherigen Rektors von Lax, Herrn Ferdinand Perrig, gebürtig von Brig. Man nannte ihn Pater Perrig, da er vor der Vertreibung der Jesuiten aus der Schweiz 1848, diesem Orden angehört hatte. (In seinem letzten Lebensjahre wurde ihm die Wiederaufnahme in die Gesellschaft Jesu gewährt).

Ferdinand Perrig war ein grundgescheiter, sehr gebildeter, aber auch origineller Mann. Seine Kenntnisse in Physik verschafften ihm während seines Weilens in Raron alljährlich einige junge Herren, die vor Eintritt ins Priesterseminar in dieser Wissenschaft, die damals, 1860–70, noch Freifach war, sich auszubilden wünschten. Zugleich übernahm Rektor Perrig in den Zwischenstunden den Vorunterricht oder die Vorbereitung für den Eintritt ins Gymnasium der Sprösslinge der Familie Roten, deren es zwei waren, nämlich Herr Vetter Heinrich und mein zweitältester / 9 / Bruder [Josef]. Da ich damals (1869–70) kränklich war und die Stickluft in der überfüllten Primar-Schulstube als mir nicht zuträglich erachtet wurde, liess Rektor Perrig sich auch gutwillig herbei, mir Privatunterricht zu erteilen. Dies hatte zur Folge, dass zu Beginn des nächstfolgenden Schuljahres sich auch noch Söhne anderer Rarnerfamilien um Aufnahme in diese Privatschule meldeten und diese vom gutmütigen, opferwilligen Herrn Perrig erhielten, so Schröter August und Moritz, Werlen Johann Josef und Moritz, Zurbriggen Moritz u. a. m. Das Wohnzimmer des Familienrektors im Hause, das an der Stelle des jetzigen Sennerei-Atelierlokals stand, war voll besetzt, und es war mithin ein merkwürdiges Sammelsurium von Schülern und Lehrfächern, das sich da zusammenfand.



Hochwürdiger Herr Rektor und Praeceptor Perrig war sehr nachsichtig und gütig uns Schlingeln gegenüber, wir missbrauchten seine Geduld leider zu oft. Da der gute Herr keine Magd hatte und sein mehr wie frugales Essen vermittels einer Kochmaschine selbst bereitete, stellten wir uns manchmal absichtlich so zeitig zum Unterricht ein, dass er vorher nicht frühstücken konnte. Das wurde ihm doch zu arg. Er schickte uns hinaus ins Freie mit dem Vermerk: «Oho, z’erst lät mi wenigstens lah du Kaffee heizu und gniessu». Nicht zweimal brauchte der Praeceptor uns so zu verabschieden. Hui, waren wir zur Türe hinaus und hinüber in die Baumgärten und vertrieben die Zeit mit Spielen, bis nach unserm Ermessen die Schulstunden fast verstrichen waren. Bei unserm nochmaligen Erscheinen im Rektor-Zimmer hiess es alsdann: «Oh, ihr Spitzbuobu, jetz brüchid er nimme z’cho, / 10 / jetz is ja bald Mittag». Allzu oft wagten wir diese Büberei nicht zu verüben, damit der Herr Praeceptor den Schlich nicht merke. Auch während den Unterrichtsstunden trieben wir manchmal Allotria und missbrauchten die Nachsichtigkeit des Herrn Rektors. Gaben wir’s aber ein oder das andere Mal zu dick, so musste er doch strafen. So erinnere ich mich, dass er uns einmal mit Donnerstimme zur Türe hinauswies, wo wir auf der Wendeltreppe in Gänselinie auf den Stufen knien sollten. Die Besorgnis beschlich uns Fratzbuben dabei, es könnte irgendein Besucher, deren hochwürdiger Herr Rektor hin und wieder empfing, uns in dieser Situation überraschen. Wussten wir wiederholt die Lektion nicht, so erhielten wir mitunter Titulaturen wie z. B. «Lischugrinda». Immerhin war uns der gute Herr sehr geneigt und konnte es, wie man zu sagen pflegt, nicht übers Herz bringen, den Eltern unser Sündenregister unbeschönigt kundzutun. Gerade glänzend wurden unsere Fortschritte in sothanen Verhältnissen nicht; es war unsere Schuld.

### *Spiele und Streiche der Schuljugend*

Noch soll Erwähnung finden, worin damals das Hauptvergnügen der männlichen Schuljugend von Raron bestand. 1868 und 69 war es das «Soldaten spielen». Ich besonders war ein begeisterter Soldat, die Erinnerung an die bei Grosspapa Hauptmann Gattlen verlebten Jahre mögen dazu mich angeregt haben. Alle freien Tage und viele Sommer- und Herbsttage hielten wir Schulbuben Soldatenmusterung und machten Ausmärsche und übten uns in Gefechten. Unsere Ausrüstung bestand in hölzernen selbstgeschnitzten Säbeln und Gewehren oder Stöcken. Die Montur ersetzten einzig die in die Strümpfe gesteckten / 11 / Hosen, eine Schlinge um den Leib sowie ein Federbusch an Hut oder Kappe. Als Kriegsfahne diente uns ein farbiges Tuch an einer Bohnenstange und als Militärmusik fanden 2–3 Giesskannen nebst selbstverfertigten sog. «Schwegelpfeifen» Verwendung. Die Offizierschargen wie Hauptmann, Lieutenant, Fähnrich wurden viel umstritten und verursachten manchen Wechsel und Disput. Die damit Betrauten mussten sehr auf-

passen, damit ihnen keine Ungeschicklichkeiten unterliefen, andernfalls wurden sie durch Stimmenmehrheit abgesetzt. Die Kommandos waren meist eigene Erfindung und so sonderbar, dass sie bei gelegentlichen Zuschauern und Hörern lauten Spott und Gelächter erregten. Doch dies beirrte uns nicht. Stolz und stramm stampften wir Krieger durch das Dorf und hinaus in das Marsfeld, als welches wir gewöhnlich das «Chlei Bodi» oberhalb der «Güffra» ausersehen hatten. Dort angekommen, wurde die Mannschaft in zwei gleich starke Gruppen geschieden, die sich gegenseitig den Krieg erklärten. Dann ging es los mit Huronengeschrei. Keine Partei wollte den Kürzern ziehen und so endete der Kampf manchmal nicht ohne Beulen, Gejammer, ja sogar Tränen. Doch bis am nächstfolgenden freien Tag waren die Schmerzen und der daraus erfolgte Zwist und Hader wieder vergessen, und es ging von neuem wieder los. Eine seltsame Begleiterscheinung hatte dieses Kriegsspiel. Ältere Leute und besonders die Weiberwelt von Raron sahen in demselben ein Vorzeichen eines kommenden Krieges: «Es wird ohne Zweifel / 12 / bald ein Krieg ausbrechen, ihr werdet sehen, das kriegerische Tun der Dorfbuben bedeutet so etwas». Und als um 1870 der Krieg zwischen Frankreich und Deutschland entstand, sagten diese Propheten: «Da haben wir's! Haben wir's nicht vorausgesagt?»

Ja, dieser Krieg entflammte erst recht unsere Begeisterung für das Waffenspiel. Wir waren sämtlich Deutschlandfreunde, nur widerwillig fügte man sich, wenn es hiess: diesmal musst du beim Kampf Franzose sein. Die erwachsenen und älteren Leute in Raron, wie überhaupt allerorts im Oberwallis, waren dagegen zuerst bezüglich Parteinahme für oder gegen Frankreich geteilter Ansicht und Sympathie. Bei Manchen zog damals noch das Schlagwort: «Frankreich die älteste Tochter der katholischen Kirche». Soviel ich weiss, waren Herr Leo Luzian von Roten und mein Vater mit ihrer Sympathie entschiedene Deutschlandfreunde. Damals erschien bereits der 2. Jahrgang der Zeitschrift «Alte und Neue Welt», die meine Eltern abonnierten. Mit welcher Befriedigung betrachtete ich die Kriegsbilder darin und las die einschlägigen Berichte! Weniger erbaute sich daran ein Unterwalliser, ein Herr Perrayaz, der als Candidatus Theologiae bei hochw. Rektor Perrig Physikstunden nahm und bei uns Kostgänger war. Dieser warf nach jedem kurzen Blick in die Monatsschrift oder in die Zeitung beide entrüstet auf die Seite mit den Worten: «Impossible! Ce sont des mensonges! Attendez, vous verrez sous peu». Aber immer gab es nur Niederlagen der französischen Armée zu lesen. Pauvre Perrayaz! Er war sonst ein lieber, gemütlicher Herr.

Nebst dem Kriegsspielen vergnügten wir Rarerbuben uns auch mit / 13 / Leidenschaft am böllern. Man gebrauchte dazu grössere Schlüsselröhren oder fabrizierte Böller aus Blei und aus dicken Hollunderästen. Pulver wussten wir uns geheim auf verschiedenen Wegen «per fas» oder «nefas» zu verschaffen. Wer mit seinem Böller den stärksten Knall zuwege brachte, der bildete sich was ein. Dieses Böllerschiessen hatte jedoch bald ein Ende, als ein Schulknabe, Eduard Zurbriggen, durch Unvorsichtigkeit den Tod fand. Glücklicherweise war ich bei diesem

Unglücksfall nicht dabei. Die Teilnehmer wurden vom gestrengen Herrn Pfarrer Lager gehörig abgekanzelt und bestraft. Doch sollte auch ich in ein ähnliches Abenteuer verwickelt werden. Eines Abends nach den Unterrichtsstunden bat mich Johann Josef Werlen, ein älterer Schüler, ich möchte mit ihm in die «Juden» kommen, er habe dort einen Auftrag seiner Eltern auszurichten. Zuerst wollte ich nicht mitgehen, da zeigte er mir eine alte Pistole, die stark mit sog. Sprengpulver und einer Bleikugel geladen war. «Wir wollen dort, da uns Niemand sieht, Ziel schiessen», sagte er. Das lockte mich. Sofort barg ich meine Schulbücher und Hefte hinter der Haustüre und wir schlichen uns fort. Nachdem Werlen seines Auftrages sich entledigt, begannen wir halbwegs zwischen «Juden» und «Gstaad» das Zielschiessen. Doch die Kapseln (Zündhütchen) zündeten nicht, sie waren der Pistole nicht angepasst. Dadurch in Sicherheit gewiegt, richteten wir, bald der Eine, bald der Andere, die Waffe gegenseitig auf uns. Zuerst zielte er mehrmals auf mich und drückte ab. Alsdann übergab er mir die Pistole und ich zielte und drückte auf ihn ab. Das erste Mal blieb's wie bisher, beim / 14 / zweiten Abdrücken jedoch – o Schrecken! – krachte der Schuss und Werlen fiel auf sein Angesicht zur Erde. – Im ersten Moment war ich bei diesem Anblick wie auch von dem Knall und dem Rückschlag der Pistole – sie wurde mir dadurch aus der Hand gerissen – völlig betäubt und sprachlos. «Jetzt hast du einen Menschen getötet», war mein erster Gedanke. – Zu meiner unsagbaren Erleichterung und Freude begann aber Werlen bald fürchterlich zu winseln und zu heulen. Ich richtete den Gefallenen auf – und was sah ich?! Seine linke Gesichtshälfte war schwarz von dem aufgebrannten Pulver. (Wir standen nämlich beim Schiessen etwa 3–4 Meter von einander entfernt). Die Gesichtshälfte schmerzte ihn fürchterlich, auch klagte der Bedauernswerte, er höre am linken Ohr gar nichts mehr, und so geschwärtzt wage er sich nicht heim. Was machen? In meiner Angst und Unkenntnis riet ich ihm, er solle sich das Gesicht waschen. Das war gefehlt: die Schwärze wich ein wenig, aber das Brennen nahm zu. Werlen jammerte kläglich. Wir beratschlagten uns, wie wir uns am besten aus der Patsche ziehen könnten. Er sagte: «Ich gehe erst nach Einbruch der Dämmerung nach Hause, dann fällt mein Gesicht weniger auf. Von dem Vorfall wollen wir beide strengstes Stillschweigen bewahren. Geht es mir bis morgen nicht besser, so werde ich meinen Eltern sagen, ich sei aus Gwunder in das Boschhaus getreten, um die Leiche des an den schwarzen Pocken verstorbenen Vaters (Bosch) zu sehen». (In jenem Jahr herrschte die Pockenseuche, die von den französischen Internierten ins Land geschleppt worden war, in den meisten Orten des Wallis.) Wirklich hiess es schon / 15 / am folgenden Tag, im Werlenhaus im Turtig seien die Pocken aufgetreten, der Hans Josi habe sie. Man berief den alten Arzt Andenmatten [Anton] aus Visp zu dem Leidenden. Der aber stellte die Diagnose nicht auf Pocken, konnte sich jedoch den Zustand des Kranken sonst nicht erklären, bis ihm der Simulant insgeheim die Ursache bekannte. 2–3 Wochen lang blieb Johann Josef Werlen von der Schule fern. Alsdann zeigte er sich wieder lachenden Gesichtes: er hatte inzwi-

schen an jener Gesichtshälfte eine neue, hellere Haut bekommen denn vorher und wünschte sich für die andere Hälfte eine gleiche ebenso schöne. – Mir aber fielen 2 Steine vom Herzen: die doppelte Angst, der Angeschossene werde nicht genesen und der dumme Streich könnte auskommen, was mir zu Hause eine tüchtige Züchtigung eingebracht hätte. Während der ganzen Zwischenzeit und noch Wochen nachher war und blieb mein Betragen in Kirche, Schule, im Elternhaus und auf den Gassen fast engelfromm und eingezogen: aus Angst und Beklemmung. Auch war ich mir bewusst, dass mein Schutzengel bei dem unvorsichtigen und verwegenen Pistolenschiessen mir zur Seite gestanden war. Es war übrigens nicht das erste Mal. Schon etliche Jahre vorher erfuhr ich seinen Schutz und Schirm.

Damals befand ich mich als «Stafelgurro» mit unserm Küher, A. Pfammatter, in der Voralpe. Als in der Woche vor St. Petersfest andere Alpen bereits befahren und manche Kuhherden durch unsere «Weide» in das innere Turtmantal getrieben wurden, wurden darob unsere Kühe unruhig und alpenbegierig. Eines Morgens, als wieder eine Alpfahrt vorbeizog, machten sich auch die unsrigen Tiere auf den / 16 / Weg. Der Küher, der gerade mit «Stallmisten» beschäftigt war, befahl mir, ihnen schnell nachzueilen und sie zurückzutreiben. Ich lief. Am Talweg angelangt, rief ich dem Manne, der seine Herde trieb, er möchte unsere vordersten Kühe zurückhalten und Wendung machen lassen. Er tat's, aber auf grobe, ungestüme Art. Unse- re Meisterkuh wendete und stürmte, die andern zur Seite stossend, den Saumweg heraus. Um ihr auszuweichen, stellte ich mich dummer Weise nicht auf die Seite oberhalb des Weges, sondern an dessen Rand, hart am Turtmannbach. Die stürmische Meisterkuh streifte gerade dort die nachzügeln- den Rinder und ich Armer fand keinen Halt mehr. «Jesus, Maria!» und schon lag ich im wilden angeschwollenen Bach. – Gut für mich, dass ich beim Fallen nicht auf eines der darin liegenden Fels- stücke stiess und so unbeschädigt blieb, sonst wäre ich verloren gewesen! Instinctiv und mit dem Mute der Verzweiflung – eigentlich war's ein Gedanke von oben – schnellte ich empor, fiel aber zurück, schnellte nochmal empor und es glückte mir, mit der Linken eine dünne Lärchenwurzel zu erhaschen. Doch, wie ich mich daran emporzuziehen versuchte, sah und fühlte ich, wie sich dieselbe in meiner Hand schälte und die glatte Zweigwurzel mir allgemach entglitt. «Heiliger Schutzengel, hilf!» schrie ich, «ich kann nicht mehr!» Zugleich aber krampfte ich die Hände in das Erdreich und sah mich nach einem andern Halt um. Weiter oben am Rain erblickte ich eine etwas dickere Wurzel und schwang mich mit letzten Kräften hinan, ergriff sie, und nun arbeitete ich mich daran hinauf. Ich war gerettet! / 17 / An allen Gliedern zitternd, nass bis auf die Knochen und leichenblass trat ich in die Hütte vor den Küher. Der erblasste auch, als er mich sah und meinen Bericht hörte.

Im Herbst nach dem Pistolenabenteuer bei «Juden-Gstaad» verschaffte ich meinem Schutzengel wieder Arbeit. Es war drüben in der «Steinmatte», wo damals einige Nussbäume standen. Das Herbstgras war ringsumher bereits hart abgewei- det und der Boden gestampft. Da erkundeten wir Buben (3–4 Kameraden), worun-

ter mein verstorbener jüngster Bruder Karl – am obersten Wipfel eines der Bäume noch einige Nüsse. Die mussten wir haben. Wem gelingt es, zuerst bis zu den Nüssen da oben zu gelangen?! Das setzte sofort ein hastiges Wettklettern ab. Obwohl sonst ungelentk, war ich dennoch allen voraus oben in die Nähe der lockenden Frucht gelangt. Doch es war ein kurzer Triumph. Schon griff ich mit ausgestrecktem Arm darnach, da ... krach – brach der Ast, auf dem ich stand, und ich plumpste wie ein voller Sack herunter auf den hartgetretenen Rasen. Der Schock benahm mir den Atem und ich lag bewusstlos. Unser Hausknecht, von meinem Bruder herbeigerufen, trug mich nach Hause. Man rief schnell den Herrn Pfarrer und zugleich Peter Eberhardt, einen heilkundigen Mann, der sowas wie Dorfdoktor war. Dieser verordnete, da er innere Blutung befürchtete, dass ich, sobald die Besinnung sich wieder einstelle, ein Krüglein Fischöl trinken solle. Ich sträubte mich dagegen, aber es half kein Weigern. Er verhielt mir mit einer Hand die Nase, mit der andern zwang er den Rand des Kruges mir in den Mund, und ich musste schlucken. / 18 / Es schmeckte abscheulich, gar nicht wie die erstrebten Nüsse geschmeckt hätten. Am folgenden Morgen ging das Getränk von mir, und sieh da: es zeigte sich keine Blutung. «Unkraut» – sagt der Volksmund – «verdirbt nicht». – Drei bis vier Tage lag ich zu Bette, dann konnte ich, zwar arg gekrümmt, wieder ins Freie hinausgehen. Als ich nun so mit krummem Rücken auf dem Dorfplatz mich erging, begegnete mir Herr Präfekt Hans Anton von Roten. Er rief mir spassend zu: «So, wie geht's nun dem Nüssenschütter [!]?» Ich schämte mich und suchte ein Versteck auf.

*Markante Rarner Persönlichkeiten der 2. Hälfte des 19. Jh.s*

Da ich soeben Herrn Präfekt Anton von Roten genannt, sei hier weiter die Rede von den Magistrats- und Standespersonen, die während meinen Knabenjahren in Raron in Ansehen standen, und zwar in hohem. Vorab war's der just Genannte. Hans Anton von Roten war ein Mann von ungewöhnlich hochragender Gestalt, mit sehnigen und energischen Gesichtszügen. Er versah damals das Amt des Bezirkspräfekten und Grossrates, war auch kurze Zeit Mitglied des eidgenössischen Ständerates gewesen, welches hohe Amt er später mit dem eines Gesandten auf den Nationalrat vertauschte. Wegen seiner politischen Amtsgeschäfte musste er von Raron häufig abwesend sein, denn er galt im Wallis und in der Bundesstadt unstreitig als der einflussreichste und populärste Repräsentant des Volkes und des Standes Wallis. Alles dieses war dazu angetan, ihm in unserer Gemeinde, in unserm Bezirk und anderwärts eine besonders hohe Achtung und ungewöhnlich grosses Ansehen zu verschaffen. Was Wunders, dass wir Rarnerbuben geradezu mit scheuer Ehrfurcht zu ihm aufblickten. / 19 /

Erinnere mich, dass anlässlich eines Schulbesuches, an dem nebst dem Pfarrer-Dekan Lagger der gesamte Gemeinderat teilnahm, das Erscheinen des Herrn

Hans Anton uns Buben fast den Atem verschlug. Obwohl er zuweilen auf der Gasse sogar mit kleinsten Knirpsen humorvoll sprechen und spassen konnte, blieben wir in seiner Gegenwart scheu, besonders wenn wir irgendwelche Bubenstück auf dem Gewissen hatten. Denn in diesem Falle entlud er auf uns Donner und Blitz. – Soll ich seine Charakteranlagen beurteilen, so war er, wie mir scheint, in seinem Denken, Handeln und Streben mehr Realist denn Idealist. Einen völligen Gegensatz bildete hierin sein Bruder, Herr Leo Luzian. Dieser war durch und durch Gemütsmensch und Idealist. Das Leben nach seiner werktäglichen Seite zu beurteilen und aufzufassen, lag ihm nicht. Für ihn war dasselbe immerfort sonnig hell, immer Sonntag, will sagen: er gewann ihm auch bei Enttäuschungen stets die schönere Seite ab. Mit einem Wort: sein Geist weilte meist im «schönen Land der Poesie». Mit dieser, seiner «Liebsten», war er innigst verbunden sein Leben lang. (Noch in seinen letzten Lebenstagen entstand in Breitmatten das Walliser Nationallied «Nennt mir das Land so wunderschön...»). Von denen, die, «Hammer, Rad und Walze», das «Geschäft machen», erwerben und reich werden, kurz den «lauten Markt des Lebens» zu ihrem Lieblingsthema wählten, musste Herr Leo Luzian sich manchmal Neckereien gefallen lassen. Doch das focht ihn nicht an. Er äusserte solchen Spöttereien gegenüber gelassen: «Weiss wohl, dass ich nicht in diese / 20 / neue Zeit hineingehöre, dass ich mindestens 2 Jahrhunderte zu spät geboren bin». Das Äussere Leo's von Roten war das Abbild seines Innern: er war, wenn auch etwas weniger hoch gewachsen wie sein Bruder Anton, so dennoch eine ragende, ritterlich-edle Gestalt, welcher das gemessen langsame Schreiten (er lahnte wegen eines im Jugendalter erlittenen Beinbruches ein wenig) etwas Würdevolles verlieh. In seinem Gehaben und Verkehren mit Hoch und Nieder kam seine vornehme Gesinnung so recht zum Vorschein; gegenüber den gemeinen Landleuten trat hinzu noch eine bezaubernde Gemütlichkeit und Leutseligkeit. Kein Wunder, dass jedes Mal, wenn er von Sitten herauf seinen Verwandten und seinem Heimatdorf Besuch machte, alle Leute sich darob erfreuten und sein Andenken bei denen, die ihn gekannt, über das Grab hinaus lebendig blieb. (In den 60er und 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts hatte Herr Leo Luzian von Roten den Lehrstuhl für Deutsche Sprache und Literatur am Gymnasium von Sitten inne und besorgte nebst dem die Redaktion der «Walliser Botschaft», des spätern «Walliser Bote». Hernach wurde er in die Regierung gewählt, in der er lange Jahre die Departemente des Militärwesens und der Erziehung verwaltete.) Aus Gesagtem wird der Leser dieser Zeilen sich sagen, dass die Herren Anton und Leo von Roten sich in Charakteranlage, Eigenschaften etc. völlig verschieden, dennoch prächtig ergänzten. So war es: «par nobile fratrum».

Ein ehrwürdiger Typus des damaligen Raron war auch der greise Oheim des obgenannten Brüderpaares, Herr alt Grosskastlan Paul Roman von Roten, der zu Ende des XVIII. Jahrhunderts geboren, durch sein / 21 / Alter, seine Denkweise und seinen reichhaltigen Erinnerungsschatz die damalige Generation mit der «gu-

ten alten Zeit» verband. Noch ist mir der kleine bis in sein hohes Alter bewegliche Greis mit seinen silberweissen auf die Schultern wallenden Haarlocken, der hohen Stirn und dem energisch blickenden Augenpaar, zu dem die kühne, etwas gebogene Nase sowie der kräftig geschnittene Mund prächtig passten, in lebhafter Erinnerung. Später zwar, in seinem 90. Altersjahr, erlosch sein Augenlicht und mit diesem auch seine feurige Gemütsart. Seine Kleidung stimmte mit seinem Aussehen völlig überein: er trug zwar nicht mehr Kniehosen und Schnallenschuhe, aber stets noch einen weitausladenden und tieffallenden Taschenrock mit breitem Rückschlag an Brust und Schultern, aus dem der Hemdkragen in Gestalt von sogenannten «Vatermördern» hervorragte. Herr Kastlan Roman Roten, wie er vom Volke gemeinhin genannt wurde, weil er zu meiner Zeit Kastlan von Raron und zugleich (lebenslange) von Ausserberg war, zählte besonders unter dem Klerus des Oberwallis wie auch im Domkapitel zu Sitten viele Freunde und Bekannte, die ihn oft besuchten. Er war ja ein grosser Priesterfreund, und es war seine Freude und Gewohnheit, den Geistlichen von Raron und denen, die hieher kamen, in der Sakristei und am Altar dienen zu können. Gott weiss, wie vielmal er bei der hl. Messe ministriert hat; er selbst versicherte, es sei mehrere 1000 Male geschehen. Auch liess Herr Roman es sich nicht nehmen, bei den solennen «Gemeindetrünchen» am «Unser Herrgottstag», an St. Karl und andern solchen Gelegenheiten den Toast auf die Pfarrgeistlichen, Pfarrer, Kaplan und Rektor, zu halten. Die Gesprächsstoffe, / 22 / die bei der Unterhaltung ihm besonders zusagten, waren nebst Erinnerungen und Episoden aus seinem Leben auch «Pfarreibesetzungen» und vorkommende Wahlen ins Domkapitel etc. Jüngern Leuten aber erzählte der alte Herr besonders gerne «Bozengeschichten» und «Armenseelenerscheinungen». Merkwürdig ist auch, dass er von Hexenglauben nicht gänzlich frei war: ein Anhängsel aus dem XVIII. saeculum. Doch hatte er manchmal Freude an Schnurren und Spässen. Wir Praeparanden zum Eintritt in das Gymnasium, Peter Maria Nessier aus Münster, der von seinem Onkel, Pfarrer Lager, und ich, der vom Familienrektor Josef Furrer in's Latein uns einführen liessen, besuchten den greisen Herrn recht oft, um seine interessanten Gespräche zu geniessen. Bei solchen Anlässen gab Herr Roman uns hin und wieder sprachliche Nüsse zu knacken. Da er einst zur Zeit, als die P. P. Piaristen und späterhin die V.V. Jesuiten das Gymnasium Spiritus Sanctus leiteten, in Brig Student gewesen, kannte er sich in den lateinischen und griechischen Klassikern recht gut aus. Es machte ihm daher Vergnügen und Spass, uns Stellen und Citate aus Vergil und Homer zum Übersetzen ins Deutsche vorzulegen. Daraus erwachsen den beiden wetteifernden Studentlein manchmal Verlegenheiten, aber auch Anerkennung und Lob aus dem Munde des gelehrten Examinators. Wie stolz und hochgemut war alsdann der, dem das Lob galt!

Im Familienkreise «Landschreibers» – so nannte man in meiner Jugendzeit gemeinlich das untere Haus Roten, weil dessen Ahnvater [Hildebrand von Roten] viele Jahre (unter dem alten Regime) dieses Staatsamt verwaltet hatte – nahm nicht

die letzte Stelle ein: Frl. Adrienne von Ried- / 23 / matten, Schwägerin des Herrn Nationalrats Hans Anton. Diese Dame versah seit dem frühen Tode ihrer Schwester Josephine Eugenie, Gemahlin des soeben genannten Herrn, die Stelle der Hausfrau und Pflagemama an dessen Sprösslingen: Bertha, Ida und Heinrich. Fräulein Adrienne war eine sehr prästante und imponierende Damengestalt, voll Würde und Anmut in ihrem Gehaben und Auftreten. Noch mehr aber gewann sie die Achtung und Verehrung aller vermöge ihrer aussergewöhnlichen Liebenswürdigkeit im Verkehr mit den Leuten, mit den ärmsten und einfachsten sowohl wie mit höher- und bessergestellten. Erstere namentlich verehrten in ihr mit Recht – damals wusste man noch von Dankbarkeit – ihre herzensgute und grossmütige Wohltäterin. So war es jedes Mal eine Freude, ein Sonnenblick für das ganze Dorf, wenn Frl. von Riedmatten mit Herrn Leo von Roten, dem sie zur Winterszeit bis zum Frühsommer in Sitten den Haushalt besorgte, nach Raron heraufkam, sei es zu Weihnacht, Ostern, Pfingsten etc. oder wann es galt, die Vorbereitungen zum Aufstieg nach Breitmatten zu treffen. Bei ihrem Weggang von Raron hinterliess Adrienne von Riedmatten jedes Mal ein gesegnetes, dankerfülltes Gedenken bei den Dorfbewohnern. Mit Recht, sie war, wie der Franzose sagt, «une belle âme», eine Edeldame in des Wortes vollster Bedeutung, deren Güte und Menschenfreundlichkeit nicht berechnete Herablassung, sondern Ausdruck innerster Gesinnung war.

Um den besprochenen Familienkreis zu schliessen, bleibt noch zu erwähnen Herr Vetter Eugen von Courten aus Sidlers, der einige Zeit das Postbureau, dessen Verwaltung seit Einführung des regelmässigen Postverkehrs im Wallis das Haus «Landschreiber» inne hatte, und dem / 24 / vorher Herr Paul Roman vorgestanden, verwaltete. Herr Courten war ein stiller Mann, Witwer, der durch Vermögensverlust in missliche Lage geraten war und daher in der Familie Hans Anton von Roten sozusagen das Gnadenbrot ass. Auch sein Sohn Joseph, der spätere Arzt, brachte als Student seine Ferien längere oder kürzere Zeit im Schosse der gleichen Familie zu, die Freude der Jagd und der Ausflüge mit seinen Vettern Heinrich und Eduard geniessend. Hasen, Eichhörnchen und Enten hatten damals nicht viele Feiertage im Gebiet der Gemeinde Raron.

Mein Vater [Eduard] selig war unter diesen Herren der zweitälteste, geboren 1811. Wie sein Verwandter Paul Roman Roten vertrat er daher einigermaßen die aus dem kaum verflossenen 18. Jahrhundert, das die patriarchalischen Lebensverhältnisse sowie das oligarchische Regime gesehen, herkommenden Gebräuche, Gewohnheiten, politischen Ansichten und lebte noch fast gänzlich in Familientraditionen. Wie jener war auch er übertriebenen und überstürzten Neuerungen abhold. Für Urbarmachung von brachem Boden war er damals sehr eingenommen, hat er ja zuerst an die Rodung des sog. «Bietschisandes», jetzt «Sandmatten» genannt, Hand angelegt und in den dünnen, öden «Haltjinen» jenseits des Bietschbäches Reben gepflanzt. Auch die Rhonekorrektur fand bei ihm grösstes Interesse und Befriedigung, obwohl dieses grandiose Werk hohe Steigerung der Gemein-



desteuern mit sich brachte. Aber der Ausbau der Eisenbahnlinie bis nach Brig machte ihm grosse Besorgnis. «Dieses Werk», sagte mein Vater manchmal, «ist zwar eine Notwendigkeit, die / 25 / nicht zu umgehen, aber die engere Verbindung mit dem Ausland und die Zunahme des Fremdenverkehrs wird unserm Volke auch grossen moralischen Schaden bringen, zudem noch den Verdienst des Fuhrwesens unterbinden». Ita factum est: die Einfachheit des Landvolkes und mit ihr seine moralische Qualität ist seither bedenklich gesunken<sup>2</sup>. Ebenso sehr hat auch die Verdienstmöglichkeit der Leute in den Dörfern der Rhoneebene, denen die Fuhrhaltere sowie die Pferdemarkte eine recht ergiebige Geldquelle gewesen, starke Einbusse erlitten.

Mein Vater, ehemals (bis 1855 oder 57) Präfekt des Zendens und nach dem Rücktritt des Herrn Paul Roman Grosskastlan, war ein sehr ernster Charakter, wortkarg und bedächtig. Langsam im Entschluss, blieb er fest beim einmal Beschlossenen und sehr selten gab's bei ihm eine Meinungsänderung. Seine Gemütsart war ein Gemisch von Cholerisch und Phlegma, doch wog ersteres vor. Das Mahnen und Strafen seiner Sprösslinge überliess er meist unserer Mama, die ihrem cholerisch-sanguinischen Charakter gemäss dies um so öfter tat. Wehe aber dem, der dem Papa nicht auf's Wort gehorchte! Der brauchte für das Ausstäuben seiner Kleidung nicht mehr zu sorgen. Denn Eduard Roten, Vater, hatte eine feste nervige Hand. Seine Gestalt war reichlich mittelgross, untersetzt und gedrungen, nicht beleibt, aber auch nicht schwächlich zart, eher breitschultrig und nach vorne geneigt. Das Angesicht mit der hohen Stirne, den braunen Augen, der starken Adlernase und der etwas vorspringenden Unterlippe hatte nicht wenig Soldatisches an sich, welcher Eindruck durch den buschigen Bart à la Henri IV noch verstärkt wurde. / 26 / Einige wollten auch finden, mein Vater trage in seinen Gesichtszügen viele Ähnlichkeit mit dem gestrengen Landeshauptmann Johannes Roten (Fux) (1575–1660).

Im Gegensatz zum Papa war meine Mama eine zarte, schlanke Person von sehr lebhaftem, rührigem Temperament und, wie bereits bemerkt, von etwas hitziger Gemütsart. Blitz und Donner und Hagelschauer gingen aber bald vorüber und es ward wieder Sonnenschein und schönster blauer Himmel. Es fügte sich gut, dass sie so geartet war, denn Mama hatte ihre liebe Not, uns 8 Kinder in gehöriger Zucht zu halten. Ich z. B. war als Knabe bereits ein unverbesserlicher Necker meiner Geschwister und Kameraden, was mich oft vor den mütterlichen Richterstuhl brachte. Übrigens ergänzten sich die verschiedenartigen Charaktereigenschaften meiner Eltern gegenseitig trefflich und es herrschte Harmonie zwischen ihnen. Sie gaben uns Kindern ein gutes Beispiel. Gott lohne es ihnen im Jenseits!

2 Auszeichnung im Original.

Es erübrigt zu versichern, dass alle diese geschilderten Personen tief religiös und sittlich untadelhaft waren. Die Damen waren ja in Frauen-Instituten oder Klöstern gebildet worden und die Herrn hatten ihren Unterricht in den Collegien der P. P. Fidei und der Jesuiten (die Herren Roman, Anton und Leo zu Brig, mein Vater in Sitten) genossen. Ihnen war das Bekenntnis des katholischen Glaubens z. B. das Beten nicht eine Sache, die nur im stillen Kämmerlein zu geschehen hatte, nicht aber in der Öffentlichkeit, wie heutzutage in höhern und gebildeten Kreisen leider vielfach Mode ist. Den Rosenkranz in der Dorfkapelle mit den Bauern gemeinsam zu beten und an / 27 / den Prozessionen, wenn ihnen möglich, teilzunehmen, galt unsern Herren als Ehrensache. Und welch erbaulicher Anblick war's, diese, falls sie nicht auswärts weilen mussten, an Sonn- und Feiertagen teils im Kirchenchor, teils auf der Orgelepore dem Hochamte beiwohnen und an der nachmittägigen Vesper singend teilnehmen zu sehen. Noch mehr. Es war damals, in unserer Pfarrei löblicher Brauch, die Quatemper-Freitag-Seelengottesdienste ernstfeierlich zu begehen, und zwar um 9 Uhr, damit die Pfarrgenossen soviel als möglich daran teilnehmen konnten. Da sah man dann im Kirchenchor nicht allein den Pfarrer, Kaplan und Rektor das Officium defunctorum beten, sondern auch die Herren Hans Anton, Leo, Paul Roman und Eduard, die den Geistlichen respondierten. Auch zu den Metten in der Karwoche fanden sich diese Herren fleissig ein und sangen abwechselnd mit den Priestern die Lamentationen. Es ging dies alles ebenso feierlich ernst her wie in einer Kathedrale. «O quae mutatio rerum!»

Etwas aber ging diesen Herren Roten ab: der berechnete Gemeinde- und Zendenstolz als Rarner, die Sorge um ihren Kirchturm sowie um die Bezirksinteressen. Dies war bei den meisten Zendenhauptorten viel weniger der Fall. Dieser Mangel an Selbstgefühl, Orts- und Zendengeist zeigte sich: A<sup>3</sup> in der Umsorge um die Instandhaltung der Ordnung und Reinlichkeit im Innern des Dorfes. Es fehlte z. B. bis gegen Ende des 19. Jahrhunderts an Brunnen für reinliches Trinkwasser für Leute und Vieh. Wer solches haben wollte, musste bis in die «Güffra» sich bemühen, denn von dort bis zum Ausgang des Unterdorfes lagen viele Misthaufen über dem Dorfwuhr. Dies hatte zur Folge, dass / 28 / es damals bei uns blöde und bekämpfte Leute in weit grösserer Anzahl gab als jetzt. Die Dorfstrassen wurden höchstens einmal im Jahr – am Vorabend vor dem Fronleichnamfest gereinigt, und zwar nur der Prozessionsweg, die Seitengassen nicht. Holz- und Düngerhaufen etc. etc. lagen überall zunächst an den Strassen und Plätzen und für die Jauchelachen gab es keine Abzugskanäle oder Rinnen. B<sup>4</sup> Märkte wurden im Zenden Westlich-Raron bloss in Unterbäch und Niedergesteln gehalten. Diese waren kaum nennenswert; denjenigen von Raron liess man eingehen. So waren die Leute, die Vieh verkaufen oder etwas erhandeln wollten, gezwungen, die Märkte von Visp, Leuk

3 Auszeichnung im Original.

4 Auszeichnung im Original.

und Siders zu besuchen, was viel Zeit und Geld beanspruchte. Ja sogar die Kramläden fehlten meistens, und wo deren einer vorhanden war, wie z. B. in Raron, da konnte man sogar recht notwendige Lebensmittel und andere Gebrauchsgegenstände nicht kaufen. Man musste in manchen Verlegenheitsfällen schnell sein Geldchen nach Visp tragen.

Unsere Herren Roten, deren Wort und Rat in meiner Jugendzeit in allen Zendingemeinden noch etwas Geltung hatte, versäumten es auch, den betreffenden Behörden nahezu legen, die Verbindungswege zwischen den Dörfern zum mindesten etwas gangbarer zu machen. Das «laisser faire, laisser aller» muss den «bons Roten» mit Recht zum Vorwurf gemacht werden. Nonchalance, fast unverzeihliche Nonchalance (nicht wahr, Hans Anton?) war es auch, dass unsere Grossväter resp. Väter sich so wenig<sup>5</sup> um die Erhaltung des Gemeinde- und Zendenarchives, ja sogar um die Familiendokumente bekümmerten, die doch sicherlich so reichhaltig sein mussten wie die anderer Gemeinden, Zenden und Familien. Einiges aus diesen / 29 / Archiven lag im Hause «Landschreiber», anderes im Hause «Landvogt», wie die Familie meines Vaters früher genannt wurde. Vieles mag zur Zeit der Franzoseninvasion in der Wende des 18.–19. Jahrhunderts verbrannt worden sein, Manches aber wurde sicherlich ausgeliehen oder sonst verschleudert. Soviel weiss ich bestimmt, dass in meinem Knabenalter in einem Anbau des Hauses [Louis] Roten der Boden eines Stübchens, das nach einem grossen Bücherstand zu schliessen, einst augenscheinlich als Bibliothek diente, ganz dicht mit Pergamenten und alten Papieren bedeckt war. Meine Dorfkameraden und ich fanden oft unser Vergnügen darin, auf diesem Bodenbelag herumzustampfen. Auch sah ich, wie die erwachsenen Töchter der Pächterfamilie Holzer, die jenes Haus bewohnte, dort Pergamente holten, um selbe als Wickel für ihre Wolle- und Flachskunkeln zu gebrauchen. – Eine heillose Sorglosigkeit!

Nachdem ich die Herren Roten im Licht und Schatten gezeigt, seien noch die übrigen markanteren Rarnertypen in Kürze erwähnt. Unter diesen trat Gastwirt und alt Gemeindepräsident Johann Schröter hervor. Er war ein unternehmender, geschäftstüchtiger Mann, der, bereits durch Heirat mit Barbara Seiler von Gesch, Tochter des hablichen Bauern Johann Christian, vermöglich geworden, durch Führung einer Dorfwirtschaft und durch Betriebschaft einer Getreidemühle mit Bäckerei, Sägerei und Drescherei etc. sich zum reichsten Bürger der Gemeinde aufgeschwungen hatte. Unnötig zu sagen, dass dieser praktische, gescheite Mann in Gemeindeangelegenheiten ein gewichtiges Wort zu sprechen gewohnt war und überhaupt grossen Einfluss besass. Johann Schröter galt so als Dorfagnat / 30 / wie er im Buche steht, wozu auch seine Gestalt und sein Gehaben trefflich übereinstimmten: eine starke oder stämmige und breitschultrige Leibesbeschaffenheit,

5 Auszeichnung im Original.

kräftige Gesichtszüge von einem kurzen starren Bart umrahmt, stets schmunzelnde Lippen vereint mit selbstbewusstem, etwas gespreiztem Auftreten. Übrigens war er ein sehr leutekundiger, pfiffiger Kumpan, der sich geltend zu machen wusste, aber zugleich gerne Gastfreundschaft übte. Alles gereichte ihm zum Gedeihen.

Die nun Folgenden standen an Bedeutung vor ihm zurück. Da war z. B. Anton Fontaine, eine lange kerzengerade Figur mit einem sog. «Bockbart» und einer überlauten Stimme, die beim Vespersingen manchmal überbordete, so dass er vom gestrengen Herrn Pfarrer durch winken zur Mässigung gemahnt wurde. Fontaine waltete viele Jahre als würdiger Gemeinde- und Zendenweibel. Vermöge seiner langen Beine und seiner raschen Gangart gebrauchte er verhältnismässig wenig Zeit, um die Distanzen von einer Gemeinde zur andern zu durchlaufen. Irre ich nicht, so war er es, der noch die Ehre hatte, bei einem feierlichen Anlass (Bischofsempfang?) den Zenden- und Weibelmantel (rot mit grünem Kragen) zu tragen. Es war das letzte Mal, wo dieses ehrwürdige Denkmal einstiger Zendenautonomie und Zendenselbstbewusstseins zum Vorschein kam. Rarons nachmaliges zu geringes Selbstbewusstsein überliess dasselbe den Motten.

Eine heimelige Gestalt war ferner der alte Klaus Zum-Ofen, wohnhaft im Gstaad, der erste Sigrist, an den ich mich erinnere. Lang und hager, trug er stets eine Zipfelmütze auf seinem grauen Haupte, worüber die kleine Troddel gleich einem kecken Eichhörnchen sass und schaukelte. Mit seltener Würde und Gemessenheit waltete der fromme Greis seines hohen Amtes, / 31 / das ihm sichtlich am Herzen lag. Der Alte war noch feurigen Gemütes und hatte nicht wenig Verständnis für die Stimmungen der kirchlichen Jahreszeiten und Feste wie Weihnacht und Ostern etc. Festlich gestimmt, dabei über eine helle, fast frauenhafte Stimme verfügend, überliess er an diesen hohen Feiertagen den Chordienst gerne seinen Sigrist-Gehilfen, um auf der Orgelbühne seinem Herzensjubiläum durch Mitsingen Ausdruck verleihen zu können. Es soll dabei vorgekommen sein, dass der gute alte Klaus im Feuer seiner hl. Begeisterung seine Mitsänger durch Rippenstösse zu stärkerem Singen aufgemuntert habe. Er selbst, so sagte man, habe sich beim «Gloria» auf die Zehen gestellt, um, wie er meinte, höher singen zu können. Nun singt er wohl im Himmel «Gloria...».

Der damalige Fänner Johann Josef Stoffel von Raron-Kumme war auch so eine Figur eines biedern Rarners von altem Gepräge. Stramm und selbstbewusst trug er – eine männlichschöne und ernst dreinblickende Gestalt, die alte Gemeindefahne am hohen «Unser Herrgottstag». In meiner Jugendzeit galt ja der Gemeindeführer in den Augen des Volkes soviel wie ein Vorsteher oder Magistrat. Man vertraute darum die Gemeindefahne nur unbescholtenen Männern an. Deren einer war Johann Josef Stoffel. Das allgemeine Zutrauen übertrug ihm auch das Käsezertheilen und Verteilen an die Gemeindebürger, wann Gemeindefeste stattfanden. Bei Erteilung dieses Auftrages, wodurch er sich geehrt fühlte, gebrauchte er alsdann seinen Gewohnheitsspruch: «Ja, ja, Käs' zerschnitten hab ich schon so viele

Jahre – dass Gott sich erbarme!» «Heut ist prächtiges Wetter, dass Gott erbarm!» konnte man ihn oft / 32 / sagen hören: Gutes oder Böses, Freudiges oder Trauriges war beim alten Fänner Stoffel alles «das Gott erbarm». Als er endlich, durch die Altersschwäche gezwungen, das Fänneramt resignierte und man ihm in öffentlicher Versammlung dankte, rannen dem guten greisen Manne dicke Tränen über die Wangen herab. – Ulkige Patrone waren schliesslich noch Kaspar Imboden, einst Gend'arme, später päpstlicher Gardist, der in Rom sich verheiratete und dort starb. Er schreckte gerne uns Dorfbuben, indem er uns mit gezücktem Säbel nachlief; ebenso der Dorfschmied Valentin Zurwerra, der die Leute öfter in «den April schickte» und besonders uns jungen Fratzen manchen Schabernack spielte. So noch manche andere. Es herrschte damals noch viel Humor und Gemütlichkeit. In der Jetztzeit sind dagegen die Leute zu Eisschollen geworden; man neidet und bedrängt eher einander. Man ist darum versucht, das wehmütige Lied in veränderter Form anzustimmen: «Oh, alte Kinderseligkeit, wo bist du hingeschwunden! – Vergebens spääh' ich um mich her, ich finde deine Spur nicht mehr: o jerum ...».

### *Pfarrgeistlichkeit von Raron*

«Post reliquos omnes (venit) venerabilis abbas». Dies mag als Entschuldigung gelten, dass die Pfarrgeistlichkeit hier an letzter Stelle auftritt. Josef Anton Lagger aus Münster, Goms, seit 1861 Pfarrer von Raron und von 1868 an Dekan, war eine mittelgrosse, zarte und geschmeidige Gestalt mit blasser Gesichtsfarbe und langen silberweissen Haarlocken, die ihm etwas ungemein Würdevolles verliehen. Seine Gesichtszüge verrieten eine choleriche Gemütsanlage, Ernst und Strenge. Selten sah man ihn lachen; Wahrung der Priester- und Amtswürde ging ihm über alles. In der Seelsorge war er sehr eifrig und pünktlich, besonders / 33 / fleissig im Krankenbesuch und in der Überwachung der Jugendlichen. Der gute Fortgang der Schule und das regelmässige Besuchen der Christenlehre lag ihm sehr am Herzen, kurz, er gab sich seinen Seelsorgspflichten gänzlich hin. Wäre der würdige Herr im Umgang mit seinen Untergebenen etwas weniger barsch und abweisend gewesen, so hätte man ihn ebensosehr geliebt wie er geachtet wurde. Die Gommerschwäche hing auch ihm an: nichts in der Welt über Goms. «Bi insch ist's 1. nicht so wie bei euch, 2. ist's bi insch viel besser».

Kaplan Eugen Loretan aus Sitten, ein ehrwürdiger Greis, kann in Hinsicht seines Alters, da er noch im 18. Jahrhundert geboren war, sowie auch bezüglich seiner ererbten Lebensansichten ein Pendant zu Herrn Paul Roman Roten genannt werden. Sein treffliches Gedächtnis war, wie bei diesem, ein wahres Armoir von Geschichten, Episoden und Erinnerungen aus der Wendezeit des vorletzten Saeculums sowie aus der Bidermeierperiode. Er war eine wahre Johannes-Apostel-Natur: demütig, sanft, kindlich offenherzig, menschenfreundlich und liebevoll.

Man hätte ihn für einen Schüler des grossen Priesterbildners Sailer, Bischof von Regensburg, erachten können. Er war in den theologischen Disziplinen tüchtig gebildet, ein Kenner der hl. Schrift und der Kirchenväter, die er fleissig las und dennoch so bescheiden und anspruchslos. Kaplan Loretan hat seine Priesterlaufbahn stets nur auf bescheidenen Seelsorgsposten – Kaplaneien und Rektoraten – zugebracht, denn sein im frühesten Jugendalter gelähmter Leib hätte strenge Arbeit nicht zu bewältigen vermocht. Er zitterte stark und war gebeugter Gestalt und Haltung, die ihn zur Langsamkeit beim Schreiten und allen Leibesbewegungen zwang. Er schrieb es einer / 34 / offenbaren Hilfe der Gottesmutter Maria zu, dass er immerhin für den Priesterstand tauglich wurde. Denn just während einer Wallfahrt zu einem Gnadenbilde wurde sein rechter Arm, der gelähmt war, geheilt. Zu seiner Helferin Maria trug Kaplan Loretan darum seinen Lebtag hindurch ein unbegrenztes Vertrauen. Jedes Frühjahr besuchte er irgend welchen marianischen Gnadenort und predigte so gerne und mit Begeisterung über die Güte und Machtfülle der Mutter Gottes. Die Wallfahrten machte der fromme Priestergreis stets per pedes Apostolorum und kehrte, wenn er weiter entfernte Marien-Gnadenstätten aufsuchte, bei geistlichen Mitbrüdern ein, die ihm gerne Aufnahme gewährten. Seine Reisekleidung hatte noch das 18. Jahrhundert gesehen; sie bestand in einem langen mantelartigen vorne offenen Gehrock mit gestutztem hohen Kragen, gelblichen gems- oder hirschledernen Kniehosen, langen schwarzen Strümpfen und niedern Schnallenschuhen. Den altväterischen breitkrämpigen Priesterhut liess der Wanderer gewöhnlich an der Schnur auf dem Rücken baumeln und trug auf dem Scheitel ein Sammetkappchen. Wenn der Greis so daherwanderte, die grosse alte Ledertasche über die Schulter gehängt und den langen Reisestab, den ein fast apfelgrosser Rundknauf zierte, in der Hand, so hatte man das getreue Abbild eines Priesters aus der Altväterzeit vor Augen.

Der Vorgänger und Nachfolger des Eugen Loretan als Kaplan von St. German-Raron war ein Rarner, hochw. Herr Moritz Gattlen. Er hatte bis ins reife Jünglingsalter dem Vaterhause in der Landwirtschaft gute Dienste geleistet, ohne dem innern Drang und Herzenswunsch, Priester zu werden, Folge geben zu können. Da der Jüngling sehr fromm und gesittet / 35 / war, nahm sich seiner ein Verwandter, Hauptmann Christian Gattlen, schliesslich an und liess ihn auf eigene Kosten in Brig studieren. Moritz war zwar nicht reich begabt, aber umso fleissiger und unermüdlicher im Studium, so dass er nach Abschluss der Gymnasialklassen ohne Schwierigkeit im Priesterseminar auf Valeria Aufnahme fand. Zum Priester geweiht, feierte er zu Raron seine Primiz. Sein Gönner liess die weltliche oder gastliche Nachmittagsfeier im eigenen Hause abhalten und kam auch für die betreffenden Kosten auf. Derselbe soll in seiner Tischrede (Toast) dem Primizianten zu grossem Gaudium der Gäste urkomische Ratschläge erteilt haben. Unter anderm soll er ihm empfohlen haben, er solle beim «Dominus vobiscum» sich schnell umwenden und Gott um Verzeihung bitten wegen seines liturgiewidrigen Singens.

Der gute Neupriester war nämlich ein Monstrum von einem schlechten Sänger; er besass absolut kein Gehör, dabei aber eine starke Stimme, die unerhörte Töne hören liess und dabei auf's geratewohl stieg und sank. Und doch hatte der Arme, wie versichert wurde, sich vor der Primiz und auch später Tagelang unendliche Mühe kosten lassen, um das «Gloria», die Praefation und das «Pater noster» erträglich singen zu lernen. Nach den Instruktionen beim Organisten begab er sich jeweilen in die «Güffraschlucht» oder in andere abgelegene Orte, um zu üben, und «sang» dort die heiligen Gesänge, dass es schauerlich widerhallte. Umsonst. Seine Sangessünden hat aber der herzengute Priester mehr wie wettgemacht und gesühnt durch seinen Gebetseifer, seine tiefe Demut, sein unentwegtes Hingeben und Arbeiten im Dienste des Herrn, durch sein gutes Beispiel: «absconditus in Christo».

/ 36 / Die Gestalt des Kaplans Gattlen war etwas über mittelgross, stark und breit gebaut und in den Bewegungen langsam und schwerfällig. Man sah es ihm an, dass er früher gewohnt war, schwere Bauernarbeit zu verrichten. Dennoch befliss er sich, besonders in der Kirche, einer würdigen Haltung. Er trug schlichte Kleidung: ein Collar von sog. Korallen wie bei den ältern Generationen des Klerus üblich, um die Lenden ein wollenes Strickcingulum mit Troddel; einen Mantel hielt er für überflüssig. Sein Vergnügen fand der fromme Mann im lesen von Erbauungsbüchern, deren er viele hatte und die er auch andern gerne auslieh. Besonders Lesungen über die Gottesmutter Maria waren ihm lieb, zu deren innigen Verehrern er zählte. Wie oft stieg der Marienverehrer trotz seiner Schwerfälligkeit und seines Leibesgebrechens den mühsamen Pfad zur Wandfluhkapelle hinauf! Merkwürdig: Während er im Kaplaneihause zu St. German mit dem Tode rang, wurde für ihn in der Gnadenkapelle eine hl. Messe celebriert. Nach der Priesterkommunion hörten mehrere Anwesende wie auch der Celebrant ganz deutlich die hohe, laute Stimme des Kaplans Gattlen das «Ave Maria» und «Salve» beten. Zwei – drei Personen sprangen sofort zur Kapelle hinaus, um nachzusehen. Niemand war zu sehen, obwohl man den Weg oberhalb und unterhalb eine Strecke weit absuchte. – Nota bene, vor dem Bildstöcklein der Schmerzensmutter Maria am Fusse der Kapelle hatte der gute Kaplan jedesmal, wenn er in der Wandfluh celebrierte, vor und nach der Messe eine Weile im Gebete verharrt. Zur Zeit, da ich dieses schreibe, leben noch 4–5 Personen, die diese Begebenheit zu bezeugen bereit sind.

/ 37 / Beifügen will ich noch, dass, wie die Geistlichen in meiner Jugendzeit schlicht gekleidet waren, so auch die gewöhnlichen Leute, besonders die ältern. Man sah nicht selten Greise in der Tracht des vorletzten Jahrhunderts durch's Dorf gehen: diese in weiten Drillichhosen, im Frack, an dem hinten zwei Spaltflügel wie Schwalbenschwänze baumelten, und mit dem hohen Kastorhut auf dem Kopf; die ältern Weiber und Jungfern in soliden Drillichröcken, die unten die weissgrauen reistenen Strümpfe sehen liessen, und ebensolche breite Vorschürzen tragend. Auf dem Scheitel thronte der schwarzbebanderte Walliserhut in niedriger ursprünglicher Form, unter welchem beidseitig rotsamtmene Ohrläppchen hervorguckten.

Diese Trachten verliehen beiden Geschlechtern ein ungemein ehrwürdiges Aussehen. Träger derselben waren damals männerseits: der baumlange Hauptmann J. Belwald in Raron-Kumme, J. Jos. Gattlen, Vater des hochwürdigen Kaplans Gattlen, Ignaz Schmidt und N. Amacker zum «ändern Haus»; weiberseits: Katharina Seiler, das Schwesternpaar A. Maria und Katharina Schröter, M. Gattlen und Maria Josepha Gattlen, N. Jeiziner u. a. m.

### *Volksfeste und Vergnügungen in Raron*

Nun etwas von den allerdings spärlichen Ereignissen, Volksfesten und Vergnügungen, die das Einerlei oder Stilleben des Dorfes unterbrachen. Drei bis viermal im Jahre kamen, einzeln oder in Gruppen, fremde Spielleute ins Dorf. Meistens waren es italienische Geigenspieler, Dudelsackbläser und Tambourinschläger, zuweilen auch Savoyer und Ungarn. Diese führten oft Kamele, Affen und Bären mit sich. Das war denn jedesmal ein Zusammenlaufen und Gwunder der Dorfleute ohne gleichen, besonders der schaulustigen Jugend! / 38 / Diese Zigeunerbanden machten mit ihren Schaustellungen jeweiligen nicht üble Geschäfte, zumal sie sich auch das Stehlen von Hühnern erlaubten. Einmal – es war kurz nach dem deutsch-französischen Kriege – kehrte auch eine Familie aus Elsass mit ihrem Wohnwagen ein. Sie blieb 3–4 Tage und gab an jedem Abend um 8 Uhr im frühern Gemeindehause eine Theatervorstellung: «Landgräfin Genovefa». Die Acteurs und Actrices waren recht nett ausgestaffte Marionettenpuppen, die entsprechenden Dialoge aber sprachen Vater, Mutter, Söhne und Tochter der Familie hinter den niedlichen Coulissen. Jeden Abend war die geräumige Gemeindestube gesteckt voll von Alt und Jung und die Spannung gross. Vorgängig dem Drama wurde ein lustiges Marsch- oder Tanzstück per Trompete, Klarinette und Geigé gespielt. Alsdann ging das Rührstück vor der atemlos schauenden und lauschenden Menge wirklich rührselig vor sich. Wir Jungen waren stellenweise über den schuftigen «Golo» wie auch über den hartherzigen «Grafen» so empört, dass wir uns fast an ihren Figuren vergriffen hätten. Das Weibervolk aber, junge und alte, fühlte förmlich das traurige Schicksal der «Gräfin Genovefa» mit, und es wurde manches Schnupftuch nass, wenn diese und ihr Kind «Schmerzenreich» ihren Gefühlen im Jammerton Ausdruck verliehen. – «So Schönes», hiess es nachher, «hat man in Raron noch niemals gesehen!»

Wollten die Rarner-St.Germaner sich aus eigenen Kräften ein Vergnügen verschaffen, so spielten sie den «Wilden Mann». Es ist dies ein uraltes urchigderbes Volksspiel, eine Abart des germanischen «Hafertreiben», die beide zum Ziele haben, die Fehler und übeln / 39 / Eigenheiten des eigenen Ortes sowie der Nachbargemeinden, aber auch solche von Privatfamilien und Personen dem Spott öffentlich preiszugeben. Dieses Spiel ging zuweilen in der Fastnacht oder auch in den ersten Frühjahrstagen vor sich, und zwar im Freien. In den langen Winter Nächten fanden



sich die «Spassvögel» des Dorfes zum «Abendsitz» zusammen, entwarfen den Spielplan, bestimmten die Mitwirkenden und deren Rollen wie auch Zeit und Ort der Aufführung und trugen schliesslich das Sündenregister der zu Verspottenden zusammen. Zumeist war dieses in recht beissenden, aber plumpen Knüttelversen und Reimen abgefasst, doch selten oder nie waren die Volkswitze eigentlich ehrenrührig. War alsdann der Tag dieses «Volksgerichtes» gekommen, so marschierte um 2 Uhr nach dem Mittagmahl eine stattliche als Jäger schmuck kostümierte Truppe mit Trommel- und Pfeifengetön auf und so strömte das schaulustige Volk zusammen. Der «wilde Mann» mit seinem Weib und Sohn – grässlich vermummte Gestalten – hielten sich in einem Schlupfwinkel verborgen, aus dem sie mehrmals hervorbrachen und ihre Missetaten verübten. Das Ziel derselben war meist die Strohütte des «Waldbruders», die auf einer Anhöhe stand. Diese wurde von den «Wilden» zu wiederholten Malen ausgeraubt, der «Waldbruder» zum Gaudium der Zuschauer auf alle mögliche Art gequält und ihm die Hütte schliesslich in Brand gesteckt. – Nach jeder Untat der «Wilden» erschien der Verfolgte jämmerlich klagend vor dem Richterpaar, das hoch zu Ross in altväterischem Kostüm auf dem Dorfplatz Aufstellung nahm. Die Aufgabe der Jägertruppe war alsdann, die «wilde Sippe» zu verfolgen, um sie vor Gericht zu schleppen. Das setzte jedesmal eine wilde, aufregende Hetzjagd ab, wobei sich / 40 / Verfolgte und Verfolger gegenseitig an Listen und Schnelllaufen zu überbieten suchten und die letztern mit ihren Flinten drauflos knallten soviel sie konnten. Waren die «Wilden» endlich umzingelt und gefangen, wurden sie gefesselt vor die Richter geführt. Das Publicum bildete sodann einen weiten Kreis um das Richterpaar, den anklagenden «Waldbruder», die Gefangenen und die Jägertruppe. Nun folgte das Verlesen der Missetaten der «Wilden»: der eigentliche Clou des «Wildmann-Spieles». Der Oberrichter zog unter seinem grossen schwarzen Mantel eine lange Papierrolle hervor und verkündete mit ernster Amtsmiene und weithin schallender Stimme das Sündenregister: «Der wilde Mann hat gestohlen dem .. oder der.. usw.» Zum Beispiel: «Der Jungfer NN das Sonntagskleid, dessen Conto noch beim Krämer steiht». – «Dem NN hat er gestohlen den Speck aus dem Haus, darum verrückt bei ihm gar jede Maus». – «Der NN ab der Nase 1 Klafter, es bleiben ihr aber noch 2 Klafter». «Der NN den Ehring ab der Hand, drum darf sie nimme ins Vaterland». Und so fort.

Waren alle Verbrechen der «Wildmannsippe» unter manchem Hallo und Gelächter der Volksmenge kundgegeben, sprachen die Richter das Todesurteil aus und brachen den Stab, den sie den Verurteilten vor die Füsse warfen. Man stellte nun die Delinquenten abseits, und ein Peloton der Jäger gab auf sie eine (blinde) Salve ab. – Ich war einmal bei solcher Exequation Zeuge, wie ein Knabe, leiblicher Sohn eines der Erschossenen, meinend, es sei Wirklichkeit, sich weinend und jammernd auf die Scheinleiche seines Vaters / 41 / warf. Da musste der Tote nolens volens die Augen wieder öffnen und dem Weinenden versichern, er, der Vater, sei nicht «verrätsch» tot. Den Schluss des Spieltages bildete ein solemner Trunk,

wobei die Richter und Verurteilten, der «Waldbruder» und das Jägerkorps gemütlich zusammensassen und sich «auf Gesundheit!» zutranken.

Eine lange voraus ersehnte Abwechslung brachte jedes Jahr in das dörfliche Alltagsleben der «Unser Herrgottstag». Die hohen Kirchenfeste vermochten vor 50 Dezentennien die Gemüter viel mehr zu erheben denn in jetziger Zeit der allgemeinen Blasiertheit. War das ein reges Zurüsten und Vorbereiten zwei Wochen vor diesem hochfestlichen Tag! Aus den Fenstern der Häuser hingen frisch gewaschene «Kränzli-Röcke» und Schleier und weisse Hosen und rote Soldaten-Uniformen etc. zum trocknen und ausstäuben; das kleine Waffenarsenal, das die Gemeinde aus Urgrossvaterzeit her besass, wurde inspiziert; die Säbel und Flinten von Rost gereinigt und das betreffende Lederzeug geputzt, indessen die Tambouren und Pfeifer Märsche übten. Die letzten Wochentage brachten viele Wagen voll Bäumchen und Ziersträucher ins Dorf, die an die Haushaltungen verteilt wurden. Besonders am Vorabend des hohen Festes waren schon alle Hände mit Zieren der Häuser beschäftigt. Läutete es Feierabend, donnerten zugleich die grossen Mörser in das majestätisch tönende Glockengeläute hinein und spieen den Pulverdampf von der Burgmauer über das Dorf hinaus. Nach der Frühtagwacht begannen bereits fleissige Hände sich zu regen und den Altarschmuck zu vollenden. Keinen Faulpelz unter uns / 42 / Dorfbuben duldeten es länger im Bette; man musste hinaus, um die Zierdenherrlichkeit zu besehen und zugleich die sich allgemach sammelnden Soldaten zu begaffen. Schlag 9 Uhr ertönt die grosse Glocke, das sog. Zeichenläuten. Immer zahlreicher betreten die Soldaten von Raron-Dorf den Platz vor dem Gemeindehaus und es krachen die Mörserschüsse. Nun hört man in der Ferne Trommel und Pfeife, denn es nahen die St. Germaner Militärs in flottem Marschtempo, mit ihnen im Jahre 1867 zum letzten Mal auch die von Ausserberg in langer Kolonne. Sofort formiert sich die Masse in zwei lange Glieder, und der Lieutenant zählt die Reihen ab. Es sind über 100. Jetzt erschallt das Kommando des Hauptmanns (J. Chr. Seiler): «Achtung! Präsentiert z'Gwehr!» Der erste G'walthaber überreicht die Rarner Gemeindefahne und Tambours und Pfeifer spielen den feierlichen Fahngross. Ein zweites Kommando: «Schultert z'Gwehr! Vorwärts Marsch!», und die lange lange Kolonne setzt sich in Bewegung und marschirt mit fliegenden Fahnen und rassicem Tempo der Militärmusik nach der Burg hinauf. – Wir Buben liessen mit weitaufgerissenen Augen und unter begeistertem Zurufen den militärischen «Aufzug» an uns vorbeidefilieren. Er bot damals einen wahrhaft prächtigen Anblick: 8 Sappeurs mit echten Bärenmützen à la Napoleon, ebensoviele Tambours und Pfeifer, die 2–4 Offiziere und die vielen Soldaten, alle in noch echten Neapolitaner-Uniformen, roten Waffenröcken, weissen Hosen und über der Brust gekreuzten Bandouliers, auf den Köpfen die hochragenden Chacots mit den rotweissen Federsträssen. – Auch das ist verschwunden und hat dem nüchternen / 43 / Zeitgeschmack weichen müssen. Da zu jener Zeit das Barocke noch sehr beliebte, waren die Altarreposoirs demgemäss geschmückt wie auch die «Tragständer», die damals

sehr zahlreich zwischen die grossen Kirchenfahnen und Prozessionsgruppen bunte Abwechslung hineinbrachten wie z. B. die Monstranz mit der Kreuzpartikel, die holzgeschnittene Darstellung von «Glaube, Hoffnung und Liebe», die Statuen des Jesuskindes und der Muttergottes und andere Bilder. Die kleinen Mädchen, die Jungfrauen, sogar 20 jährige, die man «Vorbräute» nannte, wetteiferten unter einander, welche von ihnen die zahlreichste Gruppe im «Kränzelkleid» und Schleier aufbieten konnte. Heutzutage dagegen halten 16, 17, 18 jährige es unter ihrer Würde, das Kleid der Unschuld und den Kranz der Jungfräulichkeit zu tragen; in Mamseltoiletten sich zu zeigen, sagt ihnen mehr zu. Zeichen der Zeit. –

*Firmung durch Bischof Peter Joseph de Preux im Jahre 1874*

Ein unvergessliches und unvergessenes Ereignis brachte das Jahr 1874: die zweite und letzte Firmungsreise des hochwürdigsten Bischofs Peter Joseph de Preux im Oberwallis. Wohl niemand vorher, oder doch meines Erinnerns sicherlich nie seither hat die Kunde der bevorstehenden Ankunft des Oberhirten eine so allgemeine und so freudige Aufnahme gefunden wie damals. Der Ruf hoher Gelehrsamkeit, den Mgr. de Preux bei Anlass der Erklärung der «Unbefleckten Empfängnis Mariae» sowie der «Unfehlbarkeit des Papstes» sich errungen und der allen Schichten des Walliservolkes kund geworden war, hat dies hauptsächlich bewirkt. Es war aber auch die hohe Verehrung, die dem greisen Oberhirten alle Stände zollten, die in jener allgemeinen hochfreudigen Erregung zum Ausdruck gelangte. Die Ehrungen, welchen der allgemein geschätzte und geliebte / 44 / Bischof in seiner Bescheidenheit bisher auszuweichen gewusst, sollten ihm nun durch grosse spontane Volkshuldigung erzeigt werden.

Ich war bereits 14 Jahre alt und kann mich deshalb lebhaft erinnern, wie wir Christenlehrkinder alle jubelnd zu Hause meldeten: «Der Bischof kommt! Der Bischof kommt!» «Der Pfarrer hat's gesagt». Den Sommer, während dessen Verlauf die Firmungsreise stattfinden sollte, konnten wir fast nicht erwarten. Inzwischen lernten wir fleissiger denn vorher den «Canisi» und besuchten den Firmungsunterricht, da man uns sagte, der gnädige Herr pflege die Firmlinge einzeln zu examinieren. – Als nun endlich der Termin für die Pfarrei Raron und die andern Pfarrgemeinden des Dekanates (ausgenommen Lötschen) angesagt war, kam alles in Bewegung. Mein ältester Bruder [Eduard], der soeben als Stud. Phys. einige Tage in Vakanz sich zu Hause befand, entwarf den Plan zu einem imposanten Triumphbogen, wozu man der längsten Pfähle (Latten), die zu finden waren, bedurfte. Tagelang wurde fast ununterbrochen gezimmert, gerammt, gehämmert und auch gemalt, während Männer und Knaben Tannen-, Lärchen- und Birkenbäumchen aus den Wäldern herbeischleppten und die Mädchen und Jungfrauen Guirlanden und Festons wanden. Als das Riesengerüste des Bogens endlich erstellt war, ragte es

mit seinen Spitzen weit über das Dach des Gemeindehauses hinaus. Und als erst noch die grossen Gemeindefahnen (NB: jene Pfarrgemeinden, die zur Firmung nach Raron einberufen waren, machten sich eine Ehre daraus, dieselben zu liefern) aufgepflanzt wurden, da war es ein Werk, das mit Recht von den / 45 / Einheimischen und Auswärtigen bewundert zu werden verdiente. Der Triumphbogen bestand nämlich aus drei Stockwerken, die nach oben sich verjüngten und dort je 3 Fensterbogen bildeten, in denen Festons und Blumenkörbchen sich wiegten, während das Parterre drei Tore zum passieren frei liess. Das Ganze denke man sich reich mit Grün und Naturblumen umwunden und besteckt, zwischen welchem Schmuck grosse Tafeln mit passenden Inschriften eingefügt waren, und über allem diesem in der Mitte des obersten Stockwerkes die glänzenden grossen bischöflichen Embleme: Mitra, Stab und Kreuz. Stolz wallten die seidenen bunten Gemeindefahnen über diesem Prunkwerk der Rarner. Auch auf der «Burg» wurde am Eingange zum Friedhof ein sehr stattlicher Ehrenbogen errichtet, die Pfarrhaustüre mit Banderolles umwunden, ebenso das grosse Kirchentor mit Festons und Inschrift geschmückt, und von der Spitze des Kirchturms entsandte man Rarons Gruss an den ersehnten Oberhirten durch das dort in schwindelnder Höhe wehende alte Zendenbanner.

Es war ein schöner Sommernachmittag, als gegen 4 Uhr von der Höhe des Heidenbiels der Donner eines Mörsers anzeigte, dass die Equipage und die Begleitkutsche, die den hochwürdigsten Bischof in Glis abholten, sich den Grenzen der Gemeinde Raron nahten. Allsogleich begann das Geläute der grossen Glocke den ersten Willkommensgruss dem hohen Ankömmling entgegenzusenden und das sämtliche Pfarrevolk sowie die Deputationen der umliegenden Gemeinden begannen sich zur Prozession in vorausbestimmter Ordnung zu reihen. Es war eine fast endlose Volksmenge, die sich nun unter dem Festgeläute und wiederholtem Krachen / 46 / der Böller von der Burg hinunter nach dem Dorfe bewegte. Als die Kutschen dort vor dem Triumphbogen hielten und zuerst die Honorationen von Raron sowie das Gefolge des gnädigen Herrn (Hofkaplan, Kapuzinerehrenprediger und Kämmerer wie auch ein Bedienter in Livrée) ausstiegen, da konnte ich das Erscheinen des Bischofs fast nicht abwarten. Ich hatte in meinem Leben Bischöfe noch nur auf Heiligenbildchen gesehen. Umso grösser war meine Enttäuschung, als ich keinen der hochwürdigen Herren ohne [!] Mitra und Stab bekleidet resp. ausgerüstet sah. Ungeduldig fragte ich darum einen Fahnenträger: «Wer oder wo ist denn eigentlich der Bischof?» «Dumms Jungi», erhielt ich als Antwort, «der grosse majestätische Herr in dem blauen Gewand und mit den langen weissen Haarlocken ist es». Meine Verwunderung war gross. Als nun Hochdemselben das Rochette gereicht wurde und er in dem bereitgehaltenen Tragsessel Platz nahm, musste ich es glauben. Der Herr Pfarrer-Dekan von Raron hielt sodann die Begrüssungsansprache, die der Bischof kurz beantwortete, worauf die Prozession unter dem Gesang des Klerus nach der Burgkirche zurückkehrte. Vier Männer trugen den Tragsessel

mit dem greisen Hohenpriester, nach dessen Ehrfurcht gebietender Gestalt meine Blicke wie auch vieler anderer immer und immer wieder sich hinwandten. Auf dem Friedhof angelangt, wurde der Gnädige zu meiner grossen Befriedigung endlich mit Chormantel und Mitra bekleidet und der Hirtenstab ihm in die Hand gegeben. So ausgerüstet schritt er nun langsam durch die festlich geschmückte Kirche an den Hochaltar, von wo aus er nach Inspizierung der Altarmensa den 1. feierlichen Pontifikalsegen erteilte. Wer / 47 / den hohenpriesterlichen Greis – er zählte damals bereits 80 Jahre – im Bischofsornat geschaut hat, dem prägte sich dieser Anblick unverwischbar ins Gedächtnis ein. Man sah es den Leuten an, sie waren davon ergriffen und begeistert. «Eine herrliche, eine wahrhaft fürstliche Gestalt», so konnte man beim nach Hause gehen Geistliche und Laien sagen hören.

Am folgenden Tage wurden die Kinder aus den Pfarreien der Schattenberge gefirmt und mit dem Dekanatsklerus Konferenz gehalten; am 2. Tag war Firmung der Jugend von Raron, Ausserberg und Niedergesteln-Steg-Hohtenn. Der Schluss der heiligen Handlung, zu dem wieder eine grosse Volksmenge von nah und fern zusammenströmte, wurde zu einem ergreifenden, unvergesslichen Ereignis. Der greise Vater der Diözese nahm, obwohl sichtlich ermüdet, letzten Abschied von seinen Untergebenen in einer tiefst erschütternden Ansprache, worin er alle, Alt und Jung, zu unentwegtem Ausharren und Wachsen im hl. Glauben und in den Werken des Glaubens ermahnte. Als er von der Kommunionbank aus, am Hirtenstab hoch aufgerichtet, mit den Worten des hl. Apostels schloss: «Und nun werden wir uns hier nimmer wiedersehen ... betet, betet darum, vielliebe Diözesanen, für euern Oberhirten, damit ihm Gott ein seliges Lebensende gewähre», da sah man viele, viele Männer und Frauen die Tränen abwischen und man hörte ein halbunterdrücktes Schluchzen durch die dichtgedrängte Volksmenge sich verbreiten.

Um zu zeigen, wie der hochgelehrte Theologe und hochgefeierte Kirchenfürst, Msgr. Peter Joseph de Preux, so väterlich mit seinen Untergebenen umzugehen verstand und wie er besonders zu den Kindern im zartesten Alter / 48 / so recht kindlich und zutraulich zu reden sich herabliess, sei hier ein Beispiel angeführt, dessen ich Augen- und Ohrenzeuge war. Mein Firmpate, Herr B. de Preux, Neffe und Kämmerer seiner Gnaden, hatte mich nämlich angewiesen, in seiner Nähe zu verharren, bis ich an die Reihe komme gefirmt zu werden. So stand ich also unweit des bischöflichen Sitzes und konnte die Fragen des Firmenden sowie die Antworten der Firmlinge gut hören. Ein Mädchen von kaum 6 Jahren wurde gefragt: «Was hescht du gäru?». Antwort: «Der Vatter und d'Müeter». Frage: «Suscht niemu meh?». «Woll, der lieb Gott und z'Brüederli». «So, so, brav». – Ein Knäblein fragte der hohe Herr: «Was meinscht, ischt z'Tifilti ins Vatersch Chäller öu?» usw. – Dieses gemüthliche Verkehren mit den Kleinen benahm mir sofort alle Bangigkeit, als ich vor den Bischof hinkniete. Sein erstes Wort war: «So, Sie sind auch Pate!» «Es ist Onkel Eduards Sohn», flüsterte mein Pate dem Bischof zu. «So, so, recht». Nun so sag mir: «Wie viele göttliche Tugenden gibt's?» – Antwort: «Drei». – «Wie

heissen sie?» Antwort: «Glaube, Hoffnung, Liebe». – «Recht so, ...». Überglucklich erhob sich der soeben Gefirmte, und wollte sofort zum Chortürlein hinausstürmen. Doch der Pate hielt ihn lächelnd zurück: «Pst, Büobi, zuerst etwas beten! Und vergiss nicht zum Schlusssegen zurückzukommen!» – Diese Firmtage mit all ihrem drum und dran blieben mir wie festgenagelt im Gedächtnis.

Sehr ermüdet, verschob Msgr. de Preux seine Abreise nach Lötschen um einen halben Tag. Gegen 10 Uhr verkündete die grosse Glocke, dass der hochverehrte Oberhirte nun Raron verlasse. Sofort eilten die / 49 / Leute aus den Häusern und besetzten die «Stalde» und den Platz, wo die Reisekutsche bereit stand. Mit mehreren Buben lief ich nach der Burg, um den Bischof nochmal mit Musse sehen zu können. Dort hatte Hochderselbe bereits auf dem Tragsessel Platz genommen und war vom Klerus des Dekanates und von den Behörden des Lötschtales u. a. umgeben. Da wusste eine missgestaltete Bettlerin – sie wurde allgemein «die Nagler-tampa» genannt – den richtigen Moment zu ergreifen und sich bis an den gnädigen Herrn heranzudrängen. «Ach,» sagte sie schluchzend, «jetz Herr Gnadu, g'seh wer de enandre nimme meh; wier si bedi afa alti!» – Der Pfarrer von Raron wollte die Zudringliche scheltend zurückzerren, doch Bischof de Preux in seiner Güte lächelte und sprach: «Let das güot Tschüti nur la machu!» Dann holte er die Börse hervor und reichte der Armen ein Almosen. – Im Dorfe angelangt, richtete der Greis an die Leute, die an der Strasse sich auf die Knie niederliessen, Worte des Abschiedes und der Mahnung und segnete jedermann. Vor der obern Pforte meines Elternhauses hörte ich ihn zu den Trägern sagen: «Haltet hier, ich will bei Vetter Eduard einkehren». Die Geistlichen sowie mein Pate geleiteten den hohen Besuch ins Haus; ich aber wagte nicht nachzufolgen und weiss daher nur von Hörensagen, der Gnädige habe beim Anblick des Portraits seines Vorgängers Moritz Fabian mit hoher Anerkennung und Achtung über ihn sich ausgesprochen. Auch habe er meine jüngste Schwester [Mathilde], die soeben von schwerer Krankheit genesen war, sich vorstellen lassen und ihr huldvollst dazu gratuliert und ihr dabei die Wangen «getätschelt». – Beim Hause Hans Anton Roten liess Monseigneur nochmal halten und kehrte mit seiner Suite ein. / 50 / Da hier der Besuch etwas länger dauerte – die zwei Greise aus dem 18. Jahrhundert, seine Gnaden Peter Joseph de Preux und Herr Paul Roman Roten, mögen sich wahrscheinlich Erinnerungen aus längst verflossenen Tagen erzählt haben – so gab dies nachträglich Anlass zu dem Gerücht, der Bischof habe einen «Geist», der im Hause umgehe, beschworen.

Nach diesen Besuchen bestieg der hochwürdigste Herr die Kutsche, die ihn für immer entführte. Wehmütigen Blickes sah das Volk ihn scheiden und kehrte stille in die Häuser zurück. Als im folgenden Jahr am 17. Juli 1875, um die Mittagszeit die grosse Glocke die Trauerkunde, dass der allverehrte und geliebte Oberhirte aus diesem Leben geschieden sei, verbreitete, da ergriff tiefe Wehmut Alt und Jung, Hoch und Nieder, und man hörte auf den Gassen schlichte Leute einander sagen: «Einen solchen Bischof bekommen wir sicher nicht mehr!» Das Volk fühlte aber

instinctive, dass es in der Person des Bischofs Peter Joseph de Preux den verloren habe, der wie ein Patriarche mit ihm gefühlt und ihm vorgestanden, und dass ein ehrwürdiger Vertreter und Zeuge der guten alten Zeit besten Gepräges mit Hochdemselben in das Grab gesunken sei. Darum die spontane zahlreiche Teilnahme der Pfarrgenossen an der Trauer-Gedenkfeier auf der Burg, die an der Oktav des Begräbnistages Msgrs de Preux stattfand, wobei ein grösseres Porträt den schwarzweiss verhüllten grossen Katafalk die prägnanten Züge des Hingeschiedenen dem trauernden Volke noch einmal zeigten. «Vox populi monumentum aere perennius».

### *Gymnasialstudien: Rudiment und Grammatik in Brig*

Nun zurück in die Tage meiner Vorbereitung zum Eintritt in die Gymnasialstudien in Brig. Die Sisy- / 51 / phusarbeit, mir die Regeln der lateinischen Grammatik (Kühner) beizubringen übernahm (wie schon gesagt) hochwürden Herr Josef Furrer, Pfarrer lib. resig. von Zeneggen, der wenige Jahre nach Wegzug des Rektors Perrig die Familienpfürnde bezogen hatte. Als der Praeceptor, der sich redlich bemühte, mich Hallodri in den Kühner'schen Sattel zu heben, schlussendlich meinte, dass ich den Ritt in die Arena mit Not wagen dürfe, übersiedelte ich nach Brig ins Pensionat Spiritus Sanctus. Ebenso Peter M. Nessier, mein Altersgenosse und Kamerad. Wir strebten beide nach der Aufnahme in die 1. Rudimentklasse und mussten daher ein Examen bestehen. Wie mir das Herz klopfte, als ich am Tage nach der Ankunft vor der Türe des Prüfungszimmers stand! Zuerst wurde mündlich in Deklinationen und Conjugationen geprüft, sodann gab's eine Übersetzung von Deutsch ins Latein und vice versa, schliesslich musste ein kurzer deutscher Aufsatz geleistet werden. Wir, Nessier und ich, bemerkten zwar beim Examinator keine Spur von Verblüffung über unser Können, doch es muss genügt haben, denn es hiess nachher: «angenommen». Ah! – Nun fehlte nur die blaue Uniform, dann waren wir «richtige Studenten». Welch ein Hochgefühl! Wir fühlten uns über die Primaner hoch erhoben und es kam uns auch bald zum Bewusstsein, dass die Studenten des Gymnasiums im Städtchen Brig gewissermassen eine höhere Kaste bildeten, zu der das Bürger- oder Philistertum hinaufzuschauen hatte. Damals bestanden in Brig tatsächlich schlichtere Verhältnisse. Die Burgschaft, wie sich der Ort gemeinhin nannte, war noch nicht Knotenpunkt der Simplon-Lötschberg- und Furkabahnen und deshalb der Verkehr und / 52 / das Geschäftsleben bei weitem nicht so rege und entwickelt wie jetzt. Den Reisenden- und Posttransport besorgten einige Kutschen und die heimelige Diligence, die zweimal per Tag über die mit Rundsteinen bepflasterte Hauptstrasse rumpelte. Soeben war die Burgschaft zum Stolz der Briger durch den grossen Bau des sog. Riccahauses, jetzt Kino Apollo, vergrössert worden; sonst wies der Ort weder nach Ost, West, Nord noch Süd irgend-

welche Neubauten auf. So war denn das Collegium-Gymnasium während des Zeitraumes vom September bis zum 2. Sonntag Juli gleichsam der Centralpunkt der Aufmerksamkeit der Bewohner Brigs, und die blau uniformierten Musensöhne standen demgemäss bei ihnen viel mehr in Beachtung und Schätzung als es seit einigen Jahrzehnten der Fall ist. Im Bewusstsein dieser Geltung bei den Brigern stolzierten wir Gymnasiasten mit Lust und Freude in den Strassen und Plätzen der Burgschaft umher, obwohl wir mehr wie Postträger und Pompieri aussahen denn wie geschniegelte Herrchen, die in neuerer Zeit in nahezu sportmässiger Kleidung steif wie Sphingse und vornehm tuend, dort herumwandeln. Wir betrachteten uns eben als zur Familie der Bewohnerschaft gehörend, und es gestaltete sich das gegenseitige Verhalten zwischen Brigern und Musensöhnen recht zutraulich und gemütlich.

Die Lehrfächer, Studienplan, Gebräuche und Ordnungen am Gymnasium wie auch die kirchlichen oder religiösen Vorschriften, die von den Patres Jesuiten eingeführt worden, wurden damals meistens noch befolgt und eingehalten und der akademische Zuschnitt von heute galt damals noch nicht. Erste und zweite Rudiment, Grammatik und Syntax sowie Humanität und Rhetorik erhielten in den Hauptfächern wie auch in Geschichte und Geographie Unterricht von je einem Professor. Nur für Mathematik, Gesang, Botanik und / 53 / Zeichnen (letztere 3 Fächer unter 1 Professor) waren eigene Lehrer aus dem Laienstande angestellt, was der Staatskasse eine erkleckliche Summe ersparte. Und jetzt?! – Allerdings überstieg in meiner Gymnasialzeit die Zahl der Studierenden in keinem Jahreskurs 60–70, während dieselbe seit Dezennien bedeutend, sogar übermässig angewachsen ist, dadurch aber zugleich die Stellenlosigkeit der «Studierten» und das «gelehrte» Proletariat.

Der Professor der Rudimentklassen war hochwürden Josef Marie Schmidt aus Ernen, der von der Pfarrei Biel soeben nach Brig an diese Professur berufen worden war (1876). Obwohl nur mittelmässig begabt und humanistisch nicht besonders gebildet, war er dennoch ein recht tüchtiger Lehrer seiner Klassenfächer: sehr fleissig in der Vorbereitung, praktisch in der Lehrmethode. In der 2. Rudiment taten sich durch Begabung und Erfolg hervor die zwei Vettern Hermann und Otto Gentinetta; ersterer späterer Advokat in Leuk, letzterer Conventual von Muri-Gries als P. Maurus, Professor Cantus und rerum nat. in Sarnen: beide verhältnismässig jung gestorben; ferner Aloys Supersaxo aus Saas-Fee, ehemaliges Grossratsmitglied, jetzt als Privatmann daheim lebend. In der 1. Rudiment waren meine besten Rivalen Josef Brindlen aus Brigertermen, als Domherr in Sitten gestorben; Gregor Brunner aus Leukerbad, später Professor in Brig, und Ehrendomherr; Peter Maria Nessier aus Münster, als Reallehrer und Abteilungspräfekt am Gymnasium zu Schwyz gestorben; und Johann Buman aus Embd-Visp, jetzt Arzt in Rheinfelden, Kanton Basel. – Professor der französischen Sprache in allen Gymnasialklassen war in den ersten 2 Jahren der junge Advokat Dr. iuris / 54 / Joseph Maria Bürcher aus Brig.



Dieser elegante Stadtherr von politisch etwas liberaler Färbung hatte in Paris 2 Semester Jura studiert und schnäbelte daher das Französische mit *accent parisien*, liess sich aber keine grosse Mühe kosten, uns Dörflern denselben beizubringen. Er besass jedoch eine gute Mitteilungsgabe und verfügte über eine praktische Methode, so dass fleissige Schüler in den obersten Klassen sich ziemlich geläufig in diesem Idiom ausdrücken konnten. Weniger Geschick und Erfolg war dem Professor der Botanik, des Zeichnens und des Cantus, Herrn Camill Mengis, beschieden. Weil Nebenfächer, wurden dieselben nur von wenigen Zöglingen mit Eifer betrieben, die meisten vertrieben die betreffenden Stunden mit allerlei Allotria. Unter diesen war leider auch ich. Da musikalisches Gehör mir fast völlig abging, liess mich Professor Mengis in der Gesangsstunde unbehelligt. Für Zeichnen glaubte ich nicht üble Anlagen zu haben, doch es wurde daraus nichts. Warum? Als ich meine ersten Proben mitsamt den Vorlagen einlieferte, sagte der Professor ziemlich schroff: «Das hast nicht du gemacht! Wer hat dir geholfen?» Mit gutem Gewissen durfte ich versichern, ich hätte dazu keine Hilfe gebraucht, aber Herr Mengis glaubte mir nicht und reichte mir statt eine schwierigere, die ich erwartete, eine höchst primitive Zeichnungsvorlage. So zu 2 Malen. – Ich roch etwas – mein Trotz erwachte – und von Stunde an ergab ich mich auch in diesem Fache dem Müssiggang, falls ich nicht Karikaturen (des Professors und der Klassengenossen) in mein Zeichnungsheft sudelte. Im Jahreszeugnis wie im Katalog stand alsdann jedesmal vermerkt: Gesang 5. Note; Zeichnen 5. Note, was damals die niedrigste / 55 / Stufe bezeichnete. Was die übrigen Fächer betrifft, durfte ich Zeugnisse und Katalog sehen lassen, obwohl mein Name im letztern nicht an allererster Stelle stand; diese behauptete nämlich Josef Brindlen, der spätere Domherr.

Gemüthlichlustig, zuweilen sogar in Jugendlust überschäumend war das Pensionatsleben, das ich während diesen zwei Rudimentsjahren bis auf die Neige verkostete. Es ging mir in diesem Zeitraum bereits «das Licht auf» über die Bedeutung dieser Klassenbenennung «Rudiment»: «*mens rudis*». Ein Körnchen Wahrheit mag wohl darin stecken, das heisst ungeschlacht waren wir Pensionäre aus dieser Klasse allerdings ein bisschen, aber doch nicht in dem Grade, dass wir dem Wörtlein roh, Roheit, volle Berechtigung zukommen liessen. Übrigens waren die Umstände im Pensionat so, dass sie zum über die Schnur hauen förmlich einluden. Es befanden sich dort mehrere «ältere Semester», will sagen, Studenten höherer Klassen, der Syntax, der Humanität und Rhetorik, die in den vorhergehenden Jahren sich im Hause und in dessen Gepflogenheiten bereits eingelebt hatten und darum etwas keck und *sans gêne* (zwanglos) geworden waren. Wir Erstlinge aber glaubten, sie in ihrem Gehaben und Benehmen nachahmen zu sollen. Dazu kam, dass unser damaliger Internen-Inspektor, hochwürden Professor Ludwig Imoberdorf, ein gutmüthiger und dabei etwas indolenter Herr, die Zügel nicht straff anzog, eher zu locker in der Hand hielt. Überdies war der gute Herr manchmal, besonders an Samstagen und an / 56 / Festvigilien im Beichtstuhl in Anspruch genommen, sodass wir an je-

nen Abenden bis spät in die Nacht hinein uns selbst überlassen blieben. Da war denn Zeit und Gelegenheit, in den Abendstunden und in der Morgenfrühe allerlei Schabernack zu vollführen. Wir lieferten uns im Schlafsaal förmliche Schlachten, bei denen Kissen und Toilettgegenstände als Geschosse herumflogen, schoben einander kitzlige Sachen in die Betten und hoben die Langschläfer mitsamt den Unterlagen aus den Tentoria auf den Boden etc. etc. Machte der Inspektor an Ferientagen Nachmittagsbesuche in der Burgschaft, wussten wir losen Bürschlein uns so lustig zu unterhalten, dass der Ruf davon manchmal Externe herauflockte, denen unser Zeitvertreib mehr Vergnügen bot als das Leben drunten in ihren Kosthäusern und auf den Strassen und Plätzen Brigs. Dem Rarnerbub wurde seine Unerfahrenheit und Schüchternheit übrigens schon in den drei ersten Wochen seines Pensionatslebens zum Verhängnis. An einem Donnerstag, da man sich nachmittags im Baumgarten des Pensionats herumtrieb, bemerkten die grössern Studenten, dass eine entfernte Verwandte des Collegiumspräfekten aus der Burgschaft herauf zu Besuch kam. Diese honorable Person galt bei der Studentenschaft als Verklägerin und Schnüfflerin. Sofort forderten sie uns Erstlinge auf, der Zwischenträgerin, Madame K. A., nach ihrer Audienz beim Herrn Präfekten einen Schabernack zu spielen. Zuerst zauderten wir, diesen Auftrag auszuführen, allein die «Grössern» ermunterten uns dazu, indem sie uns belehrten, dies gehöre zur Solidarität unter Studenten, es sei in Brig altes Herkommen zusammenzuhalten etc. / 57 / Dadurch ermutigt, liessen wir uns engagieren. Wir harrten auf das Ende der Audienz, und kaum hatte die Person die Hauspforte hinter sich geschlossen, riefen wir ihr durch das Guckloch unisono nach: «Studenten-Rätscha, Rätscha-Tätscha!» Da wir dieses Compliment wiederholten, wurde es ihr zuviel. Spornstreichs eilte sie zurück und beklagte sich bei ihrem Verwandten. Dieser kam auch sofort hinunter zu uns Sündern und hielt erzürnt Verhör und Gericht. Da ich errötete und nicht zu Leugnen wagte, hiess es: «Wie, auch du, Brutus! Schon machst du solche Dummheiten und Frechheiten. Al-lons, hinein ins Loch – in den Carcer!» – Als ich aus dem Dunkel wieder ans Licht kam, verwünschte ich ingrimmig meine solidarische Tat, die mir solchen Lohn gebracht, die Ratgeber und Hetzer aber lachten meiner und sagten, ein richtiger Studiose brauche sich nicht zu schämen, das Innere des Carcers gesehen zu haben; das bringe das Studentenleben so mit sich etc. Dieses Erlebnis und sothane Tröstung hatte auf mich keinen guten Einfluss. Es hiess fortan wie bei «Max und Moritz»: «dieses war der erste Streich, doch der andere folgt sogleich».

Im folgenden Jahr – o jerum! gab's eine «mutatio rerum»: ein anderer Internatsinspektor nahm den Backel in die Hand. Es war hochwürden Abbé Fidelis Senn. Dieser machte seinem Vornamen tatsächlich in allem Ehre, nur nicht in dem Sinne, wie wir «fidelis» uns dachten und übersetzten, nämlich «studentisch ungebunden und lustig». Herr Senn, ein gründlich gelehrter Philosoph und Theologe und auch auf manchen andern Wissenszweigen fest sitzend, war leider kein erfahrener Jugenderzieher. Er war tief fromm, was ihm bei / 58 / uns losen Gesellen zwar kein

Hemmnis bereitet hätte, denn unfrohm und bösmeinend waren wir gewiss nicht, aber er war ängstlichen Gewissens bis zur Skrupulosität. Selbst ein strenger Asket, glaubte er, auch aus uns Wildlingen Asketen machen zu sollen; darauf waren wir nicht vorbereitet worden, und so kam der Umschwung von den Zuständen des vorigen Jahres in die neuen Umstände zu unvermittelt. Dem armen Inspektor schuf dies endlose Schwierigkeiten, uns Pensionären aber wurde das Inspektorat zum Fegfeuer. Sofort wurde klösterliche Zucht eingeführt. Man verlangte von uns ausser der Rekreation strengstes Silentium im Hause; wir mussten Filzschuhe anschaffen, mussten zum Essen, zur Kirche und zu dem Oratorium stets im Gänsemarsche und zwar in schnurgerader Linie gehen. Solche Bittgänge gab's viermal im Tage und dabei waren das Morgen- und das Abendgebet von überlanger Dauer. Bei Tische wurde Vorlesung gehalten wie im Kloster und man musste lange auf das «Deo gratias» warten. Nachher in der Rekreation duldete der Inspektor keine Spielpause: immerfort musste man rennen und sich tummeln. Die Spaziergänge an den Ferientagen, mochte das Wetter günstig oder ungünstig und die Wege schmutzig oder trocken sein, wurden bis zur Übermüdung weit ausgedehnt, womöglich in Örtlichkeiten, wo Begegnungen nicht zu gewärtigen waren. Kamen irgendwelche Verfehlungen gegen diese Hausordnung vor, so hagelte es Bussen, und zwar, was sehr unpraktisch sich erwies, sog. Schreibbussen (hunderte von Zeilen), die vorgängig den Klassenaufgaben eingelöst und eingereicht werden mussten. Man musste / 59 / alsdann die letztern (zu ihrem und des Schülers Nachteil) «überhuden». Dies alles war gewiss vom Herrn Inspektor zu unserm Vorteil angeordnet, dennoch erwuchs nichts Vorteilhaftes daraus: wir wurden verbittert, es gab Krach auf Krach und jedesmal auch Massregelungen. Nicht umsonst hiess es unter uns Pensionären und auch in der Burgschaft, wir hätten unter strengerer Hausordnung und Zucht zu leben als die benachbarten Ursulinen-Schwestern. – Trotzdem der Rumor über diese Verhältnisse im Pensionate bereits auch bis ausserhalb Brig gedrunken war, musste ich – meine Eltern wollten es so haben – im darauffolgenden Jahr wieder in diese Zwangsanstalt hinein. Die Methode des Inspektors hatte sich um nichts geändert; Herr Senn war der gleiche Rigorist, was man schon am ersten Tag zu verspüren bekam. Ja, es wurde noch schlimmer, da man nun zwischen zwei Feuer geriet. Ich stieg in diesem Jahre nämlich in die Grammatikklasse, deren Professor ordinarius der hochwürdige Herr Camill Meichtry, der spätere Domherr, war. Herr Senn, der wohl wusste, dass er bei Professor Meichtry volle Unterstützung finde, lief nun mit seinen Klagen und Beschwerden über mich und meine Leidensgenossen öfter zu seinem Vertrauensmann, der ihm, wie in Gelehrtheit und Frömmigkeit, so auch in seinen Charakterzügen und Ansichten sehr entsprach. Eines Tages liess Professor Meichtry mich in sein Zimmer rufen und erklärte mir Folgendes: «Mit deinen Leistungen in der Klasse bin ich zwar zufrieden, aber, da du mit Herrn Inspektor Senn, der mein volles Vertrauen besitzt, dich so schlecht verträgst, so erkläre ich dir von / 60 / nun an auch meinerseits den Krieg». Und dieser liess in der Tat nicht auf sich

warten. Jedes Mal, wenn bei ihm vom Inspektor eine Klage über mich eingelaufen war, nahm Professor Meichtry mich in den Klassenstunden scharf aufs Korn. Gab ihm die Schuldisciplin hierzu nicht Anlass, so zog er meine Schulaufgaben herbei und kritisierte sie gründlicher denn sonst. Das tat er übrigens auch an den Aufgaben meiner Mitschüler und Komplizen (Supersaxo, Nessier, Bumann), denn hochwürdigen Herr Meichtry – es muss dies gesagt werden, war unparteiisch und gerecht. – Manchmal fanden wir sogar grosses Vergnügen an den originellen und kaustischen Witzen und Bemerkungen, mit denen der Professor seine Kritik begleitete. Einmal nahm er gar Anlass, aus dem Inhalt und dem Stil unserer Aufsätze uns unser Horoskop oder besser unsere zukünftige Lebensstellung zu bestimmen. «Ihr vier Schlingel», meinte er, «aus euch wird nichts Rechtes werden, höchstens geringe Notarlini oder Advokatjini». – Als Vollblut-Badner riss Herr Meichtry überhaupt gerne Witze. Aus Neckerei kamen wir Schüler überein, uns, wann ihn diese Lust anwandelte, des Lachens zu enthalten und ernste Miene zu wahren, hingegen bei andern geringfügigen Anlässen ostentativ zu lachen. Dies vermochte den Professor zu reizen; er beurteilte es als Interesse- und Geistlosigkeit, «o Ihr seid stupide, blöde Gesellen», hiess es dann. – Trotz dieses fortwährenden Geplänkels waren unsere Fortschritte gut, ebenso natürlich die Fachnoten; weniger gut aber die Noten für Disciplin. Unserm Herrn Professor Meichtry achteten wir immerhin als tüchtigen, gewissenhaften Lehrer und musterhaften Priester, der stets nur unser Wohl anstrebte. / 61 / Das Gleiche gilt auch von hochwürdigen Herrn Senn, dem übrigens die Erfahrungen in den zwei ersten Jahren seines Inspektorates eine gute Schule für Jugendleitung geworden sind, denn er war späterhin, so versicherte man, ein ganz leidlich umgänglicher Inspektor und Professor.

### *Gymnasialstudien: Syntax in Sitten*

Den Cursus der Syntax wollten einige, worunter ich, nicht in dieser Zwickmühle verleben. Der und Jener wanderte nach Sarnen oder Stans, ein anderer nach St. Moritz, ich begab mich nach Sitten. Dort gedachte ich, im «Sacré Coeur»-Pensionat, das im Priesterseminar eingerichtet war, in Kost und Logis zu gehen. Aber siehe da, dienstbare Geister hatten dort «lieblich» vorgearbeitet. Der Oberdirektor dieser Anstalt gab bei der Anmeldung so gewundene und ausweichende Antworten, dass mein Vater sich entschloss, das S.C.-Pensionat durch meine Aufnahme nicht zu gefährden. So fügte es sich, dass ich zum ersten und einzigen Male Externe wurde, und zwar im Hause meines Onkels Ferdinand Wolff-von Roten. Da im gleichen Gebäude Vetter Ad. de Courten-Wolff wohnte und es daher ziemlich viele Besuche und Gelegenheiten zu Zerstreungen gab, wurde dieses Schuljahr mir, der ich die Freiheit des Externates allzu gerne verkostete und zudem in der französischen Sprache nicht völlig zu Hause war, nicht zum Vorteil, wenn auch nicht gerade zum

Schaden. Professor der Hauptfächer war hochwürden Herr Dr. Abbet, der nachherige Domherr – Stadtpfarrer und spätere Bischof: ein in jedem Lehrfach tüchtig instruierter Mann, aber von zu trockener Gemütsart und zu sprödem Charakter, um auf seine Schüler anregend einwirken zu können. Auch hielt sich seine Lehrmethode etwas zu sehr in ausgefahrenen Geleisen. Dagegen hatte / 62 / er die Zügel der Klassendisciplin fest in der Hand. – Die griechische Sprache dozierte hochw. Herr Johann Baptist Henzen mit viel Geschick, war jedoch als Pfarrer extra muros und Redaktor des «Walliser Boten» zu viel in Anspruch genommen zum Nachteil der regelmässigen Einhaltung seiner Lehrstunden. – Herr alt Präsident [Auguste] Brutin war ein ausgezeichnete Mathematikprofessor; er wollte mir wohl, ich aber entsprach mit meiner geringen Begabung für sein Fach und mit meinem noch geringeren Eifer sehr wenig seinem Wohlwollen. Im Ganzen war's also ein verfehltes, richtiges Allotriajahr, das ich in Sitten verlebte. Auch muss bemerkt werden, dass in keinem Gymnasium der Zusammenhalt der Studenten mit den Professoren und der Leitung so locker war wie an dieser Anstalt in der Kantonshauptstadt.

### *Gymnasialstudien: 2. Grammatik in Sarnen*

Da ich vernommen, dass mehrere Oberwalliser Studenten im folgenden Herbst die Sarner Anstalt «Nikolaus von Flüe» besuchen würden, schloss ich mich denselben an. Es waren dies: die Vettern Hermann und Otto Gentinetta, Peter Marie Zen-Ruffinen, Xaver von Werra, alle aus Leuk; Gregor und Alex Brunner, Brüder aus Leukerbad, Peter Jost aus Geschinen/Sitten, Cesar Perrig aus Brig/Visp und Emil Stäuble aus Visp. Die beiden letztern und ich waren Neulinge an dieser Anstalt und alle drei waren wir in der ersten Zeit voll grosser Erwartungen in Bezug auf die wissenschaftlichen Darbietungen und das Anstaltsleben des Sarner Gymnasiums. Doch bald sahen wir uns enttäuscht. Die Lehrfächer des Griechischen und der Mathematik wurden zwar vorzüglich vorgetragen, aber allen andern Fächern schenkte man in Sarnen nicht die gleich grosse Aufmerksamkeit wie in Brig. Fast schien es, als ob auf Gesang und Instrumentalmusik der Hauptwert gelegt werde, nicht aber auf die verschiedenen Sprachen wie Deutsch, Latein, Französisch und not least auf Religion, Geschichte und Geographiekunde. Die Patres Professoren waren zwar alle, Schweizer und Tyroler, gute, biedere Männer, aber «hölzern» und derbbäurisch in ihrem Verkehr mit den Zöglingen, die dies natürlich in noch höherm Grade waren. Es sollte dieses urchige, derbe Sichgeben wohl als echt schweizerisch-demokratisch gelten? Immerhin war das Benehmen des damaligen Rektors der Anstalt, P. Grüniger, später Abt von Muri-Gries, des P. Rupert Keusch, P. Vinzens Gasser und P. Martin Kiem viel weniger grobkörnig und abstossend wie dasjenige anderer Professoren. Am meisten fühlten wir Walliser uns von der ruhigen, gemessenen und väterlichen Art des Oberinspektors oder Präfekten P. Karl

Provost angezogen. Dieser gemütvolle Mann zeigte auch am meisten Verständnis unserer Walliser Eigenart wie überhaupt des Charakters der verschiedenen Kantonsangehörigen. Der Abschied von ihm am Ende des Schuljahres war daher auch der herzlichste und dankerfüllteste vonseiten aller Zöglinge, soweit ich bemerken konnte. – Angewidert von dem rauhen, fast ungeschlachten Benehmen der meisten Zöglinge sowie von dem «seltsam volkstümlichen» Tone und Gehaben mehrerer Jugendbildner, fühlte ich mich schon zu Beginn des Schuljahres in Sarnen fremd und verlor törichter Weise allen Mut und Eifer zum lernen. «Warum», sagte ich mir, «warum hast du so vorschnell Brig mit Sarnen umgetauscht?! Kein Gewinn, wohl aber Verlust in fast jeder Beziehung»! Ich war stets missvergnügt mit mir selbst, / 64 / studierte nicht und träumte nur so vor mich hin. Das Endresultat war dementsprechend. Eines aber habe ich mir in Sarnen fest vorgenommen: Du brauchst nächsten Herbst wieder das Gymnasium in Brig, studierst dort wacker und dann folgst du der Stimme, die dich schon seit geraumer Zeit gerufen hat.

### *Heimreise über Brünig und Grimsel*<sup>6</sup>

Zu Ende der 3. Woche des Juli 1881 war Schluss des Gymnasiums von Sarnen, das damals von 10 Studenten aus dem Oberwallis besucht worden war. Während die übrigen Studiosi per Bahn nach ihren wallisschen Penaten strebten, wünschten wir Petrus J[ost] und Schreiber dieses, den Weg in die Ferien möglichst «per pedes» zurückzulegen. Gesagt, getan. Mein Reisegefährte hatte jedoch, weil er meinen kurzen Beinen misstraute, ein Einspannerwägelein gedungen, wie er sagte, nur meinewegen und nur für die erste Wegesstrecke.

Nachdem wir vom Rektor der Anstalt P. Augustin Grüniger (nachmals Abt von Muri-Gries) und unsern Klassenprofessoren Abschied genommen, zogen wir los. Unser Ziel war zunächst die Passhöhe des Brünig. Unterwegs bot sich Gelegenheit, die Geschichtswissenschaft aufzufrischen, nämlich die Ruine des Schösschens Rudenz. Vom Geschichtspräsidenten hatten wir gehört, dass einer der letzten Junker von Rudenz seinen Schwäher, den Ritter von Erlach meuchlings in dessen Schloss zu Spiez überfallen und erschlagen hat – wegen Erbschaftsstreit. Besser gefiel uns die Erinnerung an jenen Rudenz, den Schiller in seinem «Wilhelm Tell» seinen Leibeigenen die Freiheit schenken lässt. – Als unser Gefährt die Höhe über Giswil überstiegen und in das Lurgerntal einlenkte, sieh', da lag der langgestreckte liebliche See gleichen Namens vor unsern entzückten Augen. Wir schwärmten förmlich und beglückwünschten uns, diese Reiseroute gewählt zu haben. Für Bergseen hat-

6 Diesen Text veröffentlichte Rektor Raphael von Roten unter dem Pseudonym R. Amstalden in einer ausserkantonalen Zeitschrift. Das Originalmanuskript in deutscher Schrift wurde wohl von Rektor Hans Anton dem Heft mit den Lebenserinnerungen beigelegt.

ten wir beide grosse Begeisterung, und wär's nur eine ein bisschen grössere Gölle gewesen, dieser aber verblüffte uns geradezu.

An der Grenze von Obwalden-Berneroberrand angelangt, meinte mein Reisekamerad: «Wollen wir nicht noch bis zum nächsten Wirtshaus im Wagen bleiben; ich verspüre nämlich verflixten Appetit?» Ich war stillschweigend ganz einverstanden, denn mein Magen meldete sich ebenfalls und das Hosenband wurde bedenklich locker. Als wir unsern Fuhrmann abgelohnt und studentenmässig mit einem Trinkgeld bedacht hatten, betraten wir mit steifgewordenen Beinen das Berggasthaus. Da kein Portier zur Stelle war, uns Herrschaften zu empfangen, gerieten wir anstatt ins Vestibul in eine richtige heimelige Bernerstube, und dort gab es eine Überraschung. Da sass nämlich ein eisgraues Weiblein – wahrscheinlich die Mutter oder Grossmutter des Gastwirts – und las in der Bibel. Ich dachte, so sollten es auch im Wallis alle alten Leute machen und in ihrer Einsamkeit Trost in ihren Andachtsbüchern suchen. Die Berner Greisin erbaute uns, meinen Reisekameraden wie mich selbst. Wir mussten uns sagen: «Im Protestantismus geboren, folglich ohne persönliche Schuld, wird der ewige Richter ihr in ihrem Sterbestündlein wohl gnädig sein». Der Wirt hatte uns ins Haus trampeln gehört und kam nachschauen, wer dort eingekehrt sein möchte. Seinem Namenspatron getreu, der einst am Pfingsttage alle Menschenfurcht abgelegt hat, erklärte ihm mein Petrus geradeaus: «Wir sind katholisch, wir essen am Samstag kein Fleisch, nur Magerspeisen». (Damals galt noch am Samstag die Fleischabstinenz). Worauf der Wirt antwortete: «Bin versehen mit Speisen für allerlei Gäste».

Vom Berggasthof bis Meiringen war's noch ein gutes Stück Weges. Als wir dort anlangten, waren wir rechtschaffen müde. Wären jedoch die Unterkirche und die Fresken schon damals und nicht viel später erst entdeckt worden, wir Altertumsschwärmer hätten uns trotz Müdigkeit nicht abhalten lassen, diesen protestantischen Tempel, der einst katholische Kirche war, zu besuchen. – Wie ich bemerkte, sah Petrus sich bereits im Flecken sehnsüchtig nach einem Fuhrwerk um – trotz seiner Rüstigkeit; ich seufzend desgleichen. Nichts zeigte sich, es hiess also unserm in Sarnen gefassten Vorsatz treu bleiben. Aber kaum waren wir ausserhalb Meiringen, ereilte uns ein Britschenwagen. Mit dem Fuhrmann bezüglich Preis übereinstimmend, sassen wir auf und hüst und hott gings im flotten Trott über die frisch beschotterte Strasse Innerkirchen zu. Dort abgestiegen, fragten wir uns: «Ist Dir unterwegs kein Zahn ausgefallen?»

Beim Eingang zum Aartal angekommen, wurden wir etwas beklommen, denn wir hatten dasselbe uns nicht so düster und traurig vorgestellt. Doch nun hiess es vorwärts schauen und trachten, nicht rückwärts. Stillschweigend trappten wir in Gottes Namen vor- und aufwärts. Eine Strecke vor Guttannen erreichte uns ein Bursche, der eine schwere Last zum Hospiz trug. Er gab auf unsern Gruss kaum Bescheid und griff mit seinen Berglerbeinen gewaltig aus. Wenn der so pressiert, so müssen wir uns auch beeilen, denn das Hospiz scheint demnach noch fern zu sein.

Wir beflügelten unsere Schritte, aber unmöglich ihn einzuholen, denn bald sahen wir den Burschen nicht mehr. Wir zwei hatten aber nicht bedacht, dass wir zu lange Schulbänke gedrückt hatten, um es mit so einem «aufzunehmen» wie man im Wallis zu sagen pflegt.

Im Weiler Guttannen konnte Petrus es sich nicht versagen, einen Blick in das dortige Tempelchen zu tun. Er wollte öffnen, allein die von Innen nur angelehnte Türe zog ihn mit – und bald wäre er längslang hineingestürzt. «was hast Du gefunden?» fragte ich. «Ei ja,» eiferte Petrus, «der ganze Boden des Tempels ist mit „Geissbohnen“ besät». Tableau!

Erst bei einbrechender Nacht langten wir beim Grimselhospiz an, sehr müde und schläfrig. Man führte uns gleich ins Ess- pardon! In den Speisesalon, sagend, das Essen werde bald aufgetragen. Es waren bereits einige Gäste dort, die sich anregend unterhielten. Mir fiel ein baumlanger Priester auf, der mit einer hohen Fistelstimme etwas erzählte. Diesen sollte ich ein Jahr später hoch im Norden wiederfinden. Doch davon nachher.

Unser Essen kam und wir griffen zu, aber trotz Hunger und Durst nickte bald der eine, bald der andere von uns beiden ein, so dass wir abwechselnd uns stupfen mussten. Schliesslich verleidete dies uns und wir verlangten zu unsern Schlafstätten geführt zu werde. Man wies uns eine Art von Estrich an. O weh! – Dieser war zülig und kalt, zudem blies ein frischer Nachtwind. Das wird eine erquickliche Nachtruhe werden, dachte ich. Bald meldete sich mein Petrus, er könne nicht einschlafen, er friere in seinem durchschwitzten Hemde. Antwort: ich auch. Soll das ein Trost sein? meinte er unwirsch und brummend deckte er sich ein bis über die Ohren.

«Kein Unglück» heisst es, «es sei ein Glück dabei». Das erfuhren wir auch. Denn es war für uns ein frühzeitiger Reveil. Das Dienstpersonal war schon am Frühstück, wir setzten uns ohne langes Bedenken an den gleichen Küchentisch und taten mit. Das Trinkgeld vergassen wir diesmal absichtlich, wischten die Mäuler und verschwanden.

Gleich hinter dem Hospizgebäude gings steil hinan über Felsplatten. Zwei Gomser, die auch im Hospiz genächtigt hatten, waren uns schon eine Strecke vorausmarschiert. Als sie uns gewahrten, rief einer herunter: «Seid Ihr Walesanen? dann sputet euch, wir warten einwenig». Zusammen mit ihnen erstiegen wir die Passhöhe. Unterwegs vernahmen sie von uns, dass wir gedächten, in Obergesteln unserer Sonntagspflicht zu genügen. «Wenn dem so ist, so haltet immer rechts den Abhang hinunter und lauft über Stock und Stein», rieten uns beide Männer «wir aber gehen in Gletsch zur Messe». Wir befolgten den Rat strikte. So traten wir etwas erhitzt gerade in die Kirche, als der Pfarrer, segnend den Weihwasserwedel schwingend, bei der Kirchentüre angelangt war. Er schien etwas verdutzt zu sein ob unserm plötzlichen Auftauchen und wusste offenbar nicht, solle er die zwei Fremdlinge segnen, oder dies unterlassen. (Pfarrer von Obergesteln war damals hochw.



Murmann). Kaum war das «Ite missa est» verklungen, waren wir schon wieder auf Schusters Rappen und strebten nach Ulrichen und weiter nach Geschinen. Letztern Ortes hatte mein Reisekamerad habliche Verwandte, wo wir Einkehr halten wollten, und schon von Ferne witterten unsere Riechorgane allerlei Gutes. Wir irrten uns nicht. Bald sassen wir zu Tische und sprachen dem Speck und geräuchertem Fleisch wacker zu. Peter blieb hier bei seinen Vettersleuten zurück, ich aber musste daran denken, heimzugelangen. Vergelts Gott sagend nahm ich von den gutherzigen Leuten Abschied. Im nahen Münster traf ich unversehens Franz von Riedmatten, einen lieben Freund vom Briger Kollegium her. Der wollte, als ich ihm mitteilte, wie weit ich noch heute gehen wolle, mir absolut eine Fahrgelegenheit verschaffen. Allein im ganzen Dorf fand er keine. So trappete ich im Eilschritt weiter, die Beine waren zwar müde, aber doch viel gelenkiger geworden seit dem Abstieg vom Grimselpass. Gegen Abend langte ich in Fiesch an. Vor dem Hotel Speckly's stand eine Zweispännerkutsche. Ich atmete auf, denn ich erkannte dieselbe als zum Hotel Couronne et Poste gehörend. Sogar der Kutscher war mein Zendenmann. Also juhe! hat's doch letztlich nicht an allem gefehlt! Der Kutscher war bald fahrbereit, und in flottem Trab gings nach Brig. Hier blieb ich übernacht und fuhr per Eisenbahn am folgenden Tag heim zu.

Im Herbst des folgenden Jahres traf ich den Riesenpriester mit der Fistelstimme, der mir im Grimselospiz so sehr aufgefallen war, auf holländischem Boden. Wir kamen miteinander ins Gespräch. «Welch seltenes Zusammentreffen! Erinnern sich Hochwürden noch, dass zwei fahrende Schüler an jenem Abend des Monats Juli den Speisesaal des Grimselospizes betraten? Einer von den beiden steht jetzt vor Ihnen». «Jawohl janz jut», entgegnete der Niederdeutsche. «Woher kommen Sie?» «Vom Deutschwallis in der Schweiz». «Und darf ich wissen, was Sie nach Holland führt?» «Ungefähr die gleiche Absicht, wie Hochwürden auch».

Wir, der Düsseldorfer und bis anhin Stiftsvikar vom Aachener Münster, und ich, wurden gute Freunde.

Als ich viele Jahre später den Grimselpass abermals besuchte, – «o quae mutatio rerum!» ich fand mich wie in einer fremden Gegend, wie verschlagen auf eine Insel Hellas (Griechenland) zur Zeit Homers aus der Aeneas [!]: Ringsum Felsgeklüft von einem träumerischen See umschlungen. Selbst ein in den See wie eine Insel vorragender Fels fehlt nicht, auf demselben ein hell schimmernder Bau, zu dem eine Treppe hinaufführt und der mit Hilfe von ein wenig Phantasie leicht zum Griechentempel wird, um die Täuschung zu vollbringen. – Von den Architekten beabsichtigt oder nicht, ein solches Gebilde findet sich nicht im Schweizerland.

*Abschluss der Gymnasialstudien in Brig: Humanität und Rhetorik*

In Brig (1881–82) lebte ich gleichsam wieder auf, Mut und Studieneifer erwachten, auch der Lebensernst stellte sich endlich ein. Darum bezog ich auf Wunsch meiner Eltern mit Gleichmut, ja mit Zuversicht wieder das Pensionat, obwohl hier noch immer hochwürden Herr Senn als Internatsinspektor waltete und mein früherer strammer Grammatikprofessor hochwürden Herr Camill Meichtry nun in die Präfektenstelle am Gymnasium vorgerückt war. Ein besonderer Ansporn zu eifrigem Studium war für mich der Umstand, dass hochwürden Herr Burkard Josef aus Gampel den Katheder der Humanität und Rhetorikklassen innehatte. Dieser Herr war wie kein zweiter für diesen Lehrstuhl befähigt. Er war hochintelligent und dabei ein fein kultivierter Geist, ja eigentlich geistsprühend. Die lateinischen und deutschen Klassiker kannte er aus dem ff, wusste deren Feinheiten und Schönheiten trefflichst herauszufinden und uns zu übermitteln. Um uns anzuregen, in dieselben selbst einzudringen und herauszuholen, fragte er uns oft über unser Urteil, bevor er seine eigene Meinung kundtat und konnte sich mit uns freuen, wenn wir etwas Richtiges herausfanden. Für lateinische und deutsche Aufsätze wählte der Professor immer Themata, die uns interessieren könnten und unserem Können entsprachen. Nach Einlieferung unserer / 65 / Arbeiten liebte er es, wenigstens einige derselben, die besten oder die schwächsten, vorzulesen und sodann selbst zu beurteilen, oder durch einen x-beliebigen Schüler kritisieren zu lassen. Auch liess er sich sehr angelegen sein, uns in der Deklamation von Gedichten und lateinischen oder deutschen Redestücken zu üben, um uns an freies und gewandtes Auftreten zu gewöhnen. Prof. Burkard selbst war hierin ein Virtuose. In seinen Vorlesungen befliss er sich stets einer gewählten Sprachform und forderte dies auch von uns, sei es in unsern schriftlichen oder mündlichen Referaten. Nie erlaubte er sich triviale Ausdrucksformen, auch wenn er Schüler tadeln oder zurechtweisen musste. Die Disciplin in den Klassen Professor Burkards war eine vorzügliche, er brauchte nicht zu schimpfen und zu donnern wie manch anderer Kathederherr es bei jedem Verstoss zu tun gewohnt war. Er war nicht engstirnig gegen jedes Aufschäumen der Jugendlust der Studenten, falls diese nicht in unedler Art sich äusserte, denn er hatte Verständnis für junges Blut und Jugendmut. Jeder, der aus dem Hörsaal des Rhetorikprofessors Josef Burkard hervorgegangen, muss billigerweise anerkennen, dass er dort viel Anregung zum Studium erhalten und überhaupt erklecklichen Nutzen für seine Zukunft geschöpft hat. Mir bleibt Professor Burkard immer unvergessen.

*Berufswahl*

So hatte ich denn im Juli 1882 mit der 2. Rhetorikklasse mit dem Gymnasialstudium Schluss gemacht und es reifte in mir nun der Entschluss, dem Rufe und Drange in meinem Innern, den ich bereits seit geraumer Zeit verspürt, aber noch niemandem mitgeteilt, zu folgen. Lebhafter wie früher stand immer wieder P. Meschler SJ / 66 / in meinem Gedächtnis, den ich vor etwa zwei Jahren, als mich ein Ferianausflug nach den Schattenbergen führte, in Breitmatten getroffen hatte. Damals fragte mich der kleine kluge und liebenswürdige Pater Jesuit, welche Gymnasiumsklasse ich soeben absolviert habe. «Die Grammatik» sagte ich. «So», fuhr er fort, indem er gar eindringlich seine grossen Augen in meine Gucklöcher senkte, «so, und was willst Du werden? Hast du nicht Lust, in einen geistlichen Orden einzutreten, z. B. in den Jesuitenorden?» «Weiss nicht» war meine Antwort, «bin wohl noch zu jung, zu wenig gescheit und habe zu wenig studiert». P. Meschler lächelte und meinte: «O das wird sich mit Gottes Hilfe noch geben. Bete und denke darüber nach!» – Dieses kurze Gespräch mit P. Meschler hatte mich ein wenig verblüfft, aber als richtiger Luftibus nahm ich es nicht ernst und überliess das Beten und Nachdenken für und über meine Standeswahl sträflicherweise den Spatzen. Wohl tauchten in der Nachzeit die Worte P. Meschlers hin und wieder in meinem Gedächtnis auf, besonders wann in den Jahren, die ich in Sitten und Sarnen verbrachte, mir der eigene Schlendrian manchmal das Gewissen aufstocherte und mir das Leben schal und ecklig erscheinen liess, aber nachhaltig blieben sie nicht haften. Wie gesagt, wachte in mir während des Rhetorikjahres jäh die Erinnerung an jene Begegnung auf und die Mahnung P. Meschlers folgte mir zeitweilig auf Schritt und Tritt. Manchmal fiel mein Blick während der hl. Messe und den Segenandachten unwillkürlich auf die Bilder der Heiligen der Gesellschaft Jesu an den Wänden der Collegiumskirche, und die schienen mich zu mahnen: «Zaudere / 67 / nun nicht mehr, komm!» – so gelangte ich endlich zum Entschluss, mich bei dem P. Provinzial der deutschen Ordensprovinz SJ anmelden zu lassen.

*Letzte Ferien – Bergtour im Simplongebiet*

Vorerst aber, so sagte ich mir, willst du die Sommerferien noch voll geniessen und die heimische Bergwelt ein bisschen aufmerksamer anschauen. Es traf sich denn auch, dass zu Anfang der Ferien meine Schwester Maria Speckly, die mit ihren Kindern Hilda und Rudolf ein Maiensäss auf Rosswald bezogen hatte, mich einlud, einige Zeit dort zuzubringen. Ich ging und schweifte mit doppelter Lust auf jenen herrlichen Höhen herum im Bewusstsein, die Berge sehr bald mit den Ebenen des Nordens vertauschen zu müssen. Eines Tages unternahmen wir zusammen einen Ausflug nach dem Bettlihorn. Der Weg dahin war lang, aber nicht sehr ermü-

dend, da er über grüne Triften führte, auf deren Rasen der Fuss wie auf Sammet schritt. Am Fusse des Horns liessen wir die Kinder in einer Mulde warten und mit Spielen die Zwischenzeit bis zu unserer Rückkehr zubringen. Der Aufstieg zum Gipfel ist absolut keine Kletterpartie und insofern nicht gefährlich; Gefahr drohte nur von dem lockern Gestein und Geschiebe, das auf dem Berggrat gleich einer losen, zerfallenden Mauer aufgeschichtet ist und bei jedem Windstoss oder durch jede Berührung durch eine Gemse, ein Murmeltier etc. in Bewegung gerät. Meine Schwester und ich wählten jedes einen besondern Anstieg: sie die östliche Bergkante, ich eine sog. Schrunse, durch die ich direkt zum Gipfel ansteigen wollte. In mehr als halber Höhe angelangt, erschreckte uns plötzlich ein Gepolter und Kollern von Steinen. Ein Blick hinauf zum Grat liess sofort erkennen, dass ein Teil der obersten lockern Steinschicht – ob durch / 68 / Windstoss oder ein Wild veranlasst, ist zweifelhaft – in Bewegung geraten war und direkt durch die Schrunse, in der ich mich befand, herunterrollte. Meine Schwester schrie, ich schrie und die Kleinen unten in der Mulde schrien entsetzt auf. Mein zweiter Gedanke war: «Schutzengel und Namenspatron helfet, schützet mich!» – Es war wirklich not, denn ein grösserer Block, der dem Geschiebe und vielen kleinern Steinen voraussauste, hätte mich, so er mich getroffen, zweifelsohne ins Jenseits befördert. Doch siehe, einige Meter über meinem Standort stiess der Block an einen Stein, der aus dem Boden herausragte, und zerschellte in zwei Teile, die diesseits und jenseits neben mir in die Tiefe rollten. Ich war gerettet. Abgesehen von einigen faustgrossen Steinen, die mir nur Püffe applizierten, war ich heil und unversehrt aus dem Gerölle herausgekommen. «Unkraut verdirbt gar niemals», dachte ich, und setzte mit zitternden Beinen den Aufstieg fort. Oben auf der Spitze, wenn man den stumpfen Bettlihornkopf eine Spitze nennen will, ist die Fernsicht wirklich lohnend: von Goms hinunter bis Martinach liegt Wallis als gewaltiges Reliefpanorama vor dem Auge. Wir waren entzückt und der Schreck war vergessen! Auf dem Rückwege nach Rosswald aber sagte ich mir doch: «Das Bergsteigen ist nicht deine Sache, du bist nun gewarnt!» Doch der Leichtsinn vergisst so bald. Wenige Tage nach dieser Aventure kam der hochwürdige Rektor von Ried-Brig, Johann Josef Schmid – Ried, damals noch nicht von Glis getrennt, war sein erster Seelsorgsposten – nach Rosswald herauf, um dort Stiftmesse zu lesen. Meine Schwester Marie lud ihn zum Frühstück ein. Bei dieser / 69 / Gelegenheit sagte er, es sei sein Plan, dem hochwürdigen Pfarrer Camill Schmid, seinem geistlichen Vater und frühern Seelsorger, einen Besuch abzustatten, ich solle mitkommen, da ich diesen lieben Herrn in Ausserberg und Raron gut kennen gelernt habe. Ich liess mich nicht lange bitten, zumal ich noch niemals in Simplondorf gewesen war. Also marschierten wir ab und wurden im Pfarrhof von Simplon aufs herzlichste willkommen geheissen. «Mindestens 2–3 Tage sollt ihr nun meine Gäste sein, eher lass ich euch nicht ziehen», entschied sofort der lebenswürdige und herzensgute Simplonpfarrer. Von uns zwei Kumpanen nahm er keine Entschuldigung an und hatte auch keine Absage zu erwarten. – Noch

am gleichen Abend wurde unser Vierer-Kleeblatt voll, da sich der Herr Abbé Theodor Arnold, jetziger Canonicus h. c. und Spitalpfarrer in Brig, der damals in Simpel, seinem Heimatdorf, weilte und auf kanonische Anstellung wartete, zu uns gesellte. Dieser reiselustige Herr forderte uns, Herrn Rektor Schmid und mich, auf die Gelegenheit auszunützen und mit ihm einen Abstecher nach dem nahen Welschland, wenigstens bis Domodossola, zu machen; er wisse, dass ein ihm gut bekannter Kutscher, ein gewisser Josef Ignaz Karlen, ein Engländerpaar dahin spediere, der uns gerne aufnehmen werde. Er, Abbé Arnold, wolle uns drei sofort beim Kutscher anmelden. Die Antwort dieses letztern lautete denn auch bejahend, falls das Fremdenpaar nichts dagegen einzuwenden habe, wir hätten uns um die Zeit der Abfahrt vor dem Gasthof einzufinden. Wir taten so, aber, o Weh! Wir gefielen den Engländern nicht; sie quatschten sofort ein entschiedenes «not, nauw». So kehrten wir denn in den Pfarrhof zurück. Doch Herr Abbé Arnold rückte schon wieder mit einem Plan heraus: «So steigen wir in aller Morgenfrühe des folgenden Tages ins Laquintal / 70 / hinein und alsdann beginnen wir den Aufstieg auf das kleine Laquinhorn, das uns den Ausblick nach dem Langensee und den Borromäischen Inseln bieten wird». Trotz den Bedenken und Widerrates von Seite des Ortspfarrers zogen wir am andern Morgen ohne Führer los, denn Abbé Arnold hatte sich am Vorabend von demselben Erkundigung über die einzuschlagende Richtung eingeholt und glaubte zuversichtlich, nicht fehl gehen zu können. Aber es kam anders als er dachte. Schon beim Einstieg in die untersten Felsen verfehlten wir die angegebene Richtung, weil der Führende nach einem kurzen Ausguck mit dem Fernglas meinte, durch Abkürzung unseres Aufstieges schneller und müheloser zum Ziel zu gelangen. Eine Strecke weit wurde das Klettern uns dadurch wirklich leichter gemacht und wir kamen rasch voran, doch weiter oben wurde es schwierig. Ich wollte bereits verzagen und dachte an die Gefahr, der ich am Bettlihorn entronnen war. Abbé Arnold, der leicht wie eine Gemse kletterte, wollte nichts von Umkehr wissen und war so zuversichtlich, dass auch Rektor Schmid sein momentanes Befürchten überwand. Die Beiden stiegen nun voraus und ich folgte ihnen zaghaft nach. Jetzt folgten jedoch Stellen, wo wir durch springen von Fels zu Fels klaffende Lücken und kleine Schründe überwinden mussten und dann wieder ziemlich glatte, aber nicht allzuhohe Wände, die zu erklettern waren. Ich kurzgewachsener Kerl vermochte die Griffe für Hände und Füße nicht zu erreichen, um mich aufwärtszuschwingen und musste volens oder nolens über die Rücken meiner Kameraden wie eine Katze hinaufkriechen. Es war beschämend, allein anders ging es offenbar nicht. Endlich erreichten wir / 71 / den Grat und sahen gegenüber unserm Standort den Gipfel des Horns, doch o Schrecken! es trennte uns von demselben eine scharfe Felsgräte, zu deren beiden Seiten sehr abschüssige Wände und tiefe Abgründe sich zeigten. So nahe dem ersehnten Ziel und nicht hinübergelangen können! «Da hinüber wage ich mich nicht», meinte Rektor Schmid; «und ich noch weniger», fügte ich bei. – «Nur Courage, ihr Helden! Ist's bis jetzt gegangen, wird's weiter auch

gehen», rief der unerschrockene Arnold uns zu. «Sehet wie mans macht!» und in der Tat seiltänzte er stehenden Fusses über die scharfe Gräte. Wir andern beide wagten dennoch nicht, es ihm nachzumachen, obwohl die Passage nicht sehr lang war. Wir nahmen darum den Grat rittlings und schoben uns langsam und beschwerlich hinüber. «Gott sei Dank! das wäre also gelungen, doch jämmerlich», sagten wir uns. Erst auf dem Gipfel erkannten wir, dass wir eine erbärmliche Irrfahrt gemacht hatten, und jetzt schämte sich unser Führer auch, nicht allein wir andern zweie wegen unserer Zaghaftigkeit. Es war Mittag, als wir freudig den Ausblick vom Gipfel des kleinen Laquinhorns genossen. Tief unter uns lagen die grünen Weidtriften des Zwischbergentales, weiter über manche Bergkulissen hinaus erblickten wir sogar mit unbewaffnetem Auge ein grosses Stück vom Lago Maggiore, auf dessen Fläche die Inseln wie Schiffe zu erkennen waren. Mit dem Fernrohr sahen wir sogar deutlich die weiss schimmernden Gebäude zwischen dem Parkgesträuch oder Gehölz. Es war für Freund Johann Josef Schmid und mich der erste Ausblick nach dem vielgerühmten Land, «wo die Citronen blühen und hoch der Lorbeer steht». Wir konnten uns fast nicht von dem An- oder Ausblick trennen, doch es musste sein, sollten wir den gütigen, etwas furchtsamen / 72 / Gastgeber Pfarrer Camill Schmid nicht zu lange in Sorge um uns lassen. Wir beabsichtigten, beim Abstieg die uns nun vor Augen liegende Route, die der patentierte Führer am Vorabend angewiesen, zu befolgen. Diese war allerdings leicht zu begehen, aber hätte viele Zeit in Anspruch genommen. Unterwegs fiel es daher Herrn Rektor Schmid ein, wir sollten, um schneller hinunter zu gelangen, eine Runse (Couloir), die ihm und uns von oben gesehen recht praktikabel zu sein schien, benutzen. Ohne langes Besinnen stieg er in dieselbe ein und rutschte langsam hinunter, sich mit den Armen und Füssen an die Seitenwände stemmend. Anfangs ging es gut, doch plötzlich geriet er in schnelle Bewegung und verschwand hinter oder eher unter einem vorhängenden sog. «Tossen». Wir zwei Zurückgebliebenen waren verduzt. Sogleich warf sich Abbé Arnold zur Erde, hiess mich, ihn an den Füssen festhalten und beugte sich, soviel ihm möglich, über die Gratscharte hinaus, indem er mehrmals aus Leibeskräften schrie: «Hans Josi, Hans Josi!». Da wir keine Antwort hörten, erschrakten wir sehr. «Jetzt heisst es, auf kürzestem Wege hinunter!» erklärte Arnold. «Wir müssen sehen, was aus unserm Kameraden geworden ist, ob wir ihm Hilfe bringen können». Wir eilten so schnell wir konnten längs des Grates, nach einer passenden Stelle spähend. Zu einer abschüssigen gefrorenen Schneehalde gelangt, jenseits welcher eine einigermassen gangbare Geröllhalde war, sagte der Abbé: «Hier diese heikle Schneehalde queren und alsdann im Sturm hinunter!» «Da hinüber wag ich's nicht, mir schwindelt schon jetzt», erwiderte ich. «Wir müssen, es bleibt kein Ausweg», war seine Antwort. In Gottes Namen denn, so sei's! Mit seinem Bergstock / 73 / – Seil und Bergbeil hatten wir beim Abmarsch vom Dorf keines mitgenommen – schürfte Arnold eine Rinne in den harten Schnee und kam, einen Fuss nach dem andern vorsichtig vorschiebend, glücklich hinüber. Ich

Hasenfuss zögerte noch. Da kam der Wagemutige mir halbwegs entgegen und warf mir sein Cingulum, womit er die Soutane aufgeschnallt hatte, zu. Ich ergriff das eine Ende dieses Notseiles und, ihm es nachmachend, erreichte ich ohne auszugleiten die Geröllhalde. Nun ging es über Stock und Stein stürmisch abwärts, beide manchmal nach den Felsen zurückblickend und schreiend: «Hans Josi! Hans Josi!» – «Sieh, da unten in der Tiefe sitzt er auf einer Felsplatte! Gottlob lebt er also noch!» riefen wir fast zugleich. Bald waren wir bei ihm. «Was ist? Wie steht's?» – Bleich, zitternd und totmüde antwortete er uns, dass sein starker Bergstock ihn gerettet habe, denn sofern er selben nicht als Querriegel und Stemminstrument hätte zur Hand gehabt, wäre er vornüber gestürzt und es wäre ihm übel ergangen. Kniee und Ellenbogen waren allerdings arg mitgenommen, sonst aber war unser Kamerad heil davongekommen. Ein Blick nach der Runse, in der er abgestiegen, liess erkennen, dass dieselbe mit gehöriger Ausrüstung zwar nicht allzuschwierig sei, doch ohne solche war's immerhin ein respektables Stück, was Hans Josi geleistet hatte. «Die armen Seelen, denen ich 10 hl. Messen versprochen, haben ja auch geholfen», versicherte er ernsthaft, und wir stimmten ihm bei. – Nachdem wir eine Weile ausgeruht und uns mit dem zwischen dem Geröll sickernden Wasser erfrischt hatten, führte uns Abbé Arnold nach der unfernen Alp, wo, wie er sagte, eine Sennerin, eine gewisse [Anna Maria] Schmidhalter von / 74 / Brigerberg, die er gut kenne, (uns) gut aufnehmen werde. Dieses Weib, Mutter meines Mitstudenten [Anton Schmidhalter], des spätern Pfarrers von Salgesch (als Aumônier im Kreisspital zu Brig gestorben) hatte uns beim Aufstieg bereits beobachtet und unsern Irrgang bedauert. Wie sie uns nun bei der Rückkehr von ferne die Richtung nach ihrer Alp einschlagen sah, lief die Gute sofort in die Hütte und bereitete uns eine grosse Pfanne voll Nidelkaffee. Freudig und doch ernst bewillkommte sie uns: «Ganz recht, dass ihr kommt», sagte sie, «aber ich muss Euch dennoch schelten, so schrecklich dumm irregegangen zu sein. Ich kenne diesen Berg gut genug. Jetzt aber setzt Euch und brauchet, was ich Euch bieten kann!» Wir liessen uns selbstverständlich nicht zweimal auffordern, zuzulangen. Oh! wie der Kaffee uns nach dieser Schwitztour schmeckte! Eine grosse Zinntasse nach der andern wurde im «nu» geleert, zur sichtlichen Freude unserer Wirtin. Doch ein Blick auf die Uhr und die sinkende Sonne mahnte zum weitergehen; erschreckt sahen wir, dass man zu lange «geplauscht» hatte. Von Bezahlung wollte die Frau absolut nichts wissen. «Wier chänne's, gottlob, ohne das machu», meinte sie. Und, wie Arnold uns nachher sagte, war die Schmidhalter-Familie in der Tat sehr wohlhabend. So verabschiedeten wir uns denn mit herzlichem Dank von der gastfreundlichen Sennerin und eilten hurtig dem Ausgang des Tales zu. Die Dämmerung war mittlerweile eingebrochen und wir sagten uns, dass der gute Herr Pfarrer in Simplon wohl sehr über unser langes Ausbleiben in Sorge und auch ungehalten sein werde. Und richtig, als wir kaum zur Simplonstrasse gelangt waren, sahen wir ein Laternenlicht entgegenkommen: es war der greise Vater / 75 / des Herrn Pfarrers. «Gut, dass Ihr kommet»,

meinte er, «der Pfarrer hat mich geschickt; er hat schon lange aus Besorgnis um Euch fast gefiebert». Kaum betraten wir den Flur des Pfarrhauses, kam der gute, ängstliche Herr heraus und begann seine Scheltpredigt, die wir zwar verdient hatten. Man liess ihn aber nicht expectorieren und unterbrach ihn sofort, als er den Faden fortspinnen wollte. Schliesslich liess er sich begütigen. Am folgenden Nachmittag nahmen Freund Johann Josef Schmid und ich dankenden Abschied vom lieben Herrn Pfarrer, seinen greisen Eltern sowie von unserm «Laquinhorn-Führer» Arnold und stiegen über den «Berg» zurück. Bei Numero 2, Schallberg, schieden wir: er nach Ried-Brig hinunter, ich nach Rosswald hinauf, wo ich noch etwa zwei Tage verblieb und alsdann nach Raron zurückkehrte.

### *Aufnahme ins Noviziat bei den Jesuiten*

Hier erhielt ich von P. Lovis die briefliche Anzeige, dass P. Provinzial Meschler ihm geschrieben, meine Anmeldung zum Eintritt in die Gesellschaft Jesu sei angenommen; ich solle mich in der letzten Woche August im Ursulinen-Kloster zu Brig bei ihm, P. Lovis, und P. Dumoulin (wo sie in hl. Retraite wären) einfinden, um vorschriftsgemäss examiniert zu werden. So galt es denn, meinen Eltern meine Standeswahl kund zu tun. Es fiel mir schwer und doch nicht allzuschwer. Meine Mutter, die aus meinem Gehaben bereits sowas vorgeahnt haben mochte, frug mich: «An welchem Collegium-Lycäum willst Du Philosophie studieren gehen? Oder was planst Du überhaupt?». – Ich: «Nach Holland zu den Jesuiten. Bin bereits angemeldet und angenommen». – Wie ich erwartet, erhielt ich von meinen braven Eltern kein einziges Wort der Widerrede, nur freudige Zustimmung und / 76 / Billigung meiner Wahl. Bald nachher vernahm ich, dass Leo Perrig aus Brig, der soeben in Evian die Philosophie absolviert hatte, ebenfalls zum Eintritt in den Jesuitenorden sich entschlossen habe und dass Oswald Amherd, Bruder des damaligen Pfarrers von Naters (und späteren Domherrn) sich uns anschliessen werde. Auch mein tüchtiger Klassengenosse Josef Brindlen erwog die gleiche Absicht, fand jedoch Widerstand bei den Seinen. Bis zu dem Termin, da ich mich zum Kandidatenexamen zu stellen hatte, blieben noch wenige Wochen, die ich auf Wunsch meiner Eltern benutzte, um von den nächsten Verwandten in Sitten, Siders und Leuk Abschied zu nehmen. Leo Perrig liess mir wissen, ich solle nach Brig kommen, um mit ihm und Amherd den Reiseplan zu besprechen. Ich ging, aber statt eine Marschroute nach Holland ins Einzelne zu fixieren, arrangierten wir einen gemütlichen Bierhock, zu dem sich einige Kameraden einstellten. Man neckte uns wegen unserer sonderbaren Idee, Wallis und die Schweiz mit dem fernen unbekanntem Holland, die Freiheit mit dem Klosterzwang zu vertauschen. Wie wird sowas der eingefleischte Brigerburger Perrig, wie das ungestüme «chlei Rotji» – so nannte man mich zur Unterscheidung vom «grossen», nämlich vom Josef Roth, jetzigen



Bezirkspräfekt von Westlich-Raron – ertragen? usw. Das Gespräch drehte sich auch um das gemütliche Studentenleben in Brig und die lustigen Streiche, die wir während den Jahren, die wir hier verlebt, zusammen verübt hatten.

*Brig und seine markanten Persönlichkeiten  
in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts*

Muss gestehen, dass Brig, das Musenstädtchen, trotz allem Widerwärtigen mir sehr ans Herz gewachsen war und ich noch recht gerne den Philosophiekurs dort absolviert hätte. Kannte ich ja das kleine heimelige Nest fast besser wie meine Rocktasche, und waren / 77 / mir die damals tonangebenden oder dominierenden Familien und Personen, ihre Eigenheiten und ihr Tun und Lassen gut bekannt. Hebe hier aus denselben nur einige hervor, und zwar die nur merkwürdigsten Käuze. Da waren z. B. die zwei Brüder Anton und Peter Marie von Stockalper. Der Erstere ein selbstbewusster, steifer Aristokrat, dem noch das 18. Jahrhundert mit seiner Grandezza anklebte. Er machte täglich seinen Spaziergang mit gemessenem steifem Paradeschritt, trug Sonntags und Werktags langen schwarzen Gehrock und ebensolches Beinkleid nach Biedermeierschnitt, kurze «Vatermörder» mit schwarzseidenem Schlipps und auf dem ergrauten Haupt einen tadellos glänzenden hohen Chibus (Cylinderhut). Unter den buschigen Brauen spähten seine kleinen Augen fleissig aus, ob ihm Begegnende die seiner Standeskaste gebührende Aufmerksamkeit und Höflichkeit zeigten. Geschah dies, so lüftete Herr Anton von Stockalper mit elegantem Schwung seinen Turmhut; extrafein tat er es, wenn der Begegnende Glied einer sog. besseren Familie war. Man ersah, dass er die Höflichkeit nicht sosehr für seine Person, sondern für seinen Stand beanspruchte und erwies.

Einfacher und bürgerlicher gab sich in Kleidung und Gehaben Präfekt Peter Marie, sein Bruder. Dieser, wiewohl in seinem Benehmen ganz korrekt und tadellos, kehrte mehr den Beamten heraus, war ernst, doch affable und zugänglich, wie es seine Amtsstellung und der öftere Verkehr mit dem Volke erheischte. Beide Herren aber waren tiefreligiös und von bestem Ruf. Ihre Gesinnung durchaus edelmännisch. So weiss ich aus guter Quelle, dass der Erstere, als einst in einem Lustspiel ein etwas trivialer Witz fiel, sofort ostentativ das Theater verliess; der Zweite ebenso das Gastmahl, genannt «Osterlamm», als der Gesprächston begann, gemein / 78 / zu werden.

Ein origineller Patron war Herr Camill von Stockalper (der Vorigen Bruder oder Vetter?). Er glich ihnen weder in Charakter noch Gestalt. Herr Camill war verheiratet, hatte aber keine Kinder und darum auch keine Sorgen. Er war sehr jovial, liebte gemütliche Unterhaltung und war auch zu Spässen und Ulken aufgelegt. Zum Beispiel passte er gerne dem einen und andern Professor und den Studenten, die spät abends aus Gesellschaften heimkehrten, auf und neckte sie mit Nachteulnrufen.

Niemand hätte in dem spassigen Herrn den einstigen Neapolitanischen Offizier vermutet, der dem letzten Bourbonen-König Franz I. in Treue bis zum Fall der Festung Gaeta gedient und für seine Treue und Tapferkeit eine hohe Ordensauszeichnung verdient hatte.

Ebenso eigenartig war ein anderer Stockalper, Herr Baron Ferdinand. Weil er einen kropfartiggeschwollenen sog. Sackhals hatte und eine krächzende Stimme, nannten ihn unfeine Spassmacher oft den «Turmgauch» (von seinem vieltürmigen Wohnschloss her). Wie sein Verwandter, Camill, liebte auch er gesellige Unterhaltung, obwohl man ihn oft zum Zielpunkte von Neckereien machte. Herr Baron Ferdinand konnte aber den Neckern manchmal gar trübe Antworten erteilen, denn er war durchaus nicht stumpfsinnig. Da er offen von der Leber weg zu sprechen gewohnt war, war er jedoch weniger beliebt. Auch ihm war ritterlicher Geist und Edelsinn als Erbstück seines Hauses zuteil geworden, denn seine besten Jünglings- und Mannesjahre hatte er bis zum Falle Roms dem Dienste des schwer verfolgten Pius IX. gewidmet.

Eine sehr typische Figur in der «obern Brigerburgschaft» war der Onkel des Vorgenannten, hochwürden Abbé N. [Eugen] Stockalper, der als Schloss- und Familienrektor in seinem Ahnenpalast privatisierte. Gleich seinen zwei geistlichen / 79 / Brüdern, den Domherren K[aspar] und Franz, war er schlank und hochgewachsen, hatte aber von der launischen Natur ein Paar arg verkrümmter Beine als Gvattergeschenk bekommen. Dieses Gebrechen soll ihm, als er sich zur Priesterweihe in Sitten anmeldete, kanonisches Hindernis gewesen sein, weshalb der Priesteramtskandidat kurz entschlossen nach Como reiste, dort noch ein Jahr hindurch dem Theologiestudium sich widmete und alsdann die Priesterweihe empfing. Wie seine krummen Beine, so stolperte leider auch seine Zunge. Diese beiden Misseigenheiten zwangen den theologisch gut gebildeten, frommen und würdigen Priester lebenslang ein sog. «Praesta quaesumus» zu bleiben, will sagen Rektor- und Frühmesserposten zu versehen. Und wie es das Los aller mehr oder weniger Missgestalteten ist, dass der Spott der losen oft lieblosen Umwelt über sie herfällt, so waren dem guten Herrn Abbé Stockalper diese Bitterkeiten auch nicht erspart. Ob er in seiner Harmlosigkeit des Gespöttes und Nachäffens nicht gewahr wurde, ob er die Lieblosigkeiten edelsinnig und demütig über sich ergehen liess ohne zu zürnen – wer weiss es? Wenigstens vernahm ich während meiner 4 Studienjahre in Brig niemals, dass er diesbezüglich sich beklagt hätte, noch dass er dagegen sich mit Wort oder Tat aufgelehnt. Hatte ich doch manchmal Gelegenheit, persönlich Augenzeuge von Ungehörigkeiten und recht groben Unhöflichkeiten zu sein, die dem armen bedauernswerten Priestergreis sogar von Studenten angetan wurden. Hievon nur ein Beispiel. Die Neujahrsgratulationen, die wir Studenten den Herren Professoren abstatteten, verschafften uns einen freien Tag insgesamt. Mit diesem nicht völlig zufrieden gestellt, schauten wir nach Personen aus, denen wir ebenfalls gratulieren könnten / 80 / und deren Gutherzigkeit uns durch Intercession beim

Collegiumspräfekten mindestens noch einen halben freien Tag erwirken würde. In dieser selbstsüchtigen Absicht, und zwar bloss darum allein, bedachten wir den guten Rektor von Stockalper mit unserer Gratulationscour. Schon dieser Egoismus war unserseits eine Schnödigkeit, geschweige denn die Art oder besser Unartigkeit, mit der wir Schlingel uns beim Gratulationsbesuch vor dem Gratulandus betrogen. Bereits beim Betreten des Wohnzimmers empfing uns Herr Abbé Stockalper mit vielen Verneigungen und freundlichen Worten, aber anstatt seiner Freundlichkeit mit bescheidenem und anständigem Betragen zu begegnen, drängten sich die zuerst Eintretenden, möglichst viele, soweit voran, dass sie hinter ihn zu stehen kamen, nur um ihrer Ungezogenheit die Zügel lockern zu können. Als Gratulator hatte man absichtlich Gabriel Schaller (als Pfarr-Kaplanresignat 1937 gestorben) bestimmt, der beim Sprechen etwas stotterte und eine meckernde Stimme hatte. Wie nun dieser unser Orator feierlich anhub: «Hochwürden Herr, hochverehrter Mensch – Mensch – Menschenfreund», da begann hinter dem Rücken des Gratulandus schon das Kichern und halb verhaltenes Lachen, während die vor ihm Stehenden sich bemühten, ihre grinsenden und belustigten Gesichter hinter ihren Mützen zu verstecken. Als aber im Verlauf der Rede Herr Rektor Stockalper nach jedem Kompliment und nach jeder Titulatur den Redner mit dankenden Worten wie: «Zu vie-viel Eh-Ehre, nicht ver-verdient da-danke etc.» unterbrach, und dieser letztere auch immer öfter stotterte, da konnte sich keiner von uns mehr halten: die ganze Korona quietschte und / 81 / schüttelte sich vor Lachen. Wie sich die beiden, Gratulator und Gratulandus, gegenseitig anmeckerten und angrunzten war aber auch zum Tolllachen! – Es war abscheuliche Frechheit! – Wir hätten verdient, hinausgeschmissen zu werden, wie früher mal, es uns als Rudimentisten geschehen war, da wir bei gleichem Anlass dem Herrn Oekonom und Arithmetikprofessor Gibsten eine ähnliche Scene bereitet hatten. Der bedauernswerte gutherzige Priesterpreis dagegen entliess uns Frechlinge immerhin mit dem Versprechen, einen halben freien Tag erbitten zu wollen. – «Jugend hat keine Tugend», jedoch fühlte ich nachher immerhin Beschämung über mein und meiner Genossen Verhalten.

Noch eine Kuriosität unter den Spiessbürgern Brigs bleibt zu erwähnen: Herr Kaspar Wegener zum «obern Wegener-Haus», den man in Brig allgemein «Papa Wegener» hiess und der sich selbst so benannte. Dieser uroriginelle Kauz bot manchmal Stoff zum Lachen. Ein gewisser weltlicher Professor mit Vornamen Kamill [Mengis] hatte zur Zeit sein Auge auf die ältere Tochter Kaspars, Magdalena, geworfen und suchte diese seine Dulcinea recht beharrlich auf. Dem Papa Wegener war jedoch der Bewerber um seine Tochter nicht genehm. Eines schönen Maienabends, als die Verliebten wieder mal im Gartenhäuschen vor dem Hause plauschten und girrten, wurde es dem Papa zuviel. Mehrmals rief er aus dem Fenster herunter in den Garten: «Magdalena, komm jetzt ins Haus, es nachtet!» «Ja Papa, sofort». Und so wechselten Ruf und Antwort einige Mal. Endlich schrie Papa Wegener erbost: «Magdalena, komm doch mal, muss dir was sagen; kannst ja nachher

wieder hinuntergehen!» Diesmal ging die Tochter ins Haus. Als sie drinnen, schloss «Papa» sofort das Haus ab, sperrte Frl. Magdalena in ihr / 82 / Schlafzimmer ein und rief alsdann in den Garten hinunter: «So, Kamill, jetzt kannst meinetwegen im Pavillon warten solange du willst!» – Der Vereinsamte mochte nun sehen, wie er auf ungewöhnlichem Wege aus dem abgeschlossenen Garten herausgelangen könne. Und am folgenden Tag musste er überdies Studenten und andere pfeifen und trällern hören: «O du lieber Augustin (Kamillti), wo bist du nächti gsi, nächti gsi ...?»

Kaspar Wegener hielt etwas auf sich, er wollte trotz seines burlesken Charakters sich berücksichtigt und respektiert sehen. Als ein Student aus Lötschen, ein gewisser E. Bellwald, ein langer Bursche von vorgebeugter Gestalt, der sein Kostgänger war, am Neujahrsmorgen ihm nicht sofort mit dem Neujahrswunsch aufwartete, schrie er diesen in Gegenwart anderer Leute an: «Chrums Letschi, willst du Papa Wegener nicht gratulieren?» – In seinem Wohnhaus entstand einst ein Kaminbrand. Viele Studenten, die soeben aus dem Kolleg kamen, eilten zu Hilfe, stiegen mit Wasserbehältern auf das Dach und schütteten das Nass in den Kamin. Der Hausherr lief in die Küche und schaute in den Kamin hinauf. Da traf ihn ein starker Guss. Schimpfend lief der Begossene auf die Strasse heraus und schrie vor der zusammengelaufenen Volksmenge: «Jetzt g' seht: ewe Papa Wegener wätschnasse!» – Herr Wegener rühmte sich gerne, im Sonderbundskriege Chef einer Walliser Kompagnie gewesen zu sein und für die Wahrung der Ehre seines Heimatkantons sich rechtschaffen bemüht zu haben. Als seine Kompagnie, erzählte er, eines Tages an der Rhonebrücke zu St. Maurice als Grenzwache Stellung genommen, meldete man mir, dass am / 83 / jenseitigen Ufer Waadtländer Soldaten spottweise den Rücken dargekehrt und «salva venia», den Hintern getätscht hatten. Sofort kommandierte ich, Papa Wegener: «Kompagnie, ganze Wendung! Auch Hintern tätschu! 1, 2, 3!»

### *Kandidatenexamen in Brig – Reise nach Holland*

Nun zurück zu meiner Angelegenheit. An dem mir bestimmten Termin begab ich mich nach Brig und meldete mich bei P. Lovis zum Kandidaten-Examen an. Er erkundigte sich über mein Alter, die Motive zu meiner Standeswahl, meinen persönlichen Gesundheitsstand sowie über die allgemeinen gesundheitlichen Verhältnisse der väterlichen und mütterlichen Familien (ob erbliche Leibes- und Geisteskrankheiten vorhanden). Sodann musste ich ihm in Kürze mein Curriculum vitae und den Studiengang erzählen. (Diese Fragen stellte der Examinator meist in Latein; ich antwortete in meiner Muttersprache, die er recht gut verstand.) Schliesslich, als P. Lovis einige Notizen gemacht, schickte er mich zu P. Dumoulin, mir lächelnd nachrufend: «Dürfen Sie Speck essen?» (NB. Juden werden keine in den

Jesuiten-Orden aufgenommen). P. Dumoulin liess es bei einigen Fragen und Antworten bewenden und fügte noch bei: «Am 5. Oktober müssen Sie im Hause Exaeten eintreffen». So galt es denn nun, mich zur Reise nach Holland zu rüsten. Muss gestehen, dass meiner, da es nun soweit gekommen, sich immerhin eine ungewohnte Gemütsstimmung bemächtigte, je näher der Tag der Abreise heranrückte. Es war nicht Bereuung meiner Standeswahl, nicht Besorgnis vor dem Ordensleben, nicht vorgängiges eigentliches Heimweh; es war das Bewusstsein, nun vor einem neuen Lebensabschnitt zu stehen. Lebensernst erfasste mich, ich wurde stiller und betete eifriger denn / 84 / früher. Aber auch meine Eltern und Geschwister, das Dorf und seine Leute sowie die nähere und weitere Umgegend erschienen mir gleichsam wie unter einem andern Licht: viel trauer, heimeliger, kurz meinem Herzen näher gerückt. Dennoch liess ich, wie bemerkt, ein eigentliches Abschiedsweh, ausgenommen zu den Meinigen, nicht aufkommen. Zwei Tage vor der Abreise legte ich eine Generalbeichte ab, kommunizierte und ging alsdann zu hochwürdigen Herrn Pfarrer, Kaplan, Rektor sowie zu den Verwandten (Familie Hans Anton und Leo von Roten) Abschied nehmen. Am 3. Oktober 1882 hiess es mit dem Frühzug abreisen. Nach recht schmerzlichem Lebewohl zu Hause und an der Station stieg ich in das Abteil, wo ich Leo Perrig und Oswald Amherd traf. Sie waren beide noch ziemlich erschüttert und ergriffen von ihrem Abschiednehmen und es wollte eine Strecke weit kein Gespräch in richtigen Fluss kommen. In Siders führte uns P. Dumoulin einen Reisegefährten zu: N. Berclaz aus Venthen oder Saint-Maurice-de-Laques, der sich als Laienbruder angemeldet hatte. (Nach kurzen Jahren gestorben). Da dieser bereits im Mannesalter stehende, etwas schüchterne Bursche kein Wort Deutsch verstand, wurde er unserer Obhut, besonders auf der Reise durch deutsches Reichsgebiet empfohlen. Als der Zug St. Moritz und bald nachher den Walliserboden verliess, gab es vier etwas melancholisch und stumm dreinblickende Gesichter, doch bald ermannten wir uns und wurden heiter und gesprächig. Auf der Fahrt über den Rhein zu Basel wiederholte sich unser beklemmendes Gefühl, da wir nun auf ganz fremde Erde gelangten. In Strassburg schauten wir sofort nach dem berühmten Münsterturm aus, dessen Spitze wie ein Pfeil in die Dämmerung hinaufragte. / 85 / Die Nachtfahrt mit dem dahinrasenden D-Zug brachte uns bei Tagesgrauen bereits weit in die Rheingegend hinunter. O herrliche, unvergessliche Fahrt von Bingen bis Koblenz und weiter bis Bonn-Köln! Wir schoben die Fenster unseres Abteils 2. Klasse hinunter und waren entzückt im Schauen der prächtigen höchstromantischen Gegenden versunken, an denen wir nur zu schnell vorübereilten. Zwar lag über den Gipfeln und Kuppen des Siebengebirges ein zarter Nebelschleier ausgebreitet, doch dies schien mir den Reiz der Romantik noch zu erhöhen. Es war wie ein zurückgebliebener sichtbarer Hauch aus dem längst entschwundenen ritterlichen Frühmittelalter, das diese niedlichen, heimeligen Städtchen längs des Rheinstromes: Bingen, Kaub, Andernach, Königswinter und so viele andere, deren Namen mir entfallen sind, entstehen sah. Wie verträumt

liegen sie da am Fusse der sanft abfallenden Rebengehänge, die zu dieser Zeit des Spätherbstes mit ihrem bunten, in allen Farben schillernden Laub- und Buschwerk dazu eine so entsprechende und bezaubernde Staffage bildeten. Und was soll ich sagen von den zahlreichen imposanten Burgruinen, die da links und rechts des Rheines auf den hohen vorspringenden Felsen und Kuppen emporragen und drüend, stolz herniederschauen! Rheineck, Rheinstein, Drachenfels, der Mäuseturm Hattos u. a. m., eine malerischer, ehrwürdiger wie die andere! Der wuchtige Pfalz-turm bei Kaub erscheint wie ein frühmittelalterlicher Recke, der sich in ritterlichem Übermut mitten in die Fluten des Rheines herunter gewagt hat: «Hier bin ich», scheint er zu sagen, «niemand schiff hier vorüber ohne Zoll!» Und nun erst der unvergleichliche, herrliche Rheinstrom mitten in diesem prächtigen Bilderrahmen! / 86 / Wie ein König bewegt er sich majestätisch und feierlich langsam durch das beidseitige wundervolle Gelände, als wäre er sich bewusst, dass alle die stolzen Zeugen der Vergangenheit und Neuzeit ihm ehrfurchtsvoll mit ihren Blicken folgen. Seine grün-blauen Fluten tragen langgestreckte elegante Salondampfer, bunt bewimpelte Segelschiffe und leichte zierliche Nachen in Menge: Ein anziehendes, stets bewegtes Bild. In der Gegend des Loreleifelsens weitet sich der Strom zu einem breiten Landsee und man glaubt sich ringsum vom Ufergebirge abgeschlossen zu sein; der graue, schroffe Fels der Lorelei stimmt melancholisch (Weiss nicht, was soll es bedeuten, dass...), doch eine Wendung und man ist plötzlich wieder in offenem, lachendem Gelände. – Wir Reisegeossen unterbrechen hin und wieder unsere «Beschauung» und warfen uns gegenseitig Blicke zu, die besagten: «O, nicht nur in der Schweiz ist es schön, auch anderwärts, und sowas wie der Mittelrhein gibt's bei uns nicht!» Mir aber wurde seitdem kein anderer Sang so lieb wie das Rhein-Schifferlied:

«Dort, wo der alte Vater Rhein mit seinen grünen Wellen  
so mancher Burg bemoste Trümmer grüsst;  
dort, wo die Trauben saftig schwellen  
und ihr kühler Most des Winzers Müh' versüsst,  
dort möchte' ich sein: bei dir, o Vater Rhein,  
an deinen Ufern möcht' ich sein!»

Etwa um 7 1/2 Uhr hielt unser Zug: wir waren in Mainz. Von dieser sehr ansehnlichen Stadt hatte ich früher mehrmals gelesen, dass sie das «Goldene Mainz» genannt werde. Da wir mit dem nächstfolgenden / 87 / Eilzug Koblenz erreichen wollten, beeilten wir uns, um wenigstens einige Hauptmerkwürdigkeiten in Augenschein zu nehmen. Nun, den Namen «das goldene Mainz» mag die Stadt wohl eher ihrem frühern Glanz und Reichtum verdanken, als die Kaiser Römisch-Deutscher Nation im Mittelalter in ihren Mauern oftmal Hof hielten und die Reichstage hier ihre Pracht entfalteten, als den allerdings zahlreichen burg- und palastähnlichen öffentlichen und privaten Gebäuden und ihrer üppig fruchtbaren Umgegend. Jetzt

scheint sie hauptsächlich Industrie- und Handelsstadt zu sein, und nicht zu ihrem malerischen Vorteil wächst das Fabrikenquartier mit seinen Riesenschloten und nüchternen Arbeiterhäusern ringsum in die Länge und Breite. – Den Dom brauchten wir nicht zu suchen. Da liegt er vor uns und ragt er empor in seiner gewaltigen Wucht und Masse: ein Riese romanischen Stils, der einem so recht lebhaft das kraft- und machtvolle Regnum Caroli Magni vor Augen stellt. Man fühlt sich erdrückt bei dem Anblick und denkt: was muss das ein urkräftiges und hochgemutes Geschlecht und Zeitalter gewesen sein, das diesen Bau aufgetürmt und entstehen sah! Das Innere mit seinen wuchtenden Gewölben entspricht dem Bilde des Domäussern und das feierliche Duster der Räume und die uralten Grab-Denkmale geistlicher und weltlicher Fürsten längs den Wänden des Kirchenschiffes erfüllen die Seele mit heiligem Ernst und Schauer.

Da wir die Zeit meist dem Dome gewidmet hatten und wir keinen Bädcker besaßen, verzichteten wir auf die nähere Besichtigung der Stadt. Wir eilten zum Bahnhof und fuhren bald weiter nordwärts. / 88 / Wieder erfreuten wir uns an dem Anblick der herrlichen wechselnden Landstriche, die wir durchfuhren. «Du, sieh da! sieh dort!» sagte bald der eine, bald der andere von uns. Noch eine Weile, dann erblickten wir auf einer Bergterrasse hoch über dem rechten Rheinufer eine weit-ausgedehnte grauweisse Gebäudemasse: die ehemalige Festung Ehrenbreitstein. Und nun, etwas herwärts am Fusse der Bergkette, tauchte auch die Stadt Koblenz auf. Je mehr wir uns ihr näherten, desto mehr bewunderten wir das wirklich reizende Stadtbild und die wundervolle Lage an der Einmündung des Mainflusses in den Rhein. Aus der Ferne grüsst von hoher Bergkuppe eine imposante Burg herüber, die ihren Namen voll verdient: Stolzenfels. Sie schien zur Zeit bewohnt zu sein, denn auf ihrem Wartturm wallte die Reichsfahne. (Wie man uns sagte, war die feudale Burg der zeitweise Lieblingsaufenthalt der Kaiserin Augusta). – Sofort nach Verlassen des Zuges suchten wir eine katholische Kirche auf, denn es war Sonntag. Bald wären wir suchend in eine Synagoge, in der eben Versammlung stattfand, hineingeraten, da wir ein kirchenartiges Gebäude mit ziemlichem Kuppelturm für eine katholische Kirche hielten. Schon wollten wir zur grossen Freitreppe des Baus hinschwenken, als gerade das Tor sich öffnete und eine ziemlich zahlreiche Menge Leute herausströmte. An den langen Haar- und Bartlocken sowie an den eigenartigen Physionomien waren sie unschwer als «Mauschels und Levis» zu erkennen. Feierliches Geläute aus der Nähe veranlasste uns nun, die Richtung zu ändern, wir bogen in eine andere Strasse ein und standen bald vor einem grossen / 89 / katholischen Gotteshause. Man feierte wohl entweder Orts- oder Diözesanfesttag, denn es wurde Levitenamt celebriert. Die weiten romanischen Hallen konnten die Masse des zuströmenden Volkes nicht fassen, obgleich die Gänge bis tief hinein dicht besetzt wurden. Was mir auffiel und zugleich gefiel, war, dass die Gläubigen familienweise zur Kirche kamen und auch dort gemeinsam blieben. Überhaupt war die Haltung und Sammlung derselben soweit ich beobachten konnte, eine musterhafte,

eine viel erbaulichere und würdigere als man in unsern Stadt- und Dorfkirchen zu sehen gewohnt ist. Nach dem Segen des Celebranten brauste von der Orgelempore die Melodie eines deutschen Kirchenliedes und sogleich fiel mit Macht die Masse der Gläubigen ein: «Hier wirft vor Dir im Staub sich hin, o Gott, der Christen Schar». Es war erhebend und, wie mir schien, geeignet, die während der heiligen Handlung erhaltene fromme Stimmung noch zu verstärken.

Nach erfüllter Sonntagspflicht begaben wir Nordlandfahrer uns in ein Restaurant, um mal wieder etwas Warmes in den Magen zu bekommen. Dort sassen bereits einige Soldaten am Biertisch und diskutierten lebhaft. Ihr Plattdeutsch verstanden wir zwar nicht, doch lag weder in ihren Mienen noch in ihrem Gebaren etwas Gemeines oder Ungezogenes. «Soldatische Haltung sogar auch ausser den Augen der gestrengen Obern», dachte ich, «das gibt's bei uns in der Schweiz noch nicht». Der «Deutsche Michel», den ich daheim mündlich und gedruckt so oft verspotten gehört, begann in meiner Achtung zu steigen. – Wir hatten bis zur Abfahrt des nächsten D-Zuges noch einige Zeit; die wollten wir benutzen, um uns das Stadttinnere genauer anzusehen. Also / 90 / schlenderten wir gemächlich durch mehrere Strassen und Plätze. Koblenz ist wie seine Umgebung eine überaus reizvolle, angenehme Stadt. Überall, wo wir hinkamen, trafen wir alles in bestgepflegtem Zustand, so frisch und freundlich ansprechend: Anlagen, Gebäude und Gassen. Man fühlt sich in ihr bald heimisch. Sie bietet das Aussenbild des rheinischen Volkscharakters, des heitern, fröhlichen und umgänglichen Rheinländers. Und wie Musik klingt das fein akzentuierte Rheindeutsch ins Ohr. Wir wären gar so gerne länger geblieben, doch es mahnte die Uhr zur Weiterreise. Als der Zug mit uns den nordöstlichen Stadtteil passierte, ersahen wir erst die vornehmsten Quartiere: u. a. das berühmte «Eck» mit dem weitläufigen Residenzpalast, einem ehemaligen Chölnischkurfürstlichen Schloss, die prächtigen Rheinanlagen mit dem grandiosen Denkmal der Kaiserin Augusta etc. vorbei. Die Bergkette ging bis Bonn allgemach in Hügelgelände und alsdann in unermessliche Ebene über. Von der glänzenden modernen Universitätsstadt Bonn erblickten wir bei dem kurzen Aufenthalt nicht viel; dafür entschädigte uns bereits der Ausblick nach den Türmen des Kölnerdomes. In der Ferne stiegen sie vor uns auf wie ein steingewordenes Traumgebilde, das durch den bläulichen Dunst des Nachmittags wie in einen Schleier gehüllt zu sein schien, aber immer deutlicher wurde. Obwohl etwas reisemüde, waren wir dennoch g'wundrig und gespannt auf all das Neue und Schöne, dem wir zueilten. Da, ehe wir darauf gefasst waren, brauste der Zug an Vororten vorbei und fuhr in den Hauptbahnhof ein. Alles strömte der gewaltiggrossen von einem Kuppel-Glasdach von riesigem Ausmasse / 91 / überspannten Haupthalle zu, und auch wir vier Fremdlinge wurden von der Menschenwoge hineingeschwemmt. Wir strebten sofort nach der Gepäckabteilung, denn unser Reisegefährte Berclaz, der nebst seinem Handköfferchen noch eine grössere Kiste mitgenommen hatte, wollte sich nach dem Verbleib dieser letztern erkundigen. Nachdem wir diese mit Hilfe von Beam-



ten ausfindig gemacht, musste Berclaz am Bureau seine Unterschrift geben, indessen wir andern langsam dem Ausgang zuschritten. Doch bereits diese momentane Trennung genügte, dass er uns und wir ihn aus den Augen verloren. Da wir den Burschen sobald nicht folgen sahen, machten wir kehrt und suchten ihn in dem hin- und herwogenden Menschenschwall, konnten ihn aber längere Zeit nicht finden. Wir wurden ernstlich besorgt, denn wie sollten wir in dem ungeheuern Verkehr und Getriebe der Grossstadt wieder zu unserm Schutzbefohlenen stossen, falls er durch einen entgegengesetzten Ausgang den Bahnhof verlassen hatte. Wie mochte ihm, der kein Wort Deutsch verstand, zu Mute sein?! Endlich sahen wir das verängstigte und bleiche Gesicht unseres Kameraden auftauchen; er stürzte geradezu beglückt auf uns zu. Die Aufregung und das Hin- und Herlaufen hatte uns Durst verursacht, darum begaben wir uns in den am Domplatze liegenden Gasthof Bavaria und stürzten schnell ein paar Gläser Rheinwein hinunter. Von hier ging's neubelebt zum Dom hinüber. Einer von uns schlug vor, zuerst den Riesen zu umkreisen und sein Äusseres zu besehen. Wir taten so. Es brauchte lange Zeit, die mit unsern bewundernden Ah! und Oh! ausgefüllt war, bis wir wieder auf dem Domplatz vor den Westtürmen standen. Auch hier guckten wir das herrliche Portal solange an und zu den Riesentürmen solange bewundernd / 92 / hinauf, bis uns das Genick schmerzte. Dann durch die Mittelpforte hinein. – «Ah! Oh! Uh!» – Stumm und starr, gebannt standen wir eine Weile da, keines weitern Lautes fähig. Ein Anblick über alle unsere Erwartung! Himmelhoch und endlos in die Weite geht unser Blick in das fünfschiffige herrliche Gotteshaus hinein. «Wahrlich, abgesehen von der Heiligkeit der Stätte, ist hier die Pforte des Himmels». So oder ähnlich war mein erster Gedanke und ich hatte unwillkürlich das Gefühl als ob die wundervollen zarten wie Pfeile in die lichte Höhe hinauffliegenden Säulen mich mit sich hinaufrissen. Wusste nicht, was ich mehr bewundern sollte: die harmonische Gliederung der fünf Schiffräume, in deren Weiten, Tiefen und Höhen sich der Blick verlor, die schwungvollen Säulen- und Pfeilerreihen oder die Feinheit, Zartheit und Zierlichkeit des Einzelnen und des Ganzen, die den Eindruck der Schwere und Belastung gar nicht aufkommen lässt. Der bläulichgraue Ton des Sandsteines verbreitet auch in den Innenräumen des Domes eine gewissermassen feierlichernste Dämmerung, die jedoch den Effekt der farbenglutenden wundervollen Fenster nur noch erhöht. Diese fast unirdisch leuchtende Pracht der Farben zwischen den filigranzart gemeisselten Fensterfüllungen zu beschreiben, ist mir unmöglich. Sie sind so milde, so fliessend, so schmelzend, so unsagbar schön! Dabei weiss man nicht, soll man den aus dem Mittelalter stammenden den Vorzug geben, oder den von König Ludwig II. von Bayern gestifteten Fenstern. – Es war, als wir eintraten, gerade Katechese für die Dompfarrei. Die Bänke im Mittelschiff waren vollbesetzt von Knaben und Mädchen und auf der Kanzel stand ein hochgewachsener Geistlicher, der mit kräftiger Stimme / 93 / langsam einen Abschnitt aus der Bibel erklärte. Er strengte sich sichtlich an, seine Worte vernehmbar zu machen, dennoch hörten wir im Hin-

tergrunde des Domes nur einzelne Laute. Erst als wir weiter nach innen gingen, konnten wir Worte und Sätze vernehmen. Eine Weile hatten wir vorerst gezaudert, während des Vortrages den Rundgang durch die Seitenschiffe zu wagen. Da wir aber einzelne Gruppen von Herren und Damen in denselben herumgehen sahen, getrauten auch wir es zu tun. Manchmal warf ich im Voranschreiten einen Blick hinüber auf die Kinderreihen im Mittelschiff. Niemand, soweit ich's bemerken konnte, nahm von unserer Gruppe und den andern Notiz; aller Augen waren nach der Kanzel gerichtet: eine erbauliche Ruhe und Aufmerksamkeit. Dadurch ermutigt, stieg ich Dorfbengel frech zum Chor hinan; meine Gefährten mir nach. Das war zuviel. Wie wir da, hingerissen von all dem Schönen, Kostbaren und Künstlerischen, den grandiosen Hochaltar und die figurenreichen, zaubervoll geschnitzten Chorstühle anstauten, trat plötzlich ein mittelalterlich prunkvoll gekleideter Domwächter hinter einem Vorhang hervor und machte gegen uns eine Handbewegung. Wir standen verduzt und ahnungslos. Da guckte der Wachsame nochmal heraus, und diesmal war seine Geste noch energischer. Nun merkten wir hellen Walliser, was dies zu bedeuten hatte, und retirierten in die Seitenschiffe zurück. Bis zum Schlusse der Katechese hatten wir übrigens hier Stoffe und Gegenstände übergenug, um unsere Augen daran zu weiden.

Als nun die Christenlehrkinder mit dem priesterlichen Segen entlassen wurden und dem Ausgang des Domes zustrebten, konnte ich mich nicht enthalten, ihnen eine Weile nachzuschauen. Eine so grosse Menge Kinder – alle im Alter von ungefähr 8–14 Jahren – habe ich meinen Lebtag / 94 / niemals vereinigt gesehen. Es waren sicherlich einige Tausende: eine prächtige und, soviel ich bemerkte, physisch gesunde und gut entwickelte Jugend. Überhaupt hat mir der hochgewachsene kräftige Menschenschlag der Rheinlande sehr imponiert; viele Männer sind wahre Reckengestalten. – Nun fanden wir Musse, ohne Hindernis im Dome Umschau zu halten. Wir taten es ausgiebig und konnten uns an der hehren Majestät des Gesamtbaues sowie an seinen Einzelpartien und den vielen Kunstwerken seines Inventares (Altäre und Gestühl) doch nicht sattsehen.

Der Kölnerdom ist ein Juwel der Gotik. Man wirft ihm vor, er sei zu rein, zu ausschliesslich gotisch. Als ob es ein Fehler an einem Corpus wäre, kein Fehl, kein abnormes Glied zu haben! Die katholische Kirche ist als *Institutio* ja ohne «*macula et ruga*»: warum soll ein Kirchengebäude es nicht auch sein? warum symbolisch nicht darauf hindeuten dürfen? – Man sagt auch, diese Unberührtheit mit andern Baustilen verleihe dem Kölnerdom eine gewisse Starrheit. Ich kann dies (mein unmassgebliches Urteil betont) nicht finden. Alles im Ganzen wie in den einzelnen Teilen fliesst und strebt wunderbar in- und durcheinander, sodass das Auge den Windungen kaum zu folgen vermag. – Ferner wird am Dom der Sandbaustein getadelt. Doch gerade diese Gesteinsart mit ihrer weich-warmen Tönung verleiht den einzelnen Gliedmassen des Baus, den Säulen, Pfeilern, Streben, Rippen, Rosetten, Knäufen und Kapitälern etc. einen ungewöhnlichen Fluss, Leben und Bewegung. Man

vergleiche mit dem rheinischen Sandstein den Marmor in und an dem Mailänderdom, / 95 / der Peterskirche in Rom und der Kathedrale in Siena und man wird gewahr werden, wo Starrheit und Kälte dem Auge entgegentritt, hier oder in Köln. Es muss letztlich auch noch gesagt werden, dass man im Kölnerdom viel eher und stärker zum Bewusstsein kommt, in einer Kirche, in einem Gotteshause sich zu befinden, als im Dom zu Mailand und sogar in der Hauptkirche der Christenheit. Der Erstere strahlt viel mehr Wärme ins Gemüt, ergreift und erhebt Herz und Seele des Besuchers viel mehr wie die beiden Letztern mit all ihrem Marmorprunk. Dies das Urteil vieler, die alle drei Kirchen zu schauen Gelegenheit gefunden haben.

Köln ist die Stadt der vielen Kirchen; ausgenommen Rom wird wohl keine andere Stadt Europas deren sovieler zählen. Daher der Name: «das heilige Köln». Nebst dem Dom ist es besonders St. Gereon, ein uralter, wahrscheinlich aus Karolingischer Zeit datierender Bau, der die Aufmerksamkeit auf sich zieht. Wie der Mainzer Kathedrale eignet auch ihm cyklopische Wucht und wahrhaft königliche Majestät, und wie vor derselben wird man beim Anblick dieses reckenhaften Zeugen aus dem Frühmittelalter von Ehrfurcht und Hochachtung für jene kraftvolle Zeit erfasst. Sehr sehenswert sind ferner die grosse Dominikanerkirche und St. Maria im Kapitol, jene in schwungvoller Gothik gehalten, letztere ein Abbild der St. Peterskirche zu Rom en miniature. Schade, dass man bei so kurz gemessener Zeit, wie die unsere war, allem diesem Schönen und Merkwürdigen nur flüchtigen Besuch machen konnte. Auf so vieles, vieles Sehenswürdiges mussten wir leider verzichten. Einige städtische Merkmale wollten wir dennoch in Augenschein nehmen und einen Überblick über die / 96 / Stadt uns verschaffen. So gingen wir denn in nordöstlicher Richtung zum Ufer des Rheins, den hier zwei Brücken überspannen und Grossköln mit der Vorstadt Deuts verbinden. Die eine ist eine Schiffsbrücke, deren Mittelteile oder Glieder von Zeit zu Zeit durch Mechanismus sich aufschliessen und auch grössern Schiffen freie Durchfahrt gewähren und sodann sich wieder verbinden. Die andere ist eine Steinbrücke und zwar ein ungeheures Riesenwerk, dergleichen ich vorher und seither nie gesehen. In gewaltigen Bogen (wohl 8-malig) schwingt sie sich über den hier sehr breiten Strom, und liegt so hoch über demselben, dass die Papierdrachen, welche eine Schar Kinder tief drunten auf einer Sandbank steigen liessen, den Brückenboden bei weitem nicht erreichten. Die Brücke trägt im Untergeschoss ein Eisenbahn-Doppelgeleise; im Obergeschoss ist sie Fahrstrasse für Wagen und zugleich bietet sie beidseitig derselben einen breiten Bürgersteig (Trottoir) für Fussgänger. Die Brückenköpfe wie auch die Bogenwiderlager bilden hohe burgartige Tore, deren Seitenpforten oder Postamente in Erz gegossene Monumentalstatuen berühmter Männer des 2. Deutschen Reiches tragen. Nach Gross-Köln und seinem Dom schauen, z. B. die Kolossal-Reiterstandbilder Kaiser Wilhelm I. und des Generalfeldmarschalls Moltke.

Wir legten auf dieser Riesenbrücke eine ziemlich lange Strecke zurück, ohne deren Ende ersehen zu können. Equipagen und andere Fahrzeuge, die von jenseits

herüberrollten, waren von ferne zu sehen wie Zwergwägelchen. Um keine Zeit zu verlieren / 97 / wandten wir uns wieder der Stadt zu und betrachteten vom westlichen Brückenkopf aus deren imposante Ansicht. Da lag vor uns nebst dem Domchor die Riesenmasse des «Gürzenich», den man auf den ersten Blick für eine mittelalterliche Kaiserpfalz halten möchte. Er ist aber eine Art «Stadthaus», worin Bürgerversammlungen, grossfestliche Empfänge etc. stattfinden; der Festsaal soll mehr wie für 3000 Personen Raum bieten. Im weitem Umkreis dieses Stadtgebietes liegen ausserdem noch viele andere das Stadtbild beherrschende Gebäude wie Theater, Museen, öffentliche Schulen, Spitäler etc. etc., neben denen die ohnehin grossen Patrizierhäuser und Hotelpaläste fast zurücktreten. In Köln hat überhaupt alles: Kirchen, Klöster, öffentliche und private Bauten, Plätze, Anlagen, Strassen und Parks den Zug ins Grosse, daher die gewaltige Ausdehnung der Stadt. Sie zählte zur Zeit unserer Durchreise, wie uns gesagt wurde, ohne Garnison bei 600'000 Bewohner, könnte jedoch fast doppelt so viele fassen.

Wir hatten beabsichtigt, in Köln übernacht zu bleiben, allein der Grossbetrieb im Gasthof Bavaria, der uns schon im Wallis empfohlen worden war, sowie der geräuschvolle Stadtverkehr und eine gewisse Satttheit des Schauens und Herumlauferns bestimmten uns, die Reise am gleichen Abend fortzusetzen. So begaben wir uns denn zu später Stunde zum Bahnhof: es war der Anfang der letzten Etappe unserer Nordlandsfahrt. Solange die Dämmerung es noch gestattete, blickten wir aber noch aus dem die weiten Ebenen durchrasenden Zug zurück nach der grossen Rheinstadt, aus deren Häusermeer der Riesendom und / 98 / sein Türme paar hoch emporragt. Dann schweift der Blick über die unübersehbare Ebene, allerdings wohl angebaute und fruchtbare, mit Höfen, Dörfern, Flecken und Städtchen bestandene und belebte Ebene. Von Strecke zu Strecke führt uns der Zug auch an ansehnlich-grossen Industriestädten vorüber, so an Neuss mit seinem prächtigen weithin sichtbaren Münster, an Rheydt und den fast unheimlich schnell anwachsenden Städten München-Gladbach, die sich baulich bereits zusammengeschlossen haben. Hier hielt der Zug längere Zeit an und wir konnten aus dem Gewimmel der Arbeitermassen uns einen Begriff bilden von der Riesengrösse der deutschen Industrie. – Es brach nun die Nacht ein und wir legten uns auf's Ohr. Wie lange wir geschlafen, weiss ich nicht zu sagen. Plötzlich gab es einen Ruck, wir erwachten, die Wagentüre wurde aufgerissen und ein Beamter rief herein: «Mynheers moten to de Tollhuis kimmten!» «Die Herren sollen ins Zollhaus kommen». – Wir sahen uns einen Moment verständnislos an, doch andere Einreisende, die die Richtung zu dem «Tollhuis» einschlugen, gaben uns Aufschluss. Also befanden wir uns denn auf Holländischer Erde. Wir hatten das Gefühl, in irgend einen unbekanntem Winkel Europas uns verirrt zu haben, denn ringsum erblickten wir beim Scheine der Stationslampen nur dichten Wald. Die Zollformalitäten nahmen nicht viel Zeit in Anspruch und so konnten wir bald wieder einsteigen und uns dem Halbschlaf überlassen. Es mochte gegen Mitternacht gehen, da stand der Zug wieder still und dies-

mal rief der Schaffner: Roermond. Wir standen vorläufig am Ziel unserer langen Eisenbahnfahrt. Rings um uns / 99 / hörten wir nur holländische Laute. Ein Gepäckträger oder Dienstmann, mit dem wir uns halbwegs verständigen konnten, nahm uns unsere Siebensachen ab und führte uns in ein sehr anständiges Hotel, das sich nach seinem Besitzer «van Houben» nannte. Obwohl die Uhr auf Mitternacht zeigte, war hier noch alles, wie der Walliser sagt, «auf den Beinen». Die Familie des Gastwirtes schien ein intimes Fest zu feiern, denn in einem Nebensaale war eine ziemlich zahlreiche Gesellschaft von Herren und Damen versammelt. Da wir auf unser Nachtessen warten mussten, lud uns der Patron des Hauses ein, mittlerweile in das Gesellschaftszimmer hinüberzukommen. Wir folgten der Einladung und waren nun Gegenstand des Interesses aller. Ein junger Herr, der recht gut deutsch sprach und sich als Sohn des Hauses vorstellte, erkundigte sich nach unserer Nationalität. Auf unsern Bescheid brach ein allseitiges verwunderndes Hallo los: «Ah! Ah Switzerlanders!» und nun überschüttete man uns mit Complimenten und Fragen, die der junge Herr van Houben ins Deutsche übersetzte. Derselbe bestätigte uns auch, dass das späte Zusammensein einem Familiefest galt. Die Gesellschaft machte übrigens einen recht guten und anheimelnden Eindruck.

Am folgenden Tage liessen wir uns durch den Sohn des Hauses, der uns in Liebenswürdiger Weise seine Begleitung antrug, die Merkwürdigkeiten der Stadt zeigen. Er führte uns zunächst in die Kathedrale. Diese ist ein althehrwürdiger gothischer Bau, in dem schon Bernhard von Clairvaux den Kreuzzug gepredigt haben soll. Was mir besonders aufgefallen ist, ist dass eine Seitenkapelle zu einer Art Portraitsaal eingerichtet ist. Es sind darin in Übermenschengrösse die / 100 / Porträte berühmter Feldherren, Staatsmänner und Maler, die einst die Grösse der Niederlande bildeten, unter andern Granvelle und Wilhelm genannt der Schweiger. Sodann besuchten wir den Hauptplatz oder Markt. Hier merkten wir so recht, dass wir uns in einer echt niederländischen Stadt befanden. Hochgieblige gothische Bürgerhäuser und Zunfthäuser, Markthallen und Kornspeicher umgeben den Platz. Nachdem wir die Hauptsehenswürdigkeiten der Stadt besichtigt hatten, betraten wir wieder den Bahnhof, um unser Endziel zu erreichen. Wir hatten noch ungefähr eine halbe Stunde Fahrt. Jetzt bei Tag kam uns die holländische Heide, die wir vom hohen Eisenbahndamm übersahen, schier endlos und einförmig vor und Heimweh wollte uns beschleichen. In Baexem, einem kleinen Dorf, hiess es aussteigen. Einem Knaben, der uns den Weg wies, schenkten wir unser sämtliches Kleingeld. Auf dem Weg zum Kasteel, nun Noviziat der Gesellschaft Jesu, begegneten wir den bereits am Vortag angelangten Kandidaten, die unter Führung von Novizen sich in der Umgegend ergingen. Sie lächelten uns drei an als wollten sie sagen: «Hat's Euch auch hergeführt?» Vor der Hauspforte, die sich nun auf lange Zeit hinter uns schliessen sollte, befahl uns doch etwelche Bangigkeit und wir zauderten, den Glockenstrang zu ergreifen. Bruder Niessen [?], ein alter Veteran, der noch die Verteilung der Jesuiten aus der Schweiz miterlebt hatte (er war damals Pförtner in Brig),

öffnete uns mit frommem Grusse und führte uns ins Sprechzimmer. Bald erschien P. Rektor und Novizenmeister Stentrupp, eine imposante Gestalt, leicht ergraut, aber noch voll elastischer Beweglichkeit, und begrüßte uns gar herzlich wie gute alte Bekannte. Besonders erfreute es ihn, in Leo einen dritten / 101 / Perrig als angehenden Jesuiten begrüßen zu können. «Jetzt werden Sie aber Hunger oder Durst haben», meinte P. Rektor. Die andern wollten höflich ablehnen mit der Bemerkung, in Roermond etwas genossen zu haben, ich dagegen wagte den kecken Bescheid: «Ach was, ein Schluck Bier geht doch wohl noch hinunter». P. Stentrupp musste lachen: «Also hinunter ins Refektorium» sagte er. Dort wurde uns Brot und Bier vorgesetzt, wovon letzteres – es war holländisches Dünnbier und schmeckte bitter – wir nur unter Grimmassen hinunterschluckten. Sodann hiess uns P. Rektor mitkommen, er wolle uns Schweizer den andern Mitkandidaten vorstellen. Diese waren mittlerweile zurückgekehrt und empfingen uns recht herzlich. Des Fragens aus welcher Gegend und welchem Kanton etc. etc. war kein Ende; bald wurden wir mit ihnen sehr vertraut. Es befanden sich aus fast allen Nationen Vertreter darunter; natürlich lieferte das Deutsche Reich die meisten (sogar Frankreich war vertreten mit 1 Kandidaten, Schweden mit 3, Polen mit 1, Oesterreich mit 1, Indien mit 1, Nordamerika mit 4, Südamerika mit 2, Dänemark mit 1).

#### *Noviziat in Exaeten*

Die Kandidatur, während welcher wir anfänglich nach Landmannschaften die Rekreatiionszeit zubringen durften, dauerte etwa 8–10 Tage. Dann begannen die ersten 8-tägigen hl. Exercitien und mit ihnen fing das eigentliche Novizenleben an. Soll ich es mit einem Wort benennen, so finde ich keines, das besser zutrifft wie das «Paradiesesleben». Ja von allen weltlichen Sorgen und Gedanken befreit und nur mehr auf das «Eine Notwendige» den Sinn gerichtet, lebt der Novize ein Leben des Paradieses. Er fühlt sich gleichsam als Augapfel aller im Hause, gehütet mit Muttersorge besonders vom Novizenmeister, betreut von sämtlichen Hausgenossen. Er fände übrigens auch / 102 / nicht Zeit, heimwehmütigen Gedanken nachzuhängen; die Tagesordnung gestattet es nicht. Um 5 Uhr im Winter, zur Sommerzeit um 4 erhebt sich der Novize von seinem Lager mit der frommen Antwort auf den frommen Spruch des weckenden Laienbruders «Venite adoremus» – «Deo gratias». Binnen einer Viertelstunde muss er angekleidet sein und sich gewaschen haben, dazu muss das Bett innerhalb der gleichen Frist fein säuberlich gerüstet und geglättet werden. Es folgt der Besuch des Allerheiligsten in der Hauskapelle, worauf eine volle Stunde Betrachtung in dem angewiesenen Zimmer (Ein Novize muss abwechselnd die vom P. Novizenmeister angehobenen Punkte kurz wiederholen). Dann Frühstück, bestehend in einer Tasse Kaffee und einem Butterbrot, worauf die hl. Messe, wobei die Novizen den Patres dienen müssen. «Relaxatio mentis in silentio» etc. folgt.

Hierauf werden die Novizen mit den verschiedenartigsten Arbeiten beschäftigt, die der damit betraute Laienbruder angibt: Zimmer und Stiegen kehren und abstauben, Fenster waschen, Kartoffel schälen und sonstwie dem Bruder Koch helfen; im Garten dem Bruder Gärtner zu Diensten sein, dem Viehverpflieger beim Füttern helfen, Jauche pumpen etc. etc. Nach getaner Arbeit wird die Vorschürze abgelegt, das Ordenskleid schnellstens in Ordnung gebracht und alsdann versammeln sich die Novizen in einem Saal, wo ihnen der Novizenmeister die Constitutionen des Ordens erklärt und, wenn Zeit erübrigt, auch einen oder zwei derselben herausruft. Diese müssen kniend die Bemerkungen und Aussetzungen anhören, die die übrigen Novizen, vom Novizenmeister hiezu aufgefordert, über sie zu machen haben. Kommt hiebei der Eine oder Andere zu gelinde davon, so sorgt der Mund des P. Novizenmeisters für die gehörige Beize. Es ist dies eine gehörige Schule der Demut, die den letzten, aus dem Weltleben mitgebrachten Hochmutsteufel auszutreiben imstande ist. Die übrigen / 103 / Bussübungen bestehen in der «Disciplin», diese ist eine Geissel mit Knoten, die aber nur mit Erlaubnis des Novizenmeisters gemildert und strenger angewandt werden darf. Ferner das Tragen des «Ciliciums», einer Kette, die am Unterschenkel getragen wird und ebenfalls nach Belieben desselben strenger oder milder angewandt werden darf. Zu den Bussübungen gehören auch das «Culpa»sagen. Der Novize, der sich dieser Verdemütigung unterziehen will, hat vor dem Mittagmahl den P. Socius des P. Rektors um Erlaubnis zu fragen und den Zettel, worauf seine Vergehen gegen die Regel und Hausordnung verzeichnet sind, vorzuweisen. Gestattet er's, so hat der Novize vor dem Tisch der Patres hinzuknien und in Latein sein Sündenregister abzulesen; die Laienbrüder tun dies in der Muttersprache. Eine weitere Art der Verdemütigung besteht darin, dass der Novize von Tisch zu Tisch kriecht und den Mitnovizen die Füsse küsst. In der Fastenzeit ist es auch Brauch, vor den Tischen hinzuknien und auf jene Speise, die man haben will, stumm hinzuweisen. Auch die Patres pflegen diese Art Bussübung. Diese und noch manch andere Bussübungen, worunter das am sog. Katzentisch kniend essen, gehört dazu.

Oftmals in der Woche ist «exitus» angesagt. Man lernt hiedurch die nähere und weitere Umgebung des Hauses kennen. Zuweilen wurden diese Spaziergänge auch weiter ausgedehnt, wobei wir die verschiedenen «Kastels» des Landadels, die Kirchen und Wallfahrtsorte, Landseen, hier Binnenseen genannt, besuchten, erstere, versteht sich, nur von aussen. Diese sind ausnahmslos sogenannte «Wasserschlösser», d.h. sie sind von einem Wassergraben umgeben, der gewöhnlich die Grösse eines Teiches hat. Das «Kasteel» bildet / 104 / ein Viereck mit äusserm und innerm Hof, und die Ringmauern sind zugleich so eingerichtet, dass sie zu Stallungen dienen. Die Dorfkirchen sind gewöhnlich düster und schmucklos, und die Kirchtürme niedrig und plump. Dies ist wohl eine Vorsichtsmassregel wegen der häufigen Gewitterstürme vom Meer her und gegen die Blitzgefahr.

Frühzeitig werden die Novizen eingeübt im Schule- und Christenlehre halten. Zu diesem Zwecke versammeln sich mehrmals im Jahre die übrigen Novizen unter Aufsicht des P. Rektors selbst oder seines Socius in einem Saal, wo ihnen der jeweils vom Obern bestimmte Noviz Unterricht zu erteilen hat. Und es ist wahrlich kein Vergnügen, sich durch die absichtlich verzwickten Fragen und Antworten in die Enge treiben zu lassen. Denn der Aufseher lässt ihn (den Katecheten) absichtlich längere Zeit zappeln, um zu sehen, wie er sich herauswinde, bevor er ihm zu Hilfe kommt. Auch im freien Vortrag muss der Novize Probe bestehen, und zwar erstmals am Schlusse der Candidatur. Er erhält auf einem Zettel einen Text aus der hl. Schrift mit dem gemessenen Befehl, in so und so viel Zeit vor dem Obern und in Gegenwart der übrigen Novizen das Leseputz zu besteigen und die über den Text gesammelten Gedanken frei vorzutragen. Es ist wohl eine Probe, ob einer Talent zum Redner habe und ein Gradmesser, wie sehr er sich mit der Zeit entwickelt habe. Später hat alsdann jeder Novize während des Nachtessens jeweils am Samstag vor versammeltem Convent über x-beliebigen Text das Lob Marias zu verkünden, was man «Sabbatina halten» heisst. Die sich als beste Kanzelredner bei diesen Übungen ausgewiesen, werden alsdann auch in der Oktav vor dem St. Stanislas / 105 / feste mit den Predigten zu Ehren des Novizenpatrones betraut.

Noch ist beizufügen, dass ein jeder Novize unter seinen Mitgenossen einen sog. «Angelus» beigestellt bekommt. Das Amt des «Angelus» ist es, den ihm Anvertrauten einmal per Tag oder 2 oder 3 Mal per Woche auf die an ihm bemerkten Fehler aufrichtig und ohne Hehl aufmerksam zu machen. Die Pflicht ist gegenseitig, und damit man nicht etwa Gewohnheit daraus mache, werden die «Angeli» zwei oder dreimal per Jahr gewechselt. Ferner war es die Obliegenheit der «Angeli» (in Holland) täglich mit den aus andern Ländern stammenden Novizen Leseübungen in einem abgelegenen Winkel des Hauses vorzunehmen, damit diese Ausländer den Akzent der deutschen Sprache lernen und überhaupt dieselbe rein und unvermischt zu sprechen vermöchten. Die in der deutschen Sprache Geübteren wurden allgemach zum Vorlesen bei Tisch herangezogen; mich und andere Schweizer würdigte man, weil uns der richtige Akzent besondere Schwierigkeiten bereitete, erst nach 3–4 Monaten dieser Ehre. Erwinnere mich, mit welchem Hochgefühl ich zum ersten Mal das Leseputz betrat und wie sehr ich mich bemühte rein auszusprechen. Aber ebenso gut haftet die Beschämung und Verdemütigung in meinem Gedächtnis, als mir ein Pater nachher sagte: «Noch ist der Schweizer nicht gänzlich aus Ihnen herausgefahren; Sie sprechen die Vokale nicht rein genug aus; etwa so als wenn Sie den Mund voll Kartoffel hätten». Übrigens war die Aufrichtigkeit, die zwischen den einzelnen Ordenspersonen besteht, stets untadelhaft und erbaulich. Man fühlte sich völlig «en famille» und hatte keine Furcht, dass hinterrücks etwas / 106 / geredet werde, was die Öffentlichkeit zu scheuen hatte.

Überhaupt darf ich versichern, dass die Noviziatszeit die glücklichste Zeit meines Lebens war. Ich war völlig wunschlos d.h. den einen Wunsch hegte ich, in der



Gesellschaft zu leben und zu sterben. Nur allzu geschwind schwand die selige Zeit dahin, die Paradieseszeit.

*Juniorat in Wynandsrade*

Und nun kam die Zeit des Studiums, das sogenannte «Juniorat». Es hiess von Exaeten Abschied nehmen, denn damals waren die Vorbereitungskurse in Wynandsrade (sprich Weinandsrat). Wir erhielten für die Reise weltliche Kleidung, obgleich die Reise eine kurze war und ihr Ziel in der Nähe der belgischen Grenze lag. Die Scholastiker des vorigen Jahres waren bis an den Bahnhof entgegengekommen und es gab eine herzliche Begrüssung. Sie führten uns alsdann auf dem kürzesten Weg nach Schloss Wynandsrade. Wir waren ordentlich neugierig, wie unser neues Heim aussähe. Kasteel Wynandsrade bietet alles in allem einen imposanten Anblick. Wie in den Niederlanden alle Herrensitze von etwelcher Bedeutung ist es von einem ziemlich breiten Teich umgeben (den eine Drehbrücke ursprünglich überspannt hat). Das Schloss bildet ein Viereck und ist nur von zwei Seiten zugänglich. Der Haupttrakt war früher offenbar für die herrschaftliche Familie, deren Wappenschild (der Freiherren von Boumgard) über der pompösen Haupteinfahrt prangt, bestimmt, während die übrigen zahlreichen Gemächer für die Gäste eingerichtet zu sein schienen. Bei Übernahme durch die Jesuiten durfte laut Vertrag am Schlosse nur das unumgänglich Notwendige verändert werden, wie der Anbau eines Refektoriums und die Einrichtung einer Hauskapelle, so dass wir dasselbe im fast ursprünglichen Zustande / 107 / fanden. Jenseits des Schloss-tesches befindet sich die Pfarrkirche und das Pfarrhaus des Dorfes Wynandsrade: wir brauchten Sonntags nur die Brücke zur Hälfte zu überqueren, um die holländische Predigt zu hören.

Unnötig zu versichern, dass die Begrüssung eine äusserst herzliche war sowohl von Seite des Hausobern, des P. Nix, wie der Patres Professoren: P. Ranke stellte sich vor als Professor der Rhetorik; P. Busch als Professor der Syntax und Humaniora, P. Gietmann als Professor der Litteratur, P. NN als Professor der Geschichtswissenschaft. Auch andere emeritierte Patres bewohnten das Haus, die aber, wie z. B. der greise P. Schleiniger [?], immerhin mit Bücherschreiben sich beschäftigten. Man liess uns Neulingen den folgenden Tag frei, damit wir uns im Hause und in seiner Umgegend umsehen konnten. Dann aber wurden wir gehörig eingespannt. Zuerst hiess es ein Examen in Latein und im deutschen Aufsatz bestehen, und zwar musste das lateinische Dictat sofort «currente calamo» ins Deutsche übersetzt, dagegen das deutsche in Latein wiedergegeben werden. Für Scholastiker Perrig und mich war das Ergebnis die Aufnahme in die Rhetorik, vielleicht auch in Ansehung unseres vorgerückten Alters, denn wir zählten beide über 20 Jahre. (NB. Oswald

Amherd war schon im ersten Jahr des Noviziats wegen Phthisisverdacht entlassen worden).

Und nun fing das Scholastikat an. Unsere Fächer waren: Übersetzen der lateinischen und griechischen Klassiker Cicero, Vergil, Homer, Sallust, Demostenes sowie der Predigten des Chrysostomus. Auch Jakob Balde wurde unter die lateinischen Klassiker gezählt. Oft verlangte man, um uns zum selbständigen Denken anzuregen und unser kritisches Urteil zu schärfen, Beurteilung und Würdigung irgend eines Passus aus diesen Klassikern, und zwar sowohl schriftlich als mündlich. P. Gietmann, eine Autorität in der Litteratur, wollte / 108 / sogar, dass wir italienisch lernen sollten, einzig um die «Divina Comedia» mit Genuss zu lesen. Er verschmähte es auch nicht, uns das eingehendere Studium Shakespeares anzuempfehlen trotz mancher Trivialitäten dieses Dichters.

Im Geschichtsstudium ging mir sozusagen ein Licht auf. In Brig waren wir gewohnt, die Geschichten fast so zu glauben, wie sie uns dargestellt wurden, ohne Belege zu fordern und überhaupt ohne irgendwelche kritische Untersuchung anzustellen. Zum Beispiel wurde uns Gymnasiasten die Ursachen der Reformation so dargestellt, als träfe den Klerus keine Schuld daran. Hier in Holland gänzlich anders, hier wurden die Mängel und Defecte desselben schonungslos aufgedeckt und der sittlichen Verkommenheit und Simonie ein grosser Teil der Schuld des Abfalls von der katholischen Religion zugeschrieben. Unser Geschichtsprofessor warnte uns überhaupt, den Geschichtswerken etwas zu glauben ohne respektive Belege.

Es braucht nicht gesagt zu werden, dass die Asketik nicht wegen den Studien leiden durfte. Stets durften die Scholastiker oder fratres (wie wir nun hiessen) vor unserm Spiritual und Rektor vorstellig werden, um Gewissensrechenschaft abzulegen oder Aufmunterung und Rat zu holen. Denn dieser letztern bedurften wir häufig, hiess es doch sogenannte «Akademien» (Schulunterrichte, Vorträge) und Predigten vorbereiten, unbeschadet des ordentlichen Schulunterrichts. Ich z. B. musste zweimal per Jahr während des Mittagmahls predigen, einmal in Anwesenheit des P. Provinzials. (Einmal per Jahr traf er übrigens jeden Scholastiker). Bei einer solchen Gelegenheit war es, dass ich ernstlich erkrankte. Es war mitten im Winter, da trug mir der Geschichtsprofessor / 109 / auf, einen Vortrag über «die Vehme auf der roten Erde» (Westfalen) zu halten. Ich arbeitete den Vortrag, so gut mir möglich, aus, um den Professor, der nicht leicht zu befriedigen war, zufrieden zu stellen. Am Abend, da die «Akademie» stattfinden sollte, begab ich mich unkluger Weise vom glühendheissen Metallofen (ich war kehrweise Ofenheizer) hinweg, um im Freien zu memorieren. Dort spazierte ich, mit lauter Stimme mir den Inhalt meiner Arbeit einprägend, längst des zugefrorenen Teiches, bis ich mir eine gründliche Erkältung holte. Ich fing an zu fiebern und dennoch hielt ich vor dem Nachtmahl meinen ziemlich lange dauernden Vortrag. Am Ende war ich völlig erschöpft und eine gefährliche Pneumonie kam zum Ausbruch. Wochenlang musste ich das Bett hüten, und als ich mich wieder erheben konnte und die Hauskapelle besuchte,

wurde soeben Frater Funk, ein Schwede, der kurze Zeit vor mir ebenfalls sich erkältet hatte und die sog. galoppierende Schwindsucht bekam, zur Erde bestattet. – Die Genesung schritt nur langsam voran und die Lunge blieb, wie es bei dem feuchten Klima Hollands nicht anders sein konnte, geschwächt. Zugleich litt ich auch an einer Schwäche des Magens, so dass ich die genossenen Speisen bald nach den Mahlzeiten von mir geben musste. Trotzdem nahm ich die Studien wieder auf. Etwelche Erleichterung brachten mir die 14tägigen Ferien. Diese brachten wir in Aalbeck zu. Es ist dies eine Villa, die ein vornehmer Holländer den Jesuiten um wenig Geld vermietet hatte. Sie ist auf einer kleinen Erhöhung gelegen und ummauert. Ein parkartiger Garten umgibt sie. Dort konnten wir Fratres uns, nachdem wir den Ordenspflichten Genüge geleistet, nach Herzenslust ergehen und dem Spiel, bald dem einen, bald dem andern, uns hingeben. / 110 / Auf einmal hiess es: «Morgen ist Bettelreise». Wie freuten wir uns! In der Morgenfrühe las P. Rektor Nix extra eine hl. Messe für uns, alsdann Frühstück und wir zogen los in Turmen eingeteilt. Der Führer unserer Turma bestimmte das Reiseziel: es hiess Aachen. Einstimmiger Jubel! Also sollte ich zum ersten Mal die Stadt Karls des Grossen sehen. Ein bisschen Furcht beschlich uns viere allerdings, wie wir über die deutsche Grenze kommen würden. Den Grenzort Hollands weiss ich nicht mehr zu nennen, soviel ich mich erinnere, steht dort ein grosses Kloster der ehrwürdigen Schwestern «vom armen Kindlein Jesu». Jetzt galt es, über die deutsche Grenze zu kommen. In einiger Entfernung erblickten wir zwar den Grenzhüter mit Gewehr und Bajonett ausgerüstet und er bemerkte auch uns; allein der «germanische Barbar» tat, seine Tabakpfeife stopfend, als wenn er uns nicht sähe. Das nächste Dorf auf deutschem Boden, St. Lorenzen, lag auf einem Hügel. Als wir die Kirche besuchten, kam in Verkleidung der hochwürdige Ortsgeistliche zu uns. Es dauerte eben der sogenannte Kulturkampf noch an und der treue Hirte musste seine Pfarrei meiden, kehrte aber von der nahen holländischen Grenze jeden Morgen in der Frühe zu seiner Herde zurück, um (ohne Glockengeläute) hl. Messe zu feiern und die Sakramente zu spenden. Er sagte, bisher sei er noch niemals bei der Polizei verzeigt worden. Doch riet er uns, nicht zu tief in die Stadt Aachen uns vorzuwagen, um nicht der dortigen Polizei auffällig zu werden. Am Stadteingang sei ein Franziskanerkloster, dort seien 6–7 Laienbrüder mit einem Pater und lebten verkleidet und setzten unter dem Namen von Verwaltern das Conventsleben fort. Dort würden wir Aufnahme finden. Wir befolgten seinen Rat und läuteten die Klosterglocke. Der Obere des Klosters kam / 111 / uns selbst öffnen. Er begrüsst uns herzlich und entschuldigte sogleich, dass uns das Kloster augenblicklich nichts bieten könne als ein Krüglein Bier. Wir nahmen auch das mit Dank an, denn seit dem Frühstück in Aalbeck hatten wir nichts genossen ausser erbetteltes Wasser (Man muss nämlich wissen, dass in Holland es kein Quellwasser gibt und dass, ausgenommen in den Dörfern, die Puts, wie man die Brunnen nennt, stets mit Deckeln verschlossen sind, zu denen man den Schlüssel zu verlangen hat.) Nachdem wir die Krüglein, die kaum einen Schoppen

fasten, ausgetrunken hatten, erbot sich der Obere, uns die Klosterkirche und Umgegend zu zeigen. Er führte uns in ein Seitenatorium, von wo aus wir die ziemlich geräumige und schöne Kirche übersehen konnten. Er machte uns extra auf einen Herrn aufmerksam, der auf den Knien von einer Leidensstation nach der folgenden rutschte, und sagte, dieser Herr sei einer der gesuchtesten Rechtsanwälte der Stadt, dem sie öfter die Kirche aufschliessen müssten. – Hernach zeigte der Klosterobere uns die Umgegend des Hauses. Das Kloster lehnt sich an einen ziemlich hohen Hügel, den die Aachener nach einem der Söhne Karls des Grossen Ludwigsberg «Luisberg» genannt haben. Diesen Hügel hat die Stadt zu einem prachtvollen Park umgewandelt, der mit dem Monte Pincio wetteifert. Er bietet eine herrliche Rundschau über ganz Aachen. Die Stadt liegt, rings umgeben von Hügeln, auf denen schlossartige Villen prangen, in einer weiten Mulde, die nur gegen Süden offen ist. Aus dem Häusermeer tauchen an erster Stelle das unvergleichlich schöne und eigenartige Münster auf, das zum Teil romanischer Bau ist und Karls des Grossen Zeiten gesehen hat, und dem später das ungemein zierliche Chor zugefügt wurde. An zweiter Stelle / 112 / zieht das ehrwürdige, imposante Rathaus mit seinen zwei Flankentürmen die Aufmerksamkeit auf sich, in dem so viele Fürsten zu deutschen Königen gekrönt wurden. Alsdann die grossartige Akademie und der Hauptbahnhof, die weitläufigen Badegebäude etc. etc. Doch wir mussten ans heimkehren denken, dazu mahnte uns auch der knurrende Magen, den das Krüglein Bier nicht zu beschwichtigen vermochte. Ohne uns irgendwo aufzuhalten eilten wir nun über Stock und Stein, über Äcker und Wiesen heimzu nach Aalbeck, wo wir bei beginnender Nacht zu Tode erschöpft anlangten. Besonders ich hatte mir zuviel zugemutet, ich musste es fühlen, aber durfte nicht klagen.

Der Rest des Jahres verlief ohne ungewöhnliche Ereignisse, wenn man nicht den Hinschied des Fratres Haas, eines Deutschamerikaners, der gleichfalls ein Opfer der Phtysis wurde, dazu zählen will. Zu Jahresende wurde bestimmt, welche von den Fratres den Cursus der Philosophie beginnen sollten, welche dagegen in Wynandsrade zu verbleiben hätten, um sich einem «Biennium» zu unterziehen. Man beabsichtigte anfänglich nebst zwei andern auch mich in Wynandsrade zurückzubehalten, weil man an uns Schriftsteller- oder Rednertalent vermutete. (Es ist nämlich bei den Jesuiten Brauch, diejenigen einem «Biennium» zu unterwerfen, die zu irgend einem Fach besondere Eigenschaften zeigen.) Doch schliesslich entschied man doch, dass wir sämtlich den Cursus der Philosophie mitmachen sollten. In Exaeten waren mittlerweile die Philosophen eingekehrt, indess das Noviziat nach Blijbeck übersiedelt war.

*Philosophiestudien in Exaeten*

/ 113 / Also zogen wir in das traute Exaeten wieder ein und trafen dort nebst den Philosophen des 2. Cursus auch andere Obern und andere Professoren, so fand ich dort meinen Landsmann P. Cathrein, Professor der Ethik. Unser Professor war P. Reichmann, ein trockener Patron aber trefflicher Lehrer. Lehrer der Mathematik und Physik war P. Epping, der schon in Equador, Südamerika, zur Zeit des berühmten Präsidenten Garcia Moreno Physik doziert hatte. P. Reichmann holte alle Fratres zur wöchentlichen Übung in der Logik heran und falls einer übergangen wurde, musste der die monatliche Disputation bestehen. Zeigte es sich dabei, dass einer als Defendent seinen Opponenten standhielt, so konnte er sich dennoch des Sieges nicht freuen; der Professor ruhte nicht, bis er den Triumphator, wie man zu sagen pflegt, im Sack hatte.

Gegen Ende des Schuljahres meldete sich bei mir das alte Übel wieder. Man schickte mich nach Düsseldorf zu einem Spezialarzt, Dr. Straten, zur Untersuchung. Dieser urteilte, dass ich in dem holländischen Klima schwerlich gesunden werde; ich müsse unbedingt in einem nebelfreien, wenn möglich in einem Bergklima, Heilung suchen. Der ärztliche Befund traf mich schwer. Entweder der Gesellschaft Jesu als unnützes Mitglied zur Last fallen, oder derselben entsagen, das war mein Los: in eine andere Provinz überzutreten, dazu konnte ich mich nicht entschliessen, überdies in der Ungewissheit, ob ich in dieser völlig genesen würde. Ich überliess die Entscheidung meinen Obern, dem P. Provinzial P. Hermes, und meinem Spiritual, P. Nix, der inzwischen nach Exaeten versetzt worden war. Diese rieten mir beide, vorerst 3 Tage Exercitien zu halten, bevor ich einen so schwerwiegenden Entscheid fälle. Während derselben sagte ich mir: Mangisch, mein Landmann, der nach 8 Jahren, die er / 114 / in der Gesellschaft Jesu zugebracht, ist wegen gleichen Beweggründen ausgetreten, also... Lange noch schwankte ich. Endlich raffte ich mich auf. Wie mir vor der Türe des Provinzialzimmers zu Mute war, kann man sich denken! – Der Provinzial tröstete mich, er sagte: «Es gibt eine zeitweise Berufung, und sie mussten zu uns kommen, dessen bin ich überzeugt. Wer weiss, was sonst aus Ihnen geworden wäre!» Und der Spiritual, zu dem ich nachher ging, meinte: «Immerhin werden Sie Priester, denn dies ist Ihr Beruf!» P. Provinzial schrieb also an den P. General Anderledy und dieser löste mich von den Gelübden.

*Heimkehr aus gesundheitlichen Gründen – Rekonvaleszenz*

So nahm ich denn Abschied von Holland, welches mir eine 2. Heimat geworden, Abschied von meinen Obern und Mitbrüdern, die wie mir einst ein Frater, gebürtiger Schweizer, sagte, wahre Edelsteine in mitunter etwas rauher Schale waren, und

fuhr mit beklommener Seele der Schweiz entgegen. Brauche nicht zu versichern, dass die herrlichen Rheingegenden, die mich vor vier Jahren in helle Begeisterung versetzten, mich diesmal gleichgültig liessen. Als ich in Basel anlangte, war ich bereits in leiblich elender Verfassung, konnte mich aber nicht entschliessen, ins Buffet zu gehen, um eine Stärkung zu nehmen. Und als im Eisenbahnzug ein Basler oder Solothurner das Gespräch auf das Wetter lenkte mit den Worten: «E fi es strängs Winterli heimer», da wurde mir so recht zum Bewusstsein gebracht, dass ich nun in der Schweiz mit ihren zwar gemütlichen, aber immerhin ohrenzerreisenden Dialecten und kreischenden Kehllauten sei. Meine Reiseroute führte mich durch den Jura und über die Stadt Neuenburg (Neuchâtel). Hier beabsichtigte / 115 / ich Halt zu machen und etwas Warmes zu geniessen. Allein kaum war ich ins Buffet eingetreten, da schwankte ich und konnte kaum die Bestellung machen. Der Angestellte hatte Mitleid mit mir und hiess mich in den Zug zurückkehren, er wolle mir das Verlangte hierher bringen. Er tat es. Es gibt doch überall edle Menschen! Tief in der Nacht langte ich in Raron an, die Mama war noch wach, öffnete mir und – es gab eine warme Umarmung. Am Morgen, als ich das Fenster aufschloss, schienen mir die Berge so nahe, nahe, fast zum Erdrücken nahe: schwer gewöhnte ich mich daran, der ich während vier vollen Jahren endlose Ebenen vor Augen hatte. Etwa vierzehn Tage bis drei Wochen – genau weiss ich's nicht anzugeben – blieb ich in Raron, alsdann wurde ich drei Wochen nach Leukerbad beordert, um Luftkur zu machen. In Kost und Logis war ich bei Vetter Gustav Loretan. Dort erhielt ich die Anzeige, dass Herr Paul Roman von Roten gestorben sei, der vor meiner Abreise nach Leukerbad sich noch verhältnismässig wohl befand. Kurz zuvor starb in Breitmatten, ihrem Lieblingsaufenthalt, auch Frl. Adrienne von Riedmatten. Als meine Schwester Celestine von Breitmatten her erfuhr, dass [Breitmatten] in Trauer sei, wollte sie die Trauernachricht dem Herrn Paul Roman schonend mitteilen. Wehmütig gab der Greis zur Antwort: «Alle andern Lieben dürfen sterben, nur ich nicht». Er ahnte nicht, dass er sobald ihr folgen werde. Eine Erkältung genügte, um auch ihm das Grab zu schaufeln. So war Raron in kurzer Zeit um zwei gute Seelen ärmer.

#### *Theologiestudien in Sitten 1886 – 1890*

Nach Raron zurückgekehrt vegetierte ich, dem die Luftkur wohl bekommen, noch eine Zeitlang fort, dann hiess es an Ernstes denken. Ich hatte den Rat, den mir P. Nix vor meiner Abreise in Holland gegeben, nicht vergessen und so meldete ich mich für den Eintritt ins Priesterseminar. / 116 / Was soll ich nun von diesen Seminarjahren sagen? Vorab hatte ich absolut keinen Ehrgeiz, der mich zum Studieren antrieb. Und Pflichtgefühl? War zum Voraus entschlossen, nur auf untergeordnete Stellen zu speculieren (unser Rektorat und höchstens eine Kaplanei anzunehmen)

und daher nur soviel zu studieren, damit ich diesen Posten genügen könne. (Ob ich recht daran getan habe? Später sah ich ein, dass Wissenschaft in jedem Fall eine Zierde des Priesters ist und auch für einen Kaplan und Rektor unentbehrlich.) Sodann bemerkte ich schon in der ersten Zeit an den meisten Seminaristen einen recht hohen Grad von Ämulation, der sich in mannigfacher Art und Weise äusserte, und der mich abstiess. Es galt dem Seminarobern und den Professoren zu gefallen. Nicht nur, dass man die hochwürdigen Herren Professoren, wenn sie ein paar Minuten vor der Vorlesung erschienen, förmlich umdrängte (es waren immer die gleichen Ämulatoren), sondern andere zurückgedrängt wurden, es kam auch vor, dass z. B. bei einer kantonalen Abstimmung, bei der es sich offenbar um Interessen des Oberwallis handelte, einige Oberwalliser Seminaristen nicht wagten, zur Urne zu gehen, um ja nicht der Oberleitung des Seminars zu missfallen. Ferner abbonnirten gewisse Oberwalliser, in der Absicht, das Wohlwollen dieser Oberleitung zu gewinnen, den «Ami du Peuple Valaisan», der den Interessen des Oberwallis nicht günstig war und von dem sie wussten, dass ein gewisser Professor Korrespondent und Teilhaber war etc. etc.

Mich als praesumptiven Aristokraten, von dem sie meinten, er sei bestimmt, ihnen die fettern Beneficia und Stellen wegzu- / 117 / schnappen, schlossen sie von Anfang an von jedem Verkehr mit ihnen aus, so dass ich z. B. bei Spaziergängen fast auf mich allein angewiesen war. Dieses alles und noch mehreres hat mich dermassen abgestossen, dass ich beschloss, hinfür nur Wenigen mein Vertrauen zu schenken, welchen Posten mir die Vorsehung auch anweisen möge. So ist es gekommen, dass ich späterhin in der Praxis mich vorzüglich an die ältern Priester anschloss und auch bei ihnen mein Genügen fand. Die Primizfeier war eine höchst einfache und prunklose, ganz meinem Naturell entsprechende. Ich hielt sie am 3. Sonntag des Monats Juli 1889. Weder geistliche Verwandtschaft, wie man dies so zu nennen beliebt, noch einen Ehrenprediger hatte ich eingeladen. Der hochwürdige Dekan und Pfarrer Anton Lagger war Assistent, der hochwürdige Rektor Bodenmann, der einen Cyclus von Kanzelvorträgen übernommen hatte, behandelte den Gegenstand, der eben an der Reihe war («Über die Erziehung der Kinder»), und meine Kleinvettern Francis und Nicolas von Roten waren Ministranten. Nach der vormittägigen Feier vereinigte ein bescheidenes Mahl die wenigen Eingeladenen im Saal unseres Hauses, der in der Eile mit Reblaub geschmückt worden war. Eingeladene waren hochw. Pfarrer von Raron, hochw. Familienrektor Bodenmann, hochw. Prior Gsponer Ignaz (dieser als Nachbarpfarrer) – die Kaplanei St. German war vakant –; ferner die sämtlichen Familienglieder des Hauses Nationalrat von Roten wie auch sämtliche des Hauses Louis von Roten. Zugegen waren selbstverständlich auch meine Eltern und Geschwister und Schwäger sowie der Nachbar Johann Schröter als Organist. Insgesamt etwa 30 Personen. Warum ich so wenige eingeladen habe? 1. Weil ich das Geräuschvolle nicht liebe; 2. weil mein lieber Vater und meine Schwester Celestine damals krank waren (Ersterer starb ein Jahr dar-

nach, Letztere befand sich kaum in Genesung); ferner war kaum ein Jahr verflossen seit dem Tode meiner Tante Julia de Chastonay-von Roten in Siders und auch meine Base Lina Loretan in Leuk war im Jahr meiner Primiz hingeschieden. 3. Hatten mich die zugleich mit mir ordiniert worden waren auch nicht zu ihrer Primizfeier eingeladen, also...

Meine erste Predigt hielt ich in der Pfarrkirche von Raron. Der Gegenstand, den ich behandelte, ist aber völlig meinem Gedächtnis entschwunden; weiss ebenso wenig wann es war, an einem gewöhnlichen Sonntag, oder an einem Feiertag.

### *Kaplan in St. German 1890 – 1901*

Da laut päpstlicher Verordnung ein vierjähriger Seminarkurs in Aufnahme kam, trat ich im Herbst 1889 nochmals ins Seminar, wurde jedoch um Neujahr entlassen, weil die Kaplanei St. German seit dem Tode des hochw. Herrn Gattlen vakant war und der hochbetagte hochw. Pfarrer Anton Lagger Aushilfe benötigte. Damals war die Pfarrbevölkerung noch berechtigt, dem Ordinariat Vorschläge, d.h. Kandidaten zu präsentieren. Als nun Pfarrer Lagger im Einverständnis mit der Zivilbehörde an einem Sonntag nach dem Hochamt die stimmfähigen Männer auf dem «Ratshubel» sich versammeln hiess, wäre meine Kandidatur auf den bescheidenen Posten beinahe durchgefallen. Viele Stimmen, auch aus St. German, fielen dem Hochw. Herrn Pfarrer Martin Lehner von Unterbäch zu, von dem es hiess, er besitze viele chirurgische Kenntnisse und könne daher der Bevölkerung einen Arzt ersparen, was wirklich der Fall gewesen wäre. Mit sehr beschei- / 119 / denem Mehr der Stimmen obsiegte mein Name. 1890 [im Manuskript steht irrthümlicher Weise 1901] nach Neujahr trat ich also meinen Seelsorgsposten an «in Nomine Domini», indem ich zwar die hl. Messe in St. German celebrierte, jedoch zu Raron bei meinen Eltern für einige Tage in Pension blieb. Als ich mich zum ersten Mal nach St. German begab, um dort zu celebrieren, empfing man mich auf etwas drollige Art. – Es war damals noch nicht Brauch, einen feierlichen Empfang zu arrangieren. – Die für mich gestimmt hatten, postierten sich nämlich in den Seitengässchen des Dorfes und gaben von dort aus ihre Freude über ihren Sieg (bei der Abstimmung) durch Pistolenschüsse kund. Ich kam mir dabei vor wie ein Dachs oder Fuchs, auf den man Jagd macht, und musste herzlich lachen. – In St. German verlebte ich 10 glückliche Jahre. Es lebten dort nämlich einige ältere, vernünftige Männer und Weiber, namentlich hatte ich das Glück, eine meist gesittete und zugleich frohmütige Jugend zu unterrichten. Dies erfüllte mich mit freudiger Hoffnung. Und mit frischem Mut begann ich im Namen Gottes Katechese zu halten. Der Umstand, dass damals die Jugendlichen nicht, wie es jetzt der Fall ist, scharenweise zur Sommer- und Winterzeit in die fremden und auch einheimischen Hotels und Café-Restaurants zu wandern, brachte in den christlichen Unterricht noch kein Hemmnis. Im Gegenteil,



solche, die das Alter, das zum katechetischen Unterricht verpflichtete, bereits zurückgelegt hatten, besuchten ihn freiwillig. Dass ich den jugendlichen Frohmut «ex professu» nicht hinderte, vielmehr zu fördern suchte, versteht sich von selbst. Die Mädchen pflegten an Sonntag-Nachmittagen nach der Christenlehre gruppenweise zur St. Anna-Kapelle oder auch zum Bildstöcklein der Muttergottes am Weg nach Ausserberg spazieren zu / 120 / gehen und unterwegs zu singen und zu jodeln, was sie extra schön konnten. Da die Schuljugend alljährlich in mich drang, entweder einen grossen Spaziergang mit ihr zu unternehmen oder Theater zu spielen, entschied ich mich für Letzteres, weil der Spaziergang immerhin mit etwelchen Kosten verbunden war, dagegen Theater spielen ein wenn auch bescheidenes Benefice einbrachte. (Solange ich in St. German weilte, sind wir nur dreimal spazieren gegangen. Das erste Mal nach Mörel, ein zweites Mal nach Hohkastler bei Turtmann zum St. Leodegar und das dritte Mal zur Mutter Gottes im Terminerwald.) Das erste Theater wurde auf einer ländlichen Bühne gespielt: «Die Eroberung der Gestelnburg», ein Stück, das ich vom hochw. Pfarrer Lehner leihweise bekommen und für meinen Zweck umgearbeitet hatte. Wir sahen absichtlich von Reklame machen ab, weil das Stück nur für St. German bestimmt war. Dennoch kamen viele Leute von Raron, Ausserberg und sogar von Visp her. Ein zweites Mal wurde eine Märtyrergeschichte: «Der hl. Vincentius» aufgeführt, ebenfalls auf ländlicher Bühne. Dabei löste sich bei der Schlussapotheose, die ich mir effektiv gedacht, alles in Lachen auf. Das kam so: ich Unerfahrener, der ich nicht wusste, dass auf offener Freibühne das bengalische Feuer seine Leuchtkraft verliert und nur Rauch entwickelt, wandte dasselbe in starkem Masse an. Aber o weh!: Der Darsteller des hl. Vincentius, der hoch oben in Kunstwolken thronte, umgeben von Engeln und Heiligen, musste ob der Rauchentwicklung erbärmlich husten und die Engel sowie sämtliche Heilige zugleich, so dass sie die Schnupftücher zu gebrauchen gezwungen / 121 / waren. – Ein anderes Mal – es war zu Weihnachten – gab's ein Krippenspiel und zwar im «Bruderhaus» der St. Anton-Gesellschaft. Dabei fiel folgendes vor: Die «Mutter Gottes-Darstellerin» fiel samt dem Jesuskind, weil der Deckenbalken zu sehr hervorragte, vom Esel herab und zwar, da sie grobgenagelte Schuhe trug, mit Gekrach. Doch damit war's nicht genug: Sämtliche bethlehemitischen Mütter, denen ich geraten hatte, sich zu kostümieren wie in der Bibel angegeben, erschienen auf der Bühne (beim Kindermord) quasi in Nonnenkleidern.

Einige Jahre gingen still vorüber ohne aussergewöhnliche Ereignisse. Es folgten ihnen Jahre der Trauer sowohl in der eigenen Familie als in der des Nationalrates Hans Anton von Roten. Zuerst klopfte der Tod bei uns an. Nach langem Siechtum starb nämlich mein guter Papa mitten im Sommer 1890. Ohne Ahnung, dass ich ihn zum letzten Mal lebend antreffen würde, schickte ich mich soeben an nach Raron zu gehen, um dem Kranken Besuch zu machen, als der hochw. Pfarrer von Ausserberg, Franz Amacker, eintraf, um zu beichten. Auf die Frage «Wohin des Weges?», gab ich ihm zur Antwort: «Nach Raron meinen Vater besuchen». «Dann komme

ich mit Ihnen; habe ihn noch nicht besucht. Wir können sobald wir zurückgekehrt sind, beichten». Als wir in Raron anlangten, war auch hochw. Pfarrer-Dekan Lager zu gelegentlichem Besuch anwesend nebst meiner Mama. Und kaum waren wir drei Geistlichen beim Kranken, traf auch meine älteste Schwester Maria von Brig her ein. Auf die Frage: «Wie geht's dem Kranken?», antworteten Herr Pfarrer Lager und meine Mama zugleich: «Er ist ruhig und scheint zu / 122 / schlafen». Schwester Marie beugte sich über Papa, aber ein Blick genügte: «Jesus, Papa liegt in den letzten Zügen!» Sogleich begannen wir Priester die Sterbegebete. Mir war es ein Trost, dass der liebe Vater unter Assistenz dreier Priester hinschied. Er hatte sein Leben hindurch eine hohe Achtung vor dem Priesterstande und somit es verdient.

Wenige Jahre später kam die Reihe, von dieser Welt Abschied zu nehmen, an Herrn Hans Anton von Roten. Auch dieser litt an einer schleichenden Krankheit, die weder Ärzte noch eine mehrwöchige Kneippkur in Wörishofen zu heilen im Stande waren. Wenige Wochen vor seinem Hinscheiden kam der Kranke während wir in der Kirche – es war Sonntag – uns befanden zu meiner Mama, die ebenfalls an ihrer letzten Krankheit litt, herauf, um seinen Abschiedsbesuch zu machen. Meine Mutter war nämlich ausser Stande, das Haus zu verlassen. Was die beiden Todeskandidaten mit einander gesprochen, ist leicht zu erraten. Nur das sagte meine Mutter, Vetter Hans Anton habe zu ihr bedeutungsvollen Tones gesprochen: «Uns beide wird man in Bälde nach der Burg hinauftragen». Er erlebte noch den Beginn des neuen Jahres 1895. Ich befand mich zu dieser Zeit in Ausserberg zur Aushilfe im Beichtstuhle, da P. Fröhlich SJ Missionspredigten hielt. Wir waren soeben mit den Beichten zu Ende gelangt und ins Pfarrhaus zurückgekehrt, da brachte der Postträger, der damals noch die Post in Raron abholen musste, die Trauerkunde, Präfekt Hans Anton sei heute gestorben. Sofort machte ich mich auf den Weg nach Raron. P. Fröhlich erklärte: «Ich komme / 123 / mit». (Die Schlusspredigt hatte er während des Gottesdienstes gehalten.) «Ich habe den Verstorbenen nicht gekannt, aber da er im Schweizer Nationalrat die Sache der Kirche vertreten, will ich wenigstens ihm Ehre erweisen». – Die Bestattung, welche an einem stürmischen Januartag stattfand, war eine der grössten, die Raron gesehen haben mag. Die Burgkirche vermochte die Menge wohl zur Hälfte nicht zu fassen. R. I. P. Im gleichen Jahre starb auch meine unvergesslich liebe Mutter. Wiewohl ich sah, dass dem Tode kein Entrinnen mehr möglich, hat mich dennoch ihr Hinscheiden zutiefst erschüttert und geschmerzt. Selbstverständlich hatte ich sie in ihrer langen Krankheit fast alltäglich besucht, so auch am Nachmittag ihres Todestages. Glaubend, die Kranke werde den folgenden Tag noch erleben, begab ich mich, begleitet von meinem jüngsten Bruder Karl (der auf speziellen Urlaub von Rom zurückgekehrt war) nach St. German zurück. Kaum aber waren wir im Begriffe, das Nachtesen einzunehmen, hörten wir rasche Schritte der Haustüre sich nähern. Es war eine Botin, wir sollten eilends kommen, es gehe dem Ende entgegen. Wir liessen natürlich al-

les im Stich und rannten nach Raron zurück. Bei meinem Eintritt ins Sterbezimmer fand ich den hochw. Rektor Bodenmann nebst Geschwistern und andern Leuten vor: der sterbenden Mutter Augen waren schon gebrochen. Ich schob den guten Familienrektor, der am ganzen Leibe zitterte und kaum die Sterbegebete zu verrichten vermochte, auf die Seite und übernahm die «Auströstung» persönlich. Weiss nicht, woher ich die Kraft und Selbstbeherrschung bekam, dass ich tränenlos bis zum letzten Atemzug meiner guten Mutter aushielt. Nachher war's dann aber anders; der Abschiedsschmerz / 124 / machte sich doppelt geltend. R. I. P.

### *Schwere Krankheit<sup>7</sup>*

Als ich noch als Kaplan in St. German amtete, erhielt ich mehrtägigen Besuch von meiner Nichte, der seit langen Jahren verstorbenen, damals noch ledigen Hilda Speckly. Diese schlug mir eines Tages vor, um das tägliche Einerlei zu unterbrechen, einen Ausflug in das Bietschtal zu machen. Wir kamen überein, anstatt die steile Anhöhe über Kumme und Ritzboden zu ersteigen, längs des Bietschibaches in das Tal einzudringen. Gesagt, getan, doch der Ausflug bekam mir nicht wohl. Ich trug eine gründliche Erkältung davon, weil unser Weg ganz in der Nähe des Baches dahinführte und ich schon im Beginn des Anstieges in Schweiss gebadet war. Diese zu plötzliche Abkühlung sollte der Anfang eines langwierigen Siechtums sein. / 140 / Zuerst schenkte ich dem Übelsein keine oder doch geringe Beachtung, doch als der Kathar nicht weichen wollte, im Gegenteil stets hartnäckiger wurde und ich fortwährend abmagerte, erregte dies dennoch mein Bedenken. Anfangs Winter war mein Zustand derart, dass ein Mann aus St. German mir unverhohlen sagte: «Wenn das so fortgeht, hören Sie im nächsten Frühjahr den Gugger nicht mehr rufen». Auch ich selbst zweifelte ernstlich an meiner Wiedergenesung, denn ich erinnerte mich an das in Holland Überstandene und dachte, meine Lunge sei von da an schwach geblieben. Schliesslich fasste ich auf Anraten des hochw. Herrn Priors Burkard, meines früheren Professors, den Entschluss, die Klinik im Viktoriaspital zu Bern zu besuchen und mich an den damaligen Universitätsprofessor, der Spezialist für Lungenkrankheiten war zu wenden. Dieser Herr gab mir nach mehrmaliger gründlicher Untersuchung Hoffnung auf Genesung. Sein ärztlicher Befund (Diagnose) lautete auf chronischen Rachen- und Nasenkathar, was eine mehrmalige Operation zur Folge haben werde. Sie war sehr schmerzhaft, besonders als sie das 2., 3. und 4. Mal notwendig wurde. Ich verlor viel Blut (durch das Brennen der Nasenschleimhäute). Eines Tages bemerkte mir bei der Consultation Dr. med. Valentin, dass in der Stadt Bern die Grippe in ziemlich bösartiger Form sich eingestellt

7 Nachtrag 1 des Originaltextes (S. 139–147), hier eingesetzt.

habe. «Sie mögen sich in Acht nehmen», fügte er bei, «denn Sie haben nun viel Blut verloren, das könnte ernste Folgen haben». Ich verliess das Consultationszimmer mit dem Gedanken: «Dann hat's mich», wusste ich doch aus Erfahrung, dass, wenn eine / 141 / Seuche ausgebrochen, ich unfehlbar einer der ersten sein werde, den sie befallt. Und so war es. Als ich mich am folgenden Nachmittag zur Consultation einstellte, fragte mich Dr. Valentin sofort: «Was ist mit Ihnen? Sie sehen bleicher aus wie gewöhnlich». Ein Griff nach dem Puls und er sagte: «Sie haben hohes Fieber, die Grippe hat sie gepackt, sofort ins Bett! Werde Sie noch diesen Abend besuchen». Ich tat so, wie mir geheissen. Als Dr. Valentin kam, war das Fieber bereits auf 39,5 gestiegen. Er verschrieb mir Medikamente, die mir die Sr. Wärterin sofort reichen musste. Das Fieber stieg aber noch immer; am darauffolgenden Nachmittag erreichte es nahezu 40 Grade, und der Doktor machte eine ernste Miene. Als er das Zimmer verlassen hatte, verlangte ich sofort den Spiritual des Hauses, um zu beichten. «Besser zu früh als zu spät», dachte ich. Die hl. Kommunion reichte mir Dieser frühe am folgenden Morgen. Ich phantasierte bereits in Zwischenpausen. Die Sr. Wärterin musste mir auf Verordnung des Arztes öfters das Fieber messen und durfte mir keine Mitteilung über den Grad desselben machen. (Die Aufzeichnung desselben war meinen Augen entrückt.) Als Nahrung erhielt ich nur Milch, Milch und wieder Milch. Während drei Tagen blieb das Fieber sich fast immer gleich, so dass der Arzt ein unzufriedenes Gesicht zeigte. Endlich sank es auf 38,5 und von da an nahm dasselbe ab, und die Miene Dr. Valentins hellte sich auf. Als ich wieder aufstehen durfte, brachte mir die Sr. Wärterin zugleich mit der Milch einen Brief meiner ältesten Schwester Maria in Brig, in welchem stand, dass Professor Peter Maria Nessier, mein Kamerad und ehemalige Studiengenosse, in Schwyz plötzlich gestorben sei. Ich war ob dieser / 142 / Nachricht derart erschüttert, dass ich die Milch stehen liess und fast gedankenlos vor mich hinstarrte. Als Sr. Wärterin ins Zimmer trat, um abzuräumen und dies sah, fragte sie: «Ist Ihnen neuerdings nicht wohl? Dann werde ich's dem Arzte melden». Antwortete, ich hätte von zu Hause eine Trauernachricht erhalten, ein mir lieber Kamerad sei gestorben. – Als ich wieder soweit bei Kräften war, dass Dr. Valentin es tunlich erachtete, wartete meiner abermals eine Operation. «Diesmal», sagte er, «ist es aber eine schmerzlose; ich muss Ihnen das Trommelfell öffnen, und zwar das im rechten Ohr». (Am linken war ich schon damals schwerhörig). «Um Gottes Willen, alsdann höre ich gar nichts mehr!» «Das wird sich nach Tagen schon wieder schliessen», gab er zur Antwort, «ich muss, ansonst greift der Eiter Ihnen den Knochen an». Gesagt, getan – und ich hörte nichts mehr, tagelang.

*Aumônier in der Gouglera*

Mittlerweile war die Schwester Oberin Ermina aus dem Institut Gouglera (Freiburg) zur Consultation bei Dr. Valentin gekommen. Diese hatte mich unter den Patienten bemerkt. Sie fragte den Arzt, ob dieser Priester eines längeren Aufenthaltes in der «Victoria» bedürfe; sie hätten im Institut ihren Aumônier durch den Tod verloren und seien nun in Verlegenheit. Dr. Valentin riet mir, diese Gelegenheit zu benutzen, sobald ich soweit hergestellt sei. «Sie bedürfen», sagte er, «noch weiterer Pflege, und die Schwestern in der Gouglera werden Sie sorgsam aufpäppeln». Antwortete, ich bedürfe hiezu der Erlaubnis des Bischofs, und überdies müsse ich, da mein Pfarrer altersschwach sei, für einen Stellvertreter an meiner Stelle sorgen. Dr. Valentin, der mir gegenüber sehr entgegenkommend und liebenswürdig war, erbot sich sofort, an den hochwürdigsten / 143 / Bischof zu schreiben, damit Hochderselbe mir die Erlaubnis erteile. Mit diesem Brief versehen, reiste ich nach zwei Tagen ab. Monsgr. Abbet machte keine Schwierigkeiten, falls ich für einen Stellvertreter Sorge. Benutzte zugleich meine Anwesenheit in Sitten, um die venerablen Kapuziner um einen Pater anzufragen. Auch diese Bitte wurde gewährt. Nachdem ich etwa acht Tage daheim verweilt und mich ausequipt hatte, reiste ich in Gottes Namen nach Freiburg. Nahm Nachtlager und Frühstück im Hotel Suisse, das damals von Madame Python, der Mutter des berühmten Staatsmannes, geführt wurde. Mein Neffe Rudolf Speckly, gestorben 19[10], der damals an der Universität Freiburg Jura studierte und mich am Bahnhof abgeholt hatte, überredete mich, abends mich im Stammlokal der Studentenverbindung «Rhenania», der er sich angeschlossen, einzufinden. Nach einigem Bedenken sagte ich zu. Fand da in dieser katholischen Verbindung einige Studenten aus dem Rheinland und auch aus Bayern, die in der Rhenania hospitierten: recht gemütliche Burschen. Als im Verlauf des Gesprächs die Rede auf den Walliserwein kam, liess ich durch meinen Neffen einige Flaschen Humagne, die mir beim Abschied Cousine Célestine de Courten-Wolff mitgegeben (um mich hin und wieder zu stärken) aus dem Hotel holen. Es sollte nur eine Probe sein, aber der Wein wurde alle. Als die Burschen vom Weine ziemlich erhitzt waren, (selbstverständlich liessen sie den Walliserwein mehrmals hoch leben), wagte es ein Bayer, ein stud. theol. aus Würzburg, gegen Rom zu murren, weil dasselbe sich vermessen, das Werk des berühmten Schell, Professor theol., auf den Index zu tun. Nahm selbstverständlich Partei für Rom, denn glücklicherweise hatte ich den von Rom beanstandeten Passus des Schell'schen Buches bevor es verboten wurde, auch gelesen, so dass / 144 / ich ziemlich Bescheid zu geben wusste. Dies sehend, verstummte der Protestator. (Nota bene, es bestand damals an der jungen Universität noch kein Convict für die Studiosi Theologiae. Diese mussten daher bei Privaten Kost und Wohnung nehmen, und fanden so keine Gelegenheit, die betreffenden Bibliotheken zu benutzen, um über auftauchende Zweifel und Streitfragen sich aufzu-

klären. Die Professoren der theol. Fakultät hatte mein Gegenpart schwerlich consultiert.)

Am darauffolgenden Morgen reiste ich per Postwagen nach der Gouglera, die etwa 2 Stunden von Freiburg im Sensebezirk gelegen ist. War natürlich «g'wundrig», wie das Institut von Aussen und im Innern aussehe. (Etwa 20 Minuten legte ich noch per pedes zurück.) Das Institut ist (war damals) ein grosses 5stöckiges Gebäude und liegt in einer Mulde. Ringsum in einiger Entfernung ist Tannenwald. Zu beiden Seiten des Hauses, das die Richtung ostwest hat, liegen geräumige Spielplätze, der eine für die Knaben, der andere für die Mädchen. Erstaunt war ich, ein Institut mit gemischten Geschlechtern zu treffen, mein Erstaunen wuchs, als ich erfuhr, dass auch Schule mit gemischten Geschlechtern gehalten werde. «Es lässt sich aber dermalen nicht ändern, es fehlt uns an Geld», sagte mir Frau Mutter Oberin. (Übrigens habe ich, solange mein Verweilen im Institut dauerte, nicht die mindeste Inconvenienz bemerkt. Die Beaufsichtigung der Zöglinge und die Disciplin war musterhaft.) Item, der Empfang war sehr freundlich, sogar herzlich. Sämtliche Schwestern waren Ingenbohlerinnen. Nach zwei Tagen Ruhe ersuchte mich die Schwester Oberin Hermina Guntern, eine Gommerin aus Reckingen, die Conventmesse zu celebrieren sowie abends die Segensandacht zu halten. Die Verpflegung (von Dr. Valentin wahrscheinlich intimiert) sowie die harzige Tannenluft bekamen mir so / 145 / gut, dass ich zusehends zu Kräften gelangte und grössere Ausflüge unternehmen konnte zum Beispiel einen mit den Zöglingen nach Rechthalten (frz. Dirlaret) und den andern nach Plaffeien, dessen Pfarrer mich zur Conferenz einzuladen die Güte hatte. Meine Zeit brachte ich nach dem Breviergebet gewöhnlich damit zu, dass ich die verschiedenen Klassenzimmer (während Schule gehalten wurde) besuchte, bald das eine, bald das andere. Als die Schwestern mein Interesse an der Schule bemerkten, gelangten sie mit der Bitte an mich, die Christenlehre zu übernehmen, besonders die Erstkommunikanten auf die Osterkommunion vorzubereiten, was ich gerne zusagte. So begann ich denn noch in der gleichen Woche zweimal allgemeine Christenlehre zu halten, für die Erstkommunikanten insbesondere dreimal. Habe in meinem Leben niemals so aufmerksame Zuhörer gehabt und so viele Freude erlebt wie in der Gouglera. Noch als ich längst in mein Heim zurückgekehrt war, erhielt ich von den Zöglingen (die aus verschiedenen Kantonen stammten) Briefe, worin sie mir ihre Anhänglichkeit und Dankbarkeit bezeugten. Wo in aller Welt mögen sie nun zerstreut sein!?

An Abwechslung und Zerstreuungen fehlte es im Institut nicht, namentlich im Fasching, sei es, dass kleine Szenen aus Theatern oder Dialoge aufgeführt wurden, sei es, dass eine vom Musiklehrer (ein gewisser Schmutz, Lehrer in Giffers) extra geschulte Musikbande auftrat. Diese spielte, indem sie Holzprügel als Instrumente in der Hand hielt, dabei das eine Nasenloch mit dem Zeigefinger verstopfte, so täuschend und accurat, dass man eine wirkliche Blechmusik zu hören vermeinte. Zu diesen Divertissements stellten sich fast regelmässig Hochw. O. P. sancti Dominici

Manser, gefeierter Professor der Theologie an der Freiburger Universität sowie ein Badensischer Student «ejusdem scientiae», dessen Name / 146 / ich vergessen habe. Ersterer war ein gemütlicher Appenzeller voll Witz und Schnurren, der mit den Zöglingen in der Freizeit sich prächtig unterhalten konnte und selbst an ihren Spielen trotz seines weissen Habits teilnahm. Er war damals zugleich Confessarius ordinarius der Klosterfrauen des Institutes. Ferner lernte ich im Institut Schwester Louise Beck kennen, eine leibliche Schwester des gleichnamigen Professors an der Universität Freiburg. Sie war zur Zeit meines Aufenthaltes in der Gouglera Vize-Oberin und Lehrerin: eine höchst intelligente Person, der man bereits damals den Aufstieg zu höhern Graden in der Congregation der Ingenbohler-Schwestern prophezeite. Sie ist denn auch in der Folgezeit zur Generaloberin erhoben worden.

Blieb über zwei Monate in der Anstalt: es war eine glückliche Zeit, eine wahre Oase in meinem Leben, die ich nicht vergessen werde bis zum Lebensende. Als mein Nachfolger infolge Kränklichkeit das Institut verlassen musste, schrieb mir Sr. Beck zu zweien Malen, ich solle, wenn es möglich sei, doch zurückkehren. Allein der greise Pfarrer Lagger lebte noch, und ich wollte ihn nicht so auf Knall und Fall verlassen, denn es herrschte damals in der Diözese Sitten Priestermangel. In der Voraussicht der Langsamkeit, mit der die vakanten Beneficia bei uns wiederbesetzt wurden, konnte ich es auch nicht. Wären die geschilderten Umstände andere gewesen, so hätte ich angenommen. – Nach einigen Jahren, als der Schweizerische katholische Studentenverein seine Generalversammlung (Studentenfest) in Brig abhielt (das vorletzte Mal), begab ich mich auch dahin. Wie war ich erstaunt, mit dem vorhin erwähnten P. Manser OP dort zusammenzutreffen! Er trug weltgeistliche Kleidung (Soutanell und Schlapphut) und / 147 / ich erkannte ihn nicht, obwohl wir am gleichen Tisch (es war im Stockalperhof) uns fast gegenüber sassen und mich dünkte, das markante Gesicht schon gesehen zu haben. Zu verschiedenen Malen schien mir, als ob er mir auch seine Aufmerksamkeit schenke. Endlich erkundigte er sich bei einem seiner Tischnachbarn über meine Person und rief mir zu: «Ja, kennen Sie mich nicht?! Wir beide haben uns ja in der Gouglera so manchmal gesehen!» «Ja, sind Sie wirklich der P. ...?», rief ich zurück – und wir reichten uns erfreut die Hand. Er fragte mich, warum ich damals die so günstige Offerte der Gouglera ausgeschlagen habe. Gab ihm die gleiche Antwort, wie früher der Sr. Beck. Summa: «Es wär' zu schön gewesen, es hat nicht sollen sein».

#### *Die alten Statuen von St. German*

Allmählich zog es mich heim ins nahe Raron. Viele mir bestgesinnte und bestbekannte Leute, namentlich Männer, waren gestorben, und so fühlte ich mich vereinsamt. Doch war meine Absicht in meinem Heim zu privatisieren. Da rief man mich unversehens ans Sterbelager des hochw. Herrn Rektors Joseph Bodenmann.

Er war vor kaum zwei Tagen vom Sommersitz Breitmatten zurückgekehrt, da traf ihn morgens nach der hl. Messe ein Hirnschlag, welcher ihn sofort der Besinnung beraubte. Sein Patenkind, der gegenwärtige Dekan und Pfarrer von Leuk, fand den guten Rektor in der Nebenkammer des Rektoratshauses vor seinem Schreibtisch im Lehnstuhl sitzend bewusstlos. Rektor Bodenmann lebte aber noch bis am folgenden Tage ungefähr 9 Uhr. Anwesend waren bei seinem Hinscheiden hochw. Pfarrer-Dekan Bellwald, Herr Vetter Heinrich von Roten, Leopold Lehner, Bruder der Felicitas, Katharina Juon, seine Haushälterin, Joseph Schaller, damals noch Student, und ich. So wollte das Schicksal, dass ich früher als dies gedacht nach Raron übersiedelte. Dennoch blieb ich bis Neujahr 1901 in St. German.

Hier muss ich einschalten was eigentlich in meine Verwaltungsjahre der Kaplanei gehört, nämlich der Verkauf einiger sehr alter Statuen, die sich in der Krypta der Kirche von St. German befanden. Ein gewisser Herr Gool, Antiquar oder eher Unterhändler für die Eidgenössischen Museen in Zürich, Bern, Basel usw. kam zu wiederholten Malen nach St. German und stellte sich bei mir ein mit dem Ansinnen, ich sollte ihm die Statuen verkaufen. Wies ihn jedes mal ab mit der Bemerkung, ich hätte dazu keine Befugnis. Dies sei / 125 / Sache des Kirchenrates, dessen Präsident der Pfarrer sei. (Nota bene, es bestand damals noch kein bischöfliches Verbot, kirchliche Antiquitäten zu verkaufen.) Unter der Hand sandte der Unterhändler einen Knaben des Dorfes nach der Burg zum Dekan Lagger. Dieser kam nach St. German, und Herr Gool wusste ihn zu überreden, ihm die Statuen zu verkaufen. Ich wollte dreinreden, aber man liess mich nicht zu Worte kommen. Der Dekan meinte: «Was wollen wir die alten Statuen behalten, mit dem Erlös kann man anderes für die Kirche beschaffen». Den Preis, um den die Statuen verkauft wurden, weiss ich nicht mehr, jedenfalls hat Gool ein gutes Geschäft gemacht. – Meines Erinnerens stellten die Statuen, die fast sämtlich der Frühgothik angehörten, dar: 1. Einen segnenden Bischof, auf dem Throne sitzend, etwa St. Theodul; 2. einen gekrönten König mit Szepter, ebenfalls sitzend, jedenfalls Pendant zum erwähnten Bischof, vielleicht «Karolus Magnus» darstellend oder St. Sigismund, Martyr; 3. eine andere Statue, stehend, die ich nicht näher bestimmen kann; 4. eine sehr schöne grosse Madonna mit Kind Jesu, das eine Beere von der Traube, die die Mutter ihm reicht, vergnüglich pickt. Diese Madonna, deren Gewandung noch gut erkennbare tapetenartige Bemalung trägt, rührt wohl wie die zerknitterten Falten des Gewandes und die launige Darstellung verrät, aus dem Ende des XVI. oder Beginn des XVII. Jahrhunderts. Alle diese Figuren paradieren nunmehr im Eidgenössischen Antiquitätenmuseum in Zürich.



*Rektor der Familie Roten in Raron 1901–1953*

Meine Übersiedlung von St. German nach Raron vollzog sich im Stillen d.h. unauffällig und klanglos. Erinnere mich kaum noch daran. Herr Vetter Heinrich von Roten kam eines / 126 / Tages – es war an einem Werktag – um die Mittagszeit nach St. German und holte mich ab. Und so war ich nun wohlbestallter Rektor nobilis Familiae von Roten. Es bleibt noch beizufügen, dass ich einige Wochen nach dem Tod des Herrn Rektors Joseph Bodenmann mich nach Sitten zum hochwürdigsten Herrn Bischof Abbat verfügte, um die Erlaubnis einzuholen, die Kaplanei St. German zu verlassen. Seine Gnaden fand sich bei gutem Humor. Hochderselbe sagte: «Wusste zum Voraus, wer sich nun für das Rektorat Roten melden würde. Sie können gehen, aber gefasst sein, nach ihrem Tode eine tüchtige Portion Fegfeuer aushalten zu müssen». Er meinte nämlich, dass es ein Faulenzerposten sei. Und so sehr Unrecht hatte er dabei nicht. «Deus sit propitius mihi peccatori!» – Zur Zeit, da ich das Rektorat antrat, war hochw. Herr Lagger noch Pfarrer von Raron. Allein da seine Geistesschwäche immer mehr zunahm – er war 82 jählig – hielt es sein Verwandter und geistlicher Sohn, hochw. [Joseph] Lagger, der damals Pfarrer von Siders war (der spätere Domherr) mit seinem Gewissen nicht mehr vereinbar, den ehrwürdigen Greis noch ferner funktionieren zu lassen und holte ihn zu sich nach Siders, bis über dessen ständigen Verbleib entschieden würde. Nach einigen Wochen übersiedelte der alt Pfarrer (von Raron) von Siders endgültig nach Visp, allwo er früher Rektor war. (Nota bene: in Raron hätte man gerne dem greisen Pfarrer im obern Stockwerk des Pfarrhauses eine Wohnung eingeräumt mit eigenem Haushalt, allein sein Nachfolger, Pfarrer Bellwald fand dies nicht opportun.) In Visp, wo er in der Rektoratswohnung Unterkunft gefunden, lebte er kaum noch einige Monate und starb am [21.12.] 1903. Pfarrer Lagger / 127 / war ein seeleneifriger Priester; Gott habe ihn selig!

In den ersten Jahren meines Rektoratsamtes trug sich nichts Aussergewöhnliches vor. Deshalb und nur deshalb erwähne ich das Folgende: Ich war in jenen Jahren Abonnent des «Basler Volksblattes». In zwei aufeinander folgenden Numéros dieses Blattes erschienen Artikel, die der Aufführung des Theaterstückes «Maria von Brabant» durch die katholische Jungfrauenkongregation von Baselstadt grosses Lob spendeten. Ich sprach meiner Magd Adelheid Gsponer davon und gab ihr die betreffenden Korrespondenzen zu lesen. Sie war im Nu für das Stück Feuer und Flamme und bat mich, es zu bestellen und hier in Raron aufführen zu lassen. Ich stellte ihr vor, dass das Stück zu viele Rollen habe, zu denen man hier die Leute unmöglich zusammenbringe. Allein die Magd liess diesen Einwand nicht gelten, sie trug sich vielmehr stark, in kurzer Zeit die Leute in genügender Zahl zu stellen. So schrieb ich denn nolens volens an Frau Dr. Feigenwinter-von Blarer und bat sie um die Adresse des Bestellortes. In ihrer Güte liess sich diese edle Dame herbei, mich an Schwester N. Werner, eine Walliserin, zu weisen und zu empfehlen. Diese ver-

schaffte mir das eigenhändig kopierte Theatersstück. Trotzdem zauderte ich in meiner Zaghaftheit. Da trat eines Tages Lehrerin Stephanie Zehnder mit einigen Schulmädchen in meine Wohnung mit der Bitte, ich möchte mit denselben probe-weise ein Theaterstück, «Aquilina», üben; die Mädchen wollten gerne auf den versprochenen grossen Spaziergang verzichten, wenn sie Theater spielen könnten. Ich entsprach ihr und hielt sofort Übung in meiner Wohnung. Damals entdeckte ich in der Trägerin der Hauptrolle, / 128 / Julia Zumoberhaus, jetzt Frau Formes, jene ungewöhnliche Begabung für dramatische Darstellung, die sie seither auf der Rarnerbühne bewährt hat. Das Theaterstück «Aquilina», das in der Fastnachtszeit in der Gemeindestube aufgeführt wurde, gefiel allgemein. Damit hatte ich aber bei der erwachsenen Jugend von Raron in ein Wespennest gestochen. Von allen Seiten fiel man über mich her: «Mit den Schulkindern gefällt es ihm zu üben, aber uns verachtet er», hiess es. Was war zu machen? Ich gab dem Drängen schliesslich nach. Da das Bühnchen des Gemeindesaals offenbar zu klein war, das Dorf aber noch keine Bühne besass, erlaubte Fräulein Berta von Roten gütigst, in ihrem «Holzschopf» die Bühne einzurichten. Man errichtete davor im Baumgarten des Herrn Louis von Roten eine geräumige Umzäunung, vulgo «Chroma» genannt, und ich wurde – «Deus ex machina» – nolens volens Theatermaler. Inzwischen wurde fleissig geübt, so dass im Frühjahr noch vor Schulschluss das Stück «Maria von Brabant» über die Bretter gehen konnte. Dieses auf historischer Unterlage beruhende Drama gefiel allgemein, so dass es dreimal gespielt werden musste, obwohl wir keine Reklame, weder in Zeitungen noch sonst wie gemacht hatten. Ein wohlhabender Bürger von Raron drückte mir zuhanden der Theaterkasse noch extra 5 Franken in die Hand, nachdem er der ersten Aufführung beigewohnt hatte. So wurde ich – freilich ungewollt – Anlass zur Theaterperiode, die unter dem Nachfolger im Pfarramte des hochw. Johann Baptist Bellwald einsetzte.

Nunmehr habe ich fast nur Todesfälle zu berichten. Den / 129 / Anfang machte unser Vetter Louis von Roten, Kastlan der Gemeinde Raron und Grossrat des Bezirkes, ein ruhiger und gemüthlicher Bürger. Er besass eine prächtige Bassstimme und war auch ein fleissiger Kirchensänger. Damals stand der Kirchenchor von Raron so ziemlich auf der Höhe, und ich erinnere mich, dass Herr Otto Wolf von Sitten, zur Zeit Präses und Schiedsrichter der Kirchenchöre von Oberwallis, bei Anlass der Cäcilienfeste [?], die auf der Burg stattfanden und ihre Wettgesänge abhielten, mich fragte, wem dieser herrliche Bass gehöre. Nicht ohne Genugtuung antwortete ich: einem Roten. Nach längerem Kranksein starb er an einem Herzleiden im besten Alter von kaum 42 Jahren. R. I. P. [† 2.1.1897]

Einige Jahre nachher kam die Reihe an Johann Schröter, alt Präsident und Gastwirt [† 1904]. Dieser erreichte nicht die Altersjahre, die man ihm vermöge seiner kräftigen Körperconstitution zugetraut hätte: ein Mann, der wenigstens seine 90 Jahre zählen hätte sollen und können, starb schon im 82. oder 83. Altersjahr, und zwar an Altersschwäche. Sein Schwiegersohn, Franz Schröter, alt Grossrat und alt

Gemeindepräsident [† 1930], der seinen Lebtage hütelte und bei weitem minderstämmigen Körperbaus war, wurde dennoch fast so alt wie er. Diesem folgte im Tode sein Schwager Augustin Schröter, ein Junggeselle voll Mutterwitz und Originalität. Er liebte die Gesellschaft sehr und sah es gerne, wenn nachmittags von Sonn- und Feiertagen er entweder auf der Bank vor seinem Vaterhause oder im oberen Stock der Wohnung einen Freundeskreis um sich versammelt sah. Zu diesen zählte besonders Herr Heinrich von Roten, Prior Burkard, / 130 / Rektor Bodenmann und mein Bruder Eduard. Auch ich durfte manchmal an der Gesellschaft teilnehmen, wobei Augustin Schröter freigebig manche Flasche spendete. Lange Jahre seit der Demission des alt Lehrers Anderegg waltete Augustin als Organist in der Pfarrkirche, bis er schliesslich dem frühern Lehrer Anton Imboden die Orgel zu meistern übergab. Er starb [1919] an Arteriosclerose im Alter von über 60 Jahren. – Es vergingen etwa ... Jahre, da schied auch hochw. Herr Dekan und Pfarrer Johann Baptist Bellwald aus diesem Leben. Er war am Collegium zu Brig Mitschüler meines Bruders Eduard gewesen und alsdann machte er zu Sitten, wo sie beide unter Domherr Inalbon der Philosophie oblagen, auch Bekanntschaft mit Heinrich von Roten, der damals dort Student der Syntax oder Rhetorik war. So traf es sich, dass alle drei sich in Raron wiederfanden und, als merkwürdigstes Ereignis, das unter der Pfarrverwaltung Bellwalds eintraf – die Hochzeit des Letztern mit Fräulein Maria Feigenwinter-von Blarer feiern konnten.

#### *Hochzeit von Heinrich von Roten in Einsiedeln 1906*

Diese fand in Einsiedeln statt. Daran nahmen teil nebst den Fräulein Schwestern des Herrn Bräutigam (Berta und Ida von Roten) hochw. Pfarrer Bellwald, Fräulein Agnes von Roten mit Bruder Eduard und ich als «Pontifex summus nobilis familiae von Roten»; von Siders: Herr Charles de Preux-de Chastonay, von Sitten: Herr Armand von Riedmatten und mehrere Demoiselles, von Sarnen: Herr Dr. Eduard Ettl in als intimus des Bräutigams; von Basel: Herr Dr. Ernst Feigenwinter, Vater der Braut, Frl. Schwester Elisabeth, Herr Nikolaus Feigenwinter, Onkel der Braut, und hochw. Herr Weber, Pfarrer, und mehrere Tanten und Cousinen / 131 / der Familie Feigenwinter. Die Copulation des Brautpaares nahm hochw. Herr Weber als Pfarrer der Pfarrei, der die Frl. Braut in Basel angehörte, in der Privatkapelle des hochwürdigsten Prälaten des Klosters vor. Sämtliche Eingeladene wurden ihm – damals stund dem Kloster Einsiedeln Dr. theol. Thomas Bossart vor – vorgestellt. Herrn Charles de Preux begrüßte der hochwürdigste Abt mit besonderer Herzlichkeit, da dieser einst als Student der Philosophie in Einsiedeln sein Commilitone gewesen. Ich kam zuletzt an die Reihe; befragt, welches Amt ich innehab, antwortete meine Wenigkeit: «Rektor der Familie Roten, gnädiger Herr». Darauf bemerkte der Prälat mit besonderer Betonung: «Nun, da haben Sie jedenfalls viele Arbeit». Beschämt

stand das Rektörlein da! Nach der Ceremonie und etwelchem Rundgang im Kloster vereinigte ein splendides Diner alle Gäste im Gasthof «Pfauen». Es hielten dabei Toaste: meine Wenigkeit als, wie bereits bemerkt, «Summus Pontifex» der Familie, sodann hochw. Herr Pfarrer von Raron und Herr Dr. Feigenwinter, der anschliessend ein höchst launiges Gedicht des Herrn Rudolf von Reding von Schwyz auf den Bräutigam verlas. Die Sittener Herrschaften schwiegen, weil es , scheint's, dort nicht Brauch, bei Hochzeitsfeiern Toaste zu halten. Als Ersatz aber unterhielten uns auf's Köstlichste Frll. Elisabeth, Schwester, und andere Cousinen der Braut mit schnurrigen Einfällen und Witzbildern.

*Besuch in Sarnen – Reise ins Tessin*

Am Abend des Hochzeitstages kam Dr. Eduard Ettlín zu unserm Herrn Pfarrer und lud ihn ein, nach Sarnen zu ihm zu kommen, sagend Eduard und sein Bruder Rektor hätten bereits zugesagt. Alsdann trat er an mich heran mit der gleichen Einladung. Sagte ihm, falls der Herr Pfarrer und mein Bruder mitkämen, nähme ich mit Dank an. / 132 / «Die haben bereits zugesagt», sagte er. Dann erst angelte Dr. Ettlín nach Eduard mit der Vorgabe, die Herren Pfarrer und Rektor kämen gerne mit nach Sarnen. Und so liess sich der Dritte auch fangen. Während nun die Neuvermählten dem Süden, Lugano, zustrebten, bestiegen denn wir das Brünigbähnlein. Fräulein Berta, Ida und Agnes aber reisten allein nach Locarno voraus, wo wir sie erst am folgenden Tag an der Schiffslände trafen. Bruder Eduard war unterwegs etwas ungehalten über die Trennung der Reisegesellschaft, besonders als er die Pffiffigkeit Ettlíns, mit der er uns alle drei einfing, merkte, aber liess sich bald begütigen. Am Bahnhof in Sarnen erwarteten uns Herr Ständerat Adalbert Wirz und seine Gemahlin, die Schwester Dr. Ettlíns. Gar lustig war nun das Geplänkel, das sich zwischen den zwei Schwägern entspann, wer von beiden unsere hochwichtigen Walliserpersönlichkeiten traktieren und beherbergen dürfe. Dr. Ettlín gab aber nicht «lugg» und führte uns auf den Landenberg in seine Villa. Dort freute ich mich nährisch beim Anblick der mannigfachen Antiquitäten, die sich sowohl im Stiegenhaus als in den Zimmern vorfanden: Statuen, Bildnisse, Waffen und Harnische etc.etc. Überflüssig zu sagen, welch prächtiges Mahl und welch köstliche Weine uns der Gastgeber auftischte! Wir gingen lange nicht schlafen. – Am folgenden Tag begleitete er uns, hochw. Pfarrer und mich, sogar zu den Kapuzinern und blieb auch zu den hl. hl. Messen, die wir dort celebrierten. Wieder ging's zum Landenberg hinauf zu einem opulenten Frühstück und alsdann zum Bahnhof. Mit dem / 133 / Züglein erreichten wir den Dampfer, der uns in herrlicher Fahrt rund um den unvergleichlichen Vierwaldstättersee und schliesslich nach Flüelen brachte, wo wir der Gotthardbahn uns anvertrauten. In Bellinzona stiegen wir aus, um die dortigen Merkwürdigkeiten zu besehen. Wir verweilten einen Augenblick vor dem Eingang

des Regierungsgebäudes, wo im unheilvollen Tessiner Revolutionsjahr der konservative Staatsrat Luigi Rossi sein junges Leben einbüsste, und alsdann wollten wir die Kirchen von Innen anschauen. Zuerst begaben wir uns zu einer geräumigen Kirche nächst der Caserne, meinend es sei die Hauptkirche. Enttäuscht wollten wir schon kehrtmachen ob der Nüchternheit und Leere, die wir dort fanden, als ich weiter drinnen eine alte Matrone erblickte. Ich nahte ihr, um zu fragen: «Dove è la chiesa principale, è questa forse?» «O no», antwortete die Alte, «... , vostra Signoria reverendissima, alla Collegiata piu dentro nella città». Rief meine Reisecompagnons herbei, um ihnen eine Merkwürdigkeit zu zeigen: Die Donna besass nämlich einen so ungeheuren Kropf, wie wir im Wallis noch niemals einen so grossen zu bewundern Gelegenheit fanden! Um dieses abnorme Gewächs leidlich tragen zu können, bedurfte sie tatsächlich der Unterstützung durch ein grosses Tuch, das sie, um den Kopf gewunden, am Halse trug. – Wir befolgten den Rat der Matrona und suchten die Collegiata auf, allein wir fanden darin auch nichts Besonderes: eine richtige Tessiner Kirche, geschmacklos verziert, wenn immerhin von Marmor starrend. Den nächstfolgenden Zug benutzend, reisten wir weiter nach Locarno. Hier angelangt sahen wir, da es Abend war, uns um einen Hotelangestellten um; ich wandte mich an den Nächstbesten. / 134 / «Al Gatto Azurro», hiess der Bescheid. «Zur blauen Katze», übersetzte ich meinen Compagnons. Diese aber lachten mich aus: «Da hat er sich wieder mal hineinlegen lassen», meinte mein Bruder. Fragte nochmals: «Si, si, al Gatto Azurro» wiederholte der Angestellte, «ci saremo presto giunti». So war's auch, und das Lachen verstummte. Wir waren «Zur blauen Katze», der eine Wienerin vorstand, in jeder Beziehung gut aufgehoben. Früh morgens machten wir, Herr Pfarrer Bellwald und ich uns auf, um auf Madonna del Sasso zu celebrieren und stiegen die via dei Capuccini hinauf zum Heiligtum, während Eduard das Funiculare benutze und so früher als wir oben anlangte. Eine prächtige Aussicht geniesst man auf der Terrasse vor der Kirche auf die Stadt und einen Teil des Lago Maggiore. Die Kirche ist schön, wenn auch niedrig; ich suchte darin unter den vielen Altären die berühmte «Grablegung» von Ciseri [Antonio, 1821–1891]. Die Fügung wollte es, dass mir gerade der Altar angewiesen wurde, dessen Altarbild das berühmte Gemälde war, was mir anfangs Anlass zu Zerstreungen bot. Es hängt über einem Seitenaltar zur linken Seite der Kirche. Nachdem uns die «blaue Katze» das Frühstück serviert hatte, eilten wir zur Schiffslände und trafen dort im selben Moment ein, wie die Fräuleins, die wir seit Einsiedeln nicht mehr gesehen hatten. Sie schmolten uns anfangs wegen unseres Abstechers nach Sarnen, jedoch liessen sie sich bald begütigen, nachdem sie die Listen Dr. Ettlins erfahren hatten. Über Baveno, Domo d'Ossola ging es zurück ins gelobte Land.

*Abschied*

/ 135 / Nach dieser Digression komme ich zurück zum Thema: Hinschied des hochw. Pfarrers Bellwald. Bereits als Prior von Lötschen war er Brustleidend, weshalb ich auf Geheiss des Monsgr. Jardinier zur Aushilfe des Herrn Kaplans [Hieronymus] Brantschen vom St. Joseph in der Fasten bis am Weissen Sonntag mich dahin verfügen musste. Als er nach der Demission des Pfarrers Lagger vom ehrwürdigen Kapitel zu dessen Nachfolger gewählt worden, erfreute er sich ein paar Jährchen leidlicher Gesundheit und es war ihm vergönnt, den Erstgeborenen seines Freundes Heinrich von Roten zu taufen. – Nota bene: «Götti» war meine Wenigkeit als Stellvertreter des Herrn Dr. Feigenwinter, Grosspapa des Täufflings, und «Gotta» Frl. Bertha von Roten, Tante desselben. – Allein bald darauf meldete sich bei Pfarrer Bellwald das alte Übel wieder. Nachdem ihn mein Bruder Eduard im Vorjahr einem heftigen Anfall des Brustleidens entrissen, war diesmal dasselbe nicht mehr zu bändigen. Pfarrer Bellwald starb nach kurzen Tagen, mit allen Sterbesakramenten versehen. Prior Salzmann Moritz von Niedergesteln, sein Freund, war ihm kaum ein Jahr im Tode vorausgeeilt. R. I. Pace alle beide! Sie waren würdige Seelsorger.

Nach einer Reihe von Jahren, am [ 18.12.1916 ] war wieder eine tiefe Trauer in Raron und besonders in der Familie von Roten-Feigenwinter. Denn es starb Ständerat Herr Heinrich von Roten im Alter von [ 60 ] Jahren. Bereits seit zwei Jahren trug er den Todeskeim in sich, denn es befiel ihn von Zeit zu Zeit ein bösartiges Fieber, das auch in der Sommerfrische auf Breitmatten anhielt und dessen Ursache man sich nicht erklären konnte. Möglicher Weise hatte er sich den Keim, wie / 136 / ein Spezialist, den man aus Montana-Siders zu dem Kranken berief, meinte, in der Eisenbahn geholt, da er viele Reisen in der Schweiz zu machen hatte. Der Dr.med. Spezialist erklärte meinem Bruder Eduard, als der Kranke in Reconvalensenz überzugehen schien, dass er nur eines fürchte, nämlich wenn das Übel sich in das Gehirn transplantiere. Wenn dieser Fall nicht eintrete, so sei der Patient gerettet, wenn aber das Gegenteil, so verloren. Eines Abends – erinnere mich noch wohl – kam seine Gemahlin, Frau Maria, voller Angst, meinen Bruder, der leider anderwärts auf Krankenbesuch war, suchen und sagte, Heinrich habe einen Rückfall erlitten, rede irre etc. Damals war meine Nichte Edith Speckly bei mir auf Besuch. Diese sprach den Wunsch aus, den Kranken zu besuchen. Meinerseits war ich sofort einverstanden. Als wir das Krankenzimmer betraten, war augenblicklich niemand zugegen. Der Kranke erkannte uns nur momentan, blinzelte uns einen Augenblick an und schloss die Augen. Sofort urteilte ich, es sei der vom Spezialisten gefürchtete Fall eingetreten. So war es leider. Am gleichen Abend war mein Bruder zurück und man telephonierte an Dr. Albert von Roten. Dieser wollte noch eine Einspritzung ins Rückenmark versuchen, allein mein Bruder erklärte, dazu sei es zu spät, warum dem Kranken noch Schmerzen bereiten? Heinrich schied mit allen

hl. Sterbesakramenten versehen friedlich von uns ins glückliche Jenseits, wie wir zuversichtlich hoffen dürfen. Zugegen waren bei seinem Hinscheiden alle seine lieben Familienglieder, der hochw. Pfarrer Concina, Dr. Albert von Roten, mein Bruder Eduard und ich sowie das Dienstpersonal. R. I. P. Er hatte vor mehre- / 137 / ren Jahren einen Sohn, der in der Taufe den Namen Paul Roman<sup>8</sup> Joseph erhalten und dessen Taufpate ich die Ehre hatte zu sein, im Alter von 10–11, durch den Tod verloren, was ihm sehr nahe ging. Es war ein sehr geweckter Knabe, der zu grossen Hoffnungen berechnete. Nach einigen Jahren folgte Herrn Heinrich auch seine ältere Schwester Bertha in die Ewigkeit. Diese war eine Person von fast übergrosser Wohlthätigkeit: die katholischen Missionen, die verschiedenen Wohlthätigkeitsanstalten unseres und anderer Kantone sowie namentlich die Hausarmen der Pfarrei Raron verloren an Fräulein Bertha von Roten eine wahrhaft fürsorgende Mutter. Leider entsprach die Teilnahme an ihrem Leichenbegängnis, gerade bei denen, die ihr am meisten zu danken hatten, nicht dem Wohltun. Gott wird es ihr aber vergolten haben.

Wieder verflossen einige Jahre, da ging mein ältester Bruder Eduard auch zur ewigen Ruhe ein, nachdem er das 81. Altersjahr erreicht hatte. Er war von meinen acht Geschwistern zweifellos der begabteste, leider aber etwas unbeständigen Charakters. Die Gymnasialklassen und das Lycaeam hatte er mit grossem Erfolg absolviert, da entschied er sich zum Leidwesen meiner Eltern für das Medizinstudium. Mein Vater selig hätte gerne gesehen, wenn Eduard das Studium der Rechte ergriffen hätte und nachher in die Beamtenlaufbahn getreten wäre. Item, er hat auch so ordentlichen Erfolg gehabt. Eduard war besonders den ärmern Patienten gegenüber sehr mildherzig und hat vielen unter ihnen die Arztrechnung geschenkt. Noch nach seinem Tode hat manch Armer mir persönlich dies bezeugt. Unter andern ein altes Mütterlein, das / 138 / mir in Gampel begegnete. Es sprach: «Ihr seid wohl der Bruder des Dr. Eduard Roten». Auf meine Antwort: «Ja, warum fragt ihr?» «Oh, ihrem Bruder sind wir grossen Dank schuldig; er hat mich mehrmals behandelt und mehrere der Meinigen auch, und hat nichts gefordert. Vergelst ihm in der Ewigkeit! Aber nun hat sich das Blatt gewendet». – Bruder Eduard starb an einer schmerzlichen Krankheit: am Altersbrand. Im Kreisspital in Brig musste ihm ein Bein amputiert werden. Nachdem der Brand auch das andere ergriffen hatte, wurde er in das «Josefsheim» in Susten überführt. Dort endete er sein vielbewegtes Leben im Frieden mit Gott. R. I. P.

Und nun, ich der zu Raron der Heimgegangenen aus unserer Verwandtschaft gedacht, wende ich mich zu den Geistlichen aus meinem Bekanntenkreise, die mir im Tode vorangegangen sind. Es sind deren viel, recht viele. Von den hochw. Herren Professoren, die ich am Collegium Spiritus Sanctus gekannt, ist keiner mehr am

8 Auszeichnung im Original.

Leben. Zuerst starb Professor Josef Marie Schmid, Professor correcte resignatus, dann Ludwig Imoberdorf, item, diesem folgte Herr Kamill Mengis, Professor Cantus et Delin., alsdann hochw. Mathäus Schiner, später Domherr, und kurz nachher Dr. Felix Imsand, Professor philosophiae, später Domherr; nach mehreren Jahren Fidelis Senn und zuletzt hochw. Domherr Meichtry. Joseph Burkard, einst Professor Rhetoricae, nachher Prior von Niedergesteln. – In unserm Dekanat Raron starb zuerst hochw. Kaspar Amacker, Rektor in Blatten, dann Pfarrer, in Unterbäch Martin Lehner, hierauf Franz Amacker, Pfarrer von Ausserberg, Pfarrer Severin Walter, Eischoll, Moritz Salzmann, Prior von Niedergesteln, Pfarrer Johann Josef Schmid in Ausserberg und Stefan Schmid ebendort. Die hochw. Dekan Lagger, Dekan Bellwald und Rektor Bodenmann habe ich bereits erwähnt. Beizufügen / 139 / bleibt noch hochw. Petermann von Stockalper, einst Prior von Niedergesteln, dann Rektor von Goppisberg. Von den auswärtigen Geistlichen, die einst meine Commilitonen am Gymnasium Spiritus Sanctus waren, sind vor mir heimgegangen: Johann Werner, Pfarrer von Salgesch; Anton Wyssen, Pfarrer von Gondo; Franz Walpen, Pfarrer von Binn, und nachher Rektor von Goppisberg; Aloys Burginer, Pfarrer von Törbel; Peter Maria Nessier, Professor der 1. Realklasse und Interneninspektor in Schwyz; N.[Josef Ignaz] Imhasly, Pfarrer von [?] in Nidwalden; Oswald Amherd, Pfarrer von Erschmatt; Josef Maria Lang, früher Rektor von Herbruggen, alsdann Rektor S. Jacobi in Sitten, später Domherr; N.[Alexander] Imhof, Pfarrer von Obergesteln; Josef Brindlen, einst Pfarrer von Glis und alsdann Domherr; Peter Varonier, Pfarrer von Ried-Brig; Xaver Hosennen, Pfarrer von Bürchen, Robert Studer, Pfarrer von Unterbäch, Adolf Briand, Prior von Niedergesteln; letzthin Leopold Loretan; etc. etc. etc.

Und: «So geht Einer nach dem Andern,  
Bald werd' ich selber wandern».

### *Nachtrag*

Noch will ich dreier Reisen ins Ausland kurz gedenken, die ich während meiner Verwaltung der Rektorates unternommen habe, und alsdann diese Plauderei schliessen.

#### *Reise durch Süddeutschland mit Kaplan Waldis*

Die erste führte mich nach Deutschland. Den Anstoss dazu gab der hochw. Herr Kaplan Waldis von St. German. Es hatten nämlich zwei geistliche Herren aus dem Oberwallis ihn eingeladen, mit ihnen eine Reise nach Wien zu unternehmen, und er



hatte es denselben versprochen. Allein diese reisten ab, bevor er seinen Heimatschein von Vitznau (Luzern) woher er stammt, erhielt. Darüber erbost, machte mir Waldis den Vorschlag, ihnen nachzureisen und sie in Wien zu überraschen. Entgegnete: «Es sei unwahrscheinlich, dass wir sie in der grossen Donaustadt treffen würden, wäre dagegen bereit, mit ihm eine Rundreise in Deutschland zu machen». Kaplan Waldis, der / 148 / die «Preussen» zu fürchten schien, wie überhaupt die Walliser im allgemeinen, machte Einwendungen. «Was, in Deutschland, eine Reise unternehmen», sagte er, «wie würden wir in Preussen aufgenommen?» «O, es sind in Deutschland nicht alles Preussen» entgegnete ich, «das Land ist gross, kommen Sie nur, Sie werden sehen, dass wir in Preussen keinen Schwierigkeiten begegnen werden. Überhaupt sind auch die Preussen keine Barbaren, als welche sie bei uns verschrien sind». Kaplan Waldis liess sich endlich überreden. Nach einigen Tagen langte sein Heimatschein an und wir verreisten. Unsere Marschroute führte uns per Lötschbergbahn zunächst nach Bern, wo wir in einer Bank Schweizergeld an Deutsches umtauschten, von dort über Zürich nach Romanshorn. Nebst uns befanden sich viele Amerikaner und Schweizer auf dem Dampfer, der uns nach Lindau hinüberbrachte. (Nota bene, es war ein Jahr nach dem Weltkrieg). Jenseits Lindau im Allgäu waren es zuerst die langgestreckten, manchmal unübersehbaren Äcker und Wiesen, die die Verwunderung meines Reisegegnossen (ein trefflicher Landwirt) wachriefen. Erster Beweis für ihn, dass im Deutschen Reich auch Landwirtschaft neben dem Militarismus Platz hat. Da es dämmerte, legten wir uns auf's Ohr, nachdem wir übereingekommen waren, statt in München oder Kempten in dem Städtchen Kaufbeuren zu übernachten. Wir bereuten den Entschluss nicht. Bett und Kost war gut, und mein Reisekamerad kam zur Einsicht, dass es sich auch in Deutschland angenehm und billig reisen lässt. Morgens gegen 8 Uhr suchten wir eine Kirche auf. Unterwegs holten wir ein Frauenzimmer ein, die ich fragte, wo wir celebrieren könnten. «In Gross-St.Martin», gab sie zur Antwort, «ich begeben mich auch dahin». / 149 / Wir kamen mit ihr ins Gespräch, und – o Überraschung für Kaplan Waldis! – sie entpuppte sich als eine sehr höfliche und zugleich ordentlich gebildete Person. Als wir uns als Schweizer zu erkennen gaben, meinte sie: «O die schöne Schweiz! Wie oft habe ich gewünscht, dieses Land zu sehen, allein bislang ist es beim Wunsch geblieben». Die uns angewiesene Kirche ist ein im spätgothischen Stile, sehr geräumiges Gotteshaus von ungefährer Grösse unserer Kathedrale in Sitten. Während wir celebrierten, beteten die Schulkinder den Rosenkranz, nicht hastig wie man im Wallis gewohnt ist, sondern erbaulich langsam und andächtig, so dass es ein wahrer Genuss war, diese reinen Kinderstimmen zu hören und man selbst zur Andacht angeregt wurde. Nach der Messe wollten wir dem Herrn Oberpfarrer ein Entgelt entrichten, der aber wies es ab mit der Bemerkung: «Wenn die hochw. Herren in die Armenkasse unserer Pfarrei einen Notpfennig legen wollen, so nehme ich's mit Dank an». Dies taten wir gerne. Nach kurzer Danksagung kehrten wir auf einem andern Weg in unser Quartier zurück, unterwegs die Sauberkeit

der Strassen und Gebäude bewundernd. Namentlich machte uns das imposante Stadt- oder Rathaus einen höchst günstigen Eindruck, auf dessen vielen Gesimsen sowie auf dem Balkon ein wahrer Blumenfrühling zu schauen war. Und doch war es nur Werktag; wir bemerkten nichts von einer Feierlichkeit. Das Städtchen Kaufbeuren – wie uns gesagt wurde, zählte damals 12'000 Bewohner – leistet sich sogar einen recht ansehnlichen Stadtpark, der den Neid unserer heimischen Hauptstadt Sitten erregen würde. Doch nicht ihn will ich hier beschreiben, auch nicht das 800jährige sehenswerte Kirchlein auf dem Stadthügel mit den ebenso alten hölzernen Heiligen- / 150 / statuen, sondern das Klösterlein des hl. Franziskus, welchem Kaufbeuren seine Berühmtheit verdankt. In demselben lebte nämlich im 17. Jahrhundert die im Rufe grosser Heiligkeit gewesene Nonne NN [Creszentia Höss], Tochter eines schlichten Webermeisters, gemeinhin Kresentia von Kaufbeuren genannt. Das Klösterlein liegt, noch in der ursprünglichen Gestalt erhalten, etwas ausserhalb des Städtchens und macht den Eindruck höchster Armut schon von Aussen, und zwar sowohl das dazugehörige Kirchlein wie die übrigen Gebäulichkeiten. Wir besuchten dasselbe zweimal und liessen uns die Zelle, worin Kresentia gelebt, zeigen. Die Zelle, ausserhalb der jetzigen Clausur gelegen, ist enge und sehr ärmlich. Man erblickt an den Wänden derselben manche Handarbeiten der ehemaligen Bewohnerin und noch mehrere Busswerkzeuge, wie z. B. Disciplin, Kette, härenes Unterkleid, womit die Selige ihr Fleisch gekreuzigt hat. Nota bene, man darf die Zelle nicht betreten, nur durch eine Gittertüre kann man die Gegenstände sehen, denn die Nonnen sind ängstlich besorgt, das Gemach in seiner ursprünglichen Einrichtung zu erhalten. Im Corridor vor der Zelle machte man uns auch auf ein hölzernes grosses Kreuz aufmerksam, von dem herab der Heiland zu Cresentia gesprochen haben soll. – Eine Nonne stellte uns zum Abschied etwa 20 Waisenkinder vor, in der Mehrzahl Waislein aus dem Weltkrieg. Die Kinder waren sämtlich ärmlich, doch reinlich gekleidet und machten mit ihren blassen Gesichtlein einen Eindruck zum Erbarmen. Mein Reisekamerad, der die Reisekasse verwaltete, reichte der Nonne ein Almosen. – Hierauf reisten wir nach München ab und / 151 / übernachteten dort.

Selbstverständlich besuchten wir die Hauptsehenswürdigkeiten: die Pinakothek, die Glytothek etc., wo ich fast nicht mich von all' den Herrlichkeiten trennen konnte. Nachdem wir auch noch die Hauptkirche besucht, spazierten wir nach dem ... hinaus, längs dem Inn < wohl eher Isar >, um die berühmte «Bavaria» zu bewundern. Ein riesiger Koloss, von dem aus man fast ganz München überblicken kann. Nicht vergessen werden darf das «Hofbräuhaus», am Hauptplatz gegenüber der frühern Residenz. Als einstige Briger-Bierstudenten konnten wir zwei unmöglich das grosse Gebäude unbeachtet lassen und traten ein, um wenigstens – den Riesenbetrieb anzustauen und nebenbei 1, 2, 3 Seidelhumpen hinter dem Collar verschwinden zu lassen. Ah, wie das schmeckte! Unsere Walliser- und Schweizerbiere sind nur elendes G'söff dagegen. Am folgenden Tag frug Kaplan Waldis:

«Und nun, wohin?» Schlug vor, die König-Ludwig-Schlösser zu besuchen. Angenommen. Wir bestiegen die Bahn, die uns nach dem Städtchen Füssen brachte. Dort mieteten wir ein Auto und fuhren auf wohlgepflegter Strasse durch eine liebliche hügelige Gegend, vorbei am Bergschlosse Hohenschwangau, Lieblingsaufenthalt der Convertitin Maria von Preussen, Mutter Ludwigs II. Am Fusse des Neuschwanstein musste Halt gemacht werden, weil es nicht gestattet ist, mit Fuhrwerken jeglicher Art die Strasse zum Schlosse hinauf zu benutzen. Wir bequemten uns also dazu und hatten es nicht zu bereuen. Ist es doch ein wahrer Genuss, die in vielen Windungen durch den herrlichen Parkwald hinaufführende breite Strasse zu begehen. Unterwegs erblickten wir einzelne Gruppen von Rehen, die nur durch Hände- / 152 / klatschen zu verscheuchen waren. Bei der letzten Biegung der Strasse kam endlich das Märchenschloss in Sicht. Wir waren gänzlich hingerissen beim Anblick desselben und ich fragte mich, ob es Traum oder Wirklichkeit sei. Auf schwindlig hohem Felsenkopf ragt die Königsburg empor, mit ihren Türmen und Türmchen, mit ihren Söllern, Erkern und Bastionen ein Bild von wahrhaft bezaubernder Wirkung bietend. Da man ins Innere der Burg nur geführt wird, wenn mindestens 8–10 Personen Einlass begehren, und wir innerhalb der Vorburg auf Nachzügler warten mussten, drangen mein Compagnon und ich, dessen unbewusst, durch eine Seitenpforte ins Schlossinnere. Wir hätten bald unsere Unvorsichtigkeit oder Frechheit bereuen müssen, denn durch wie viele Pforten wir gedrungen sind, weiss ich nicht mehr. Item, wir gelangten zur Schlossküche und gewahrten dort mehrere Bratöfen und Bratspieße für grösseres und kleineres Wildpret. Weiter vorzudringen wagten wir nicht mehr. Beängstigt machten wir uns auf den Rückzug, aber durch welche Pforten, wusste ich meinestheils nicht mehr. Mein Compagnon wusste zum Glück Rat; er hatte sich die verschiedenen Thüren gemerkt, die jede einen andern «Beschlacht», obwohl alle in gothischem Stil, trugen. Bei der vorletzten Pforte angelangt, trat der Führer in Livrée uns entgegen mit der Aufforderung: «Die Herren mögen sich der Gesellschaft anschliessen». Wir hatten einen Rüffel erwartet ob unseres Tuns. Beschämt traten wir ins Freie und sahen die Blicke der Wartenden vorwurfsvoll auf uns gerichtet. Nun ging's durch das Haupttor in die obern Stockwerke. Im ersten Zimmer musste ein jeder von uns Socken über die Schuhe anziehen, die Böden sind nämlich vom kostbarsten, verschiedenartigen / 153 / Holz tarsiert und bilden die verschiedensten Figuren, in jedem Gelass wieder andere. Meines Erinnerns führte man uns in den Audienzsaal, in das königliche Arbeitszimmer, in das Schlafzimmer König Ludwigs, in den sog. Sängersaal, der in Grössenverhältnis und Ausstattung gänzlich demjenigen auf der Wartburg gleicht, und endlich in den Thronsaal oder Schlosskapelle, gleich wie man's benennen will. Die gediegene Pracht und die verschiedenen Kostbarkeiten zu schildern, ist mir unmöglich. Nur sei gesagt, dass im sog. Arbeitszimmer die Möbel alle in Königsblau gehalten und mit schwergoldenen Wappen und andern Figuren in Handarbeit durchwirkt sind, dass im Schlafgemach das Bett über und über mit zierlichster

Holzschnitzarbeit umgeben ist. Am Kopfe befindet sich an der Wand ein Madonnenbild von unschätzbarem Wert und beiseits ein silberner Schwan, das Lieblingstier Ludwigs II., und dito Waschschüssel und weiter unten hinter einer Portière ein Altärchen den hl. Georg darstellend. (St. Georgsritter, einer der höchsten bayrischen Orden.) Im Audienzsaal (oder in einem andern Gelass, erinnere mich nicht mehr) sind, auf dem Getäfer gemalt, Gemälde zu schauen aus der frühesten germanischen Heldenzeit und andern Sagen, noch alles so frisch erhalten als ob sie erst gestern gemalt worden wären. Im Thronsaal (auch Schlosskapelle) befindet sich gegenüber der Thronempore wieder der hl. Georg in grösserem Format dargestellt; alles strahlt von Gold. Der Führer klatschte mit den Händen, und ein vielfaches Echo wiederhallte von dem Gewölbe und von den Wänden. Noch sind die Riesenstehkandelaber zu erwähnen, die in der Kapelle und in einem andern Gemach sich befinden, woran wir nussgrosse kostbare Steine und Juwelen bewunderten. Ich / 154 / erfrechte mich, im Schlafgemach allein in eine geheime Grotte zu dringen, die der Führer uns nicht gezeigt hatte oder nicht zeigen wollte. Sie ist aus einer sonderbaren Laune Ludwigs II. entstanden, der offenbar beim Erwachen oder vielmehr vor dem zu Bett gehen sich in poetische Stimmung zu versetzen getrachtet haben mag. Immerhin ist sie sehr sehenswert. Diese Grotte besteht aus lauter Tuffflimmer, der gelblich abgetönt ist und einen wundervollen Reiz hervorzaubert. Aber noch viel reizender ist der Ausblick, den sie bietet. Man hat den gewaltigen dunkeln Forst vor sich, aus dem die Pöllach hervorbricht und gegenüber dem Schlosse einen prächtigen Wasserfall bildet. Wie oft mag der königliche Träumer hier gestanden und phantasiert haben! Letztlich wurden wir in die untern Burgräume geführt. Was wir alles dort zu sehen bekamen, erinnere ich mich nicht mehr, ausser des getreuen Modells aus Gips von einer andern Zauberburg, die der unglückliche König auf einem nahen Felshügel zu erbauen beabsichtigte, aber daran durch Gefangennahme verhindert wurde. Bevor wir entlassen wurden stieg ich – wieder allein – noch schnell zum höchsten Wartturm empor, zur Stelle, wo der wahnsinnige Monarch gefangen genommen ward. Wahrscheinlich wollte er sich von dort in die grausige Tiefe hinunterstürzen. – Ein belgischer Abbé gab zum Schlusse das Urteil über Neuschwanstein ab: «Je viens de voir Versailles, où il y a aussi des magnificences, mais en comparaison avec celle-ci ... On voit bien que Louis II était un fou, mais c'était un fou génial». – Die zwei andern Königsschlösser Herrenchiemsee und Lindenfels haben wir nicht besucht; wir waren von der / 155 / Pracht von Neuschwanstein übersättigt. Übrigens bin ich kein Freund des französischen Baustils, in dem diese Schlösser, die eher den Namen Palais verdienen, gehalten sind.

Wir reisten also nach München zurück und machten uns bereit, der frühern Reichsstadt Besuch zu machen und dort den Sonntag zu verbringen. Wir hatten es nicht zu bereuen. Zwar spricht man heutzutage von Augsburg nicht mehr viel, es schläft vielmehr den Dornröschenschlaf, aber dennoch ist die Stadt sehr sehens-

wert. Sie hat ungewöhnlich breite Strassen, prächtige Brunnen und namentlich die Kathedrale ist es, die mir in ihrer Altehrwürdigkeit sehr imponiert hat. Dieselbe hat zwei Chöre (nach Osten und Westen) und ein geheimnisvolles Dunkel erfüllt sie. Stellte mir vor, wie die alten Kaiser z. B. Karl V., der sie oft besucht hat, mit glänzendem Gefolge in sie eingezogen ist und in erhöhtem westlichem Chor Aufstellung genommen hat. Wie wir die Kathedrale verliessen, kam just der vorige Bischof Mssrg. Maximilian von Link aus einem nahen weitläufigen Palast, begleitet von seinem Hofkaplan, an uns vorüber. Wir blieben stehen und grüssten ehrfurchtsvoll und seine Gnaden erwiderte die Begrüssung gnädig mit einer Verbeugung vor uns «Rektorlini». «Einen solch majestätischen, schultermächtigen Kirchenfürsten hatten wir noch niemals gesehen», so sagten wir uns beide. Von dort begaben wir uns nach einer andern Kirche, wo soeben Gottesdienst gehalten wurde. Obwohl auch diese sehr geräumig, war sie doch gesteckt voll, so dass wir unter der Pforte kaum Platz fanden. Das Betragen der Leute nötigte uns allen Respekt ab. Während der Wandlung knieten alle – auch junge Herren – auf den Boden, / 156 / und, soweit ich bemerken konnte, hatten alle ihre Gebetbücher. – Und bei «frommen» Wallisern?! – Nachher besichtigten wir mit Musse mehrere Strassen der Stadt, namentlich die Fuggerstrasse. Diese ist ein langer Trakt, der den Fuggern, dieser überaus reichen Familie sein Entstehen verdankt. Das berühmte Geschlecht bewohnt noch jetzt zeitweilig Augsburg. Sein Wohnpalast enthält das kostspieligste Getäfer, das man sich denken kann; die Treppen und Stiegen sind wahre Wunderwerke und in dem Hauptsaal steht das berühmte Kamin, worin das damalige Familienhaupt der Fugger den Schuldschein, den ihm der Kaiser Karl V. praesentirte, in Flammen aufgehen liess. Auf der Hauptstrasse der Stadt konnte ich es nicht unterlassen, nach dem berühmten Erker Ausschau zu halten, wo der Erzherzog Ferdinand, als er im Gefolge des Kaisers in die Stadt einzog, zum ersten Mal die durch ihre Schönheit hervorstechende Patriziertochter Philippine Welser erblickte. Er schloss bekanntlich mit ihr den Ehebund und lebte in glücklicher Ehe auf Schloss Ambras in Tyrol. Im Osten der Stadt liegt das in der Geschichte bekannte Lechfeld, wo der hl. Ulrich, Bischof und Patron Augsburgs, an dem Siege über die Ungarn teilgenommen hat. Er wird in Augsburg hochverehrt. Wir haben das Schlachtfeld nicht besucht, weil wir abreisen mussten.

In langer Nachtfahrt ging's Nürnberg zu, der Stadt, die ich in meinem Leben immer zu sehen gewünscht habe. Fast konnte ich die Ankunft nicht erwarten. Als wir merkten, dass die übrigen Wagen- / 157 / insassen sich zum Aussteigen rüsteten, stiess mein Compagnon mich an, ich solle den Herrn, der neben mir sass, fragen, welchen Gasthof II. oder III. Klasse er uns empfehlen könne. Ich tat's. An der weichen Aussprache erkannte ich einen Hamburger. «Sie sind also fremd in Nürnberg», antwortete er, «kann Ihnen den Gasthof NN empfehlen, er steht der katholischen Kirche gegenüber». Und als der Herr merkte, dass wir beim Aussteigen etwas scheu und furchtsam unter der grossen Anzahl Menschen uns bewegten, sag-

te er uns: «Folgen Sie mir auf dem Fusse und verlieren Sie mich nicht aus den Augen». Auf dem grossen Platz jenseits des Bahnhofes angelangt, erriet er abermals unsere Unschlüssigkeit, wohin wir uns wenden sollten, und sprach: «Es ist für mich zwar ein Umweg, aber es tut nichts; führe Sie in jene Strasse, in der Ihr Gasthof liegt, dort können die Herren unmöglich fehl gehen». Er tat's, und wir verabschiedeten uns mit herzlichem Dank von dem zuvorkommenden Unbekannten. «Wieder ein Exemplar von einem deutschen Barbar», dachte ich. Wir waren in dem uns angewiesenen Gasthof in der Tat gut aufgehoben: das Essen war gut und billig, die Betten äusserst reinlich. Am folgenden Morgen, nachdem wir das Brevier absolviert hatten, machten wir uns auf, die vielen Sehenswürdigkeiten der Stadt zu besuchen. Unser erster Besuch galt der seit der Reformation protestantisch gewordenen Kirche San Lorenzo. Wir waren erstaunt, so viele Altäre intakt und mit allem Nötigen ausgerüsteten Utensilien zu finden. Allen Respekt vor den Nürnbergern! Sie waren keine Bilderstürmer, mögen sie die katholischen Gotteshäuser aus was immer für einen Grund geschont haben. Wären Kirche und Altäre reconciliert, man könnte sofort celebrieren. Die Kirche selbst ist / 158 / ein Kleinod schwungvoller Gothik reinsten Stils und die Fensterfüllungen muten an wie die feinste Filigranarbeit. In des Schiffes Mitte hängt tief herunter eine geschnitzte Kette, deren mittlerer Teil ein grosser Corpus Christi bildet, wahrscheinlich ein Werk des berühmten Bildschnitzers Grünewald. Von den Altären, deren einer reizender ist wie der andere, konnte ich mich fast nicht trennen, und es bedurfte energischer Mahnung von Seiten meines Compagnons, um mich aus der Kirche herauszubringen. Wir gingen in die unferne Sebalduskirche. Da – neues Erstaunen, neuer Herzensjubil! Ich schwelgte förmlich vor Augenlust. Auch hier hatten die Bilderstürmer alles geschont, an nichts sich herangewagt. Namentlich tat es mir hier das wundervolle Sakramentshäuschen an, und auch mein sonst nüchterner Reisegefährte war, wie ich merkte, hingerissen. Das Kunstwerk, das zu bedeutender Höhe emporstrebt, ist von unten bis oben Steinmetzarbeit. Es ist unbegreiflich, dass der Meissel all die feinen, zierlichen Kraggen, Türmchen und Kreuzblumen gestalten konnte. Letztere neigen sich wie natürliche Blumen in ungekünsteltem Schwung von oben hernieder, als wollten sie sagen: pflücket uns. Am Fusse des Sakramentshäuschens ist der Meister, der dieses Wunderwerk geschaffen, mit seinen 5–7 Gesellen in gebückter Stellung als Träger des Ganzen verewigt, und man sagt, es seien Portraits, so sehr sind die Gesichtszüge bis ins Einzelne wiedergegeben. Sehr schwer, äusserst schwer fiel mir die Trennung von all diesem Herrlichen. – An der Nordseite der Sebalduskirche fanden wir zu unserm Erstaunen an diese gleichsam angeklebt eine sogenannte Garküche. Da fiel mir ein, dass ich einmal / 159 / in einer Beschreibung Nürnbergs gelesen, dieses Anhängsel von Hütte sei wahrscheinlich eine Bauhütte gewesen, wie sie die Werkleute früher zu errichten pflegten, wenn ein grösserer Bau sie längere Zeit beanspruchte; die Hütte sei daher ebenso alt wie die Sebalduskirche. Wie dem auch sein mag, das steht sicher, dass schon Albrecht Dürer und

Hans Sachs sich in den Abendstunden hier einzufinden und einen guten Abendtrunk zu tun pflegten. Konnte mir's nicht versagen, ihr Beispiel zu befolgen und einzutreten, obwohl früh am Vormittag war und wir tapfer gefrühstückt hatten. Es ist nun zu wissen, dass es in dieser Garküche Gepflogenheit ist, zum Humpen Bier ein Nürnberger Bratwürstchen nebst Sauerkraut zu verkosten. Auch zu dem bequemten wir uns. Vor den Augen der Gäste wird geschmort und das Kraut bereitet, und in so und soviel Minuten muss man den Platz räumen und andere Gäste rücken nach. Es ist denn auch ein gar trautes und heimeliges Plätzchen dieses Garküchlein, ein bisschen enge, so dass nur 5–6 Personen am Tisch sitzen können, aber das hinderte in der «guten alten Zeit» eines Dürer und Sachs, wo die Leute noch Gemütlichkeit besaßen, keineswegs das gesellige Leben. – Jetzt war unser nächstes Ziel die Pfalz. Es ist dies eine gewaltig ausgedehnte Burg auf einem Felskegel, das Wahrzeichen Nürnbergs und die einstige Residenz der Hohenzollern als Pfalzgrafen, bevor sie auf den preussischen Königsthron gelangten. Wir suchten den Aufstieg zur Burg. Mehrere Kinder, die am Fusse des Hügels spielten, beeilten sich, ihr Spiel unterbrechend, denselben uns zuvorkommend zu zeigen. – Neuer Beweis, wie sehr die Deutschen ungezogen und unhöflich sein können! – Durch ein grosses festungsartiges Tor betraten wir einen weiten Hof und brauchten / 160 / nicht lange zu warten, da schon einige Besucher der Burg anwesend waren und eine Führerin sich einfand. Zuerst wurden wir durch eine lange Flucht von Prunkgemächern geführt, an deren Wänden sämtliche Porträte der ehemaligen Bewohner in Lebensgrösse hingen. Es waren da Pfalzgrafen und Ritter in voller Rüstung zu schauen, mehr noch solche aus der Perrückenperiode: alle in selbstbewusster Haltung und mit Herrschermiene aus den dunkeln Eichenholzrahmen blickend. Sodann gings über den Burghof in den Warturm. Dies ist ein runder Turm von gewaltigem Umfang, in dem man auf einer Wendeltreppe von unzähligen Stufen emporsteigt. Hier erwartete uns ein grausiger Anblick. Richtschwerter in Menge nebst den Namen derer, die mit denselben gerichtet wurden, Folterwerkzeuge aller Art und nota bene die – «eiserne Jungfrau». Sie ist eine sargähnliche Folter, welche von innen mit Nägeln gespickt ist und mit einem dito Deckel geschlossen wird. Gnade Gott denen, die in diesen Sarg eingeschlossen wurden! Die Führerin zeigte uns auch ein Loch im Boden, wo die zum Tode Verurteilten hinuntergestossen wurden und in der Tiefe des Turms von Messern (die im Loch vorhanden) zerhackt anlangten. Das Mittelalter war doch entsetzlich grausam! Etwas Lustiges. Beim Zuhören der Erklärungen der Führerin hatte ich den Rücken gegen die Wand gekehrt und, was hinter mir war, nicht beachtet. Als ich mich umwandte, stiess ich eine Schrei aus, der aller Aufmerksamkeit auf mich richtete. Da stand nämlich ein eichener Tisch und an denselben mit Ketten gefesselt der leibhaftige Ritter Eppelein von Gailingen. Es war allerdings / 161 / nur sein Abbild aus Wachs in Lebensgrösse, gekleidet wie die Ritter der damaligen Zeit in Wams, Pluderhosen, hohen Strümpfen, Sporen und Federbarett. Die Führerin gab uns Auskunft über den Mann: «Eppelein von Gailingen

(historisch verbürgt von etwa 1311–1381) war ein Raubritter schlimmster Art, der namentlich von den Nürnberger reichen Handelsherren und Kaufleuten gefürchtet war, indem er sie auf ihren Kauffahrten öfter überfiel. Mehrmals gefangen, gelang es ihm immer wieder zu entweichen, bis er in diesen Turm gebracht und hingerichtet wurde». Von ihm, der mehrmals in der Gewalt der Nürnberger war und ihr[!] entwich, gilt das Stichwort: «Die Nürnberger hängen keinen, sie hätten ihn denn zuvor». Vom Zindel des Burghofes überschaut man fast die ganze Stadt; sie zählte bereits damals über 400'000 Bewohner, darunter etwa 100'000 Katholiken, die mehreren Pfarreien angehören, wovon die Münsterpfarre die grösste ist. Das Münster steht an einem der Hauptplätze und ist eine sehenswerte gotische in die Breite gebaute Kirche. Als wir auf dem Rückwege an der Sebalduskirche vorbeikamen, sahen wir einen Franziskanermönch, der den Bau von aussen betrachtete. Konnte nicht umhin, zu beobachten, welchen Eindruck der Kuttenmann auf die Umstehenden mache. Allein ich konnte keine spöttische Miene bemerken. So war also die Mahnung, die wir im Wallis erhalten, wir sollten Nürnberg ausweichen, umsonst gegeben. – Nun strebten wir auf den Marktplatz zu, wo das sog. «Goldene Brunn'l» steht. Es ist wirklich ein Wunderwerk in des Wortes vollster Bedeutung. Hochauf strebt es in unglaublich zierlichen gotischen Formen und ist selbst wie auch das Gitter, das dasselbe umgibt, in wirkungsvollster Weise vergoldet. Man kann es nicht genug bewundern! / 162 / Es wären noch viele andern Merkwürdigkeiten zu erwähnen z. B. das «Gänsemänn'l», gleichfalls ein Brunnen, sowie das Dürerhaus und die Wohnung des Schuster-Poeten Hans Sachs etc. etc. Überhaupt ist Nürnberg eine Stadt, die noch allermeist den mittelalterlichen Charakter bewahrt hat und darum ein Anziehungspunkt so vieler Fremder bleibt. Die Stadtverwaltung ist bis in die neuste Zeit besorgt, damit der Stadt dieser Charakter erhalten bleibt. Keiner darf nach eigener Laune bauen. «Es gibt in aller Welt nur ein Nürnberg», sagt ein Sprichwort.

Unser Reiseziel war nun Würzburg in Unterfranken, welcher Teil des Bayernlandes wegen seiner ausserordentlichen Fruchtbarkeit vom Schwedenkönig Gustav Adolf die «Korn-gasse» genannt wurde. In der Tat, die weite Umgegend ist, soweit man sieht, ein wahrer Fruchtgarten, in dessen Mitte «Herbipolis» gelegen ist. Es war gerade Diözesanfeiertag, als wir anlangten, darum suchten wir zuerst ein Gotteshaus auf, um unserer Brevierpflicht zu genügen und nachher in Musse in der Stadt herumschlendern zu können. Der Weg führte uns über den Main zum sog. «Käppeli», einem berühmten Wallfahrtsort. Allein dort war Gottesdienst und das Gotteshaus, das wegen seiner immerhin grossen Geräumigkeit eher eine Kirche genannt werden kann, gesteckt voll Andächtiger. Wir machten also Kehrt und wollten zur Marienburg hinauf, wo wir hofften, ungestört zu bleiben. An der Strasse spielten kleine Mädchen. Ich fragte eines, wo man hinaufsteigen müsse. Wir gingen richtig fehl, da wir die angegebene Richtung überhört hatten. Da lief uns das Kind nach und wies den richtigen Weg. / 163 / Abermals ein Beweis von der Ungezogen-



genheit und Rücksichtslosigkeit der Deutschen, die bei uns Schweizern fast sprichwörtlich geworden ist. Wie wir durch den prächtigen Parkwald mit seinen Riesenbäumen uns dem Tore der Marienburg nahten, trat ein Unteroffizier heraus und sagte in zwar militärisch knappen, aber nicht unhöflichem Ton: «Das Betreten der Festung ist Civilpersonen untersagt». Demnach zogen wir uns mit Entschuldigung zurück. Das Schloss diente also, was wir nicht wussten, zur Zeit einer Garnison als Standquartier. Zu frühern Zeiten mag die Marienburg, die sehr alt ist, den Bischöfen von Würzburg als Lustschloss und wohl auch als Zufluchtsort in kriegerischen Epochen gedient haben, denn sie enthält eine Kirche. Malerisch schaut die Veste von ihrer erhöhten Lage auf die Stadt und ihre schöne Umgebung herab. Schade, dass uns der Ausblick von ihr nicht vergönnt war! So kehrten wir denn über die Mainbrücke, die mit überlebensgrossen Heiligenstandbildern geziert ist, zurück. Zu meiner Verwunderung erblickte ich unter denselben unsern Landespatron, den Seligen vom Ranft, und machte meinen Kameraden auf diesen aufmerksam. Wir frugen uns: «Wie kommt Nikolaus von Flüe hieher?» – Hierauf war die Kathedrale unser Ziel. Es ist ein sehr langes Gotteshaus im barocken Stil, dessen Gewölbe und Wände von gemalten und plastischen Heiligenfiguren überladen sind und im Golde förmlich flimmern. Liebhaber dieses Stils mögen dasselbe prächtig finden, auf mich machte diese Pracht einen zerstreuenden, unruhigen Eindruck. Der Bischof und die Domherren hatten die Vespers soeben beendet und zogen / 164 / sich zurück. Wir konnten vor dem Eintritt in die Kathedrale beobachten, wie der Bischof, als er im Chorrock über den Platz ging, wo grössere Mädchen sich soeben zum Spielen anschickten, sogleich von diesen umgeben ward und ein Weilchen mit ihnen plauderte. Dieses Bild der Gemütlichkeit sowohl wie die Ehrfurcht, die die Töchter ihrem Oberhirten bezeigten, gefiel mir besser als wenn der Prälat mit Grandezza an ihnen vorbeigeschritten wäre. – In der Kathedrale persolvierten wir also unser Brevier, während eine Andacht gehalten wurde. Der amtierende Geistliche trat aus dem Chor heraus mitten in die Kirche, damit die Leute seine Vorlesung und Gebet hören könnten, nicht wie bei uns im Wallis, wo der Priester nur für sich Vorlesung und Gebet ableiert. Die «Andacht» dauerte aber etwas lange, so dass wir uns sagten, im Wallis wären sämtliche Leute davongelaufen. – Nachher ergingen wir uns in der Stadt und suchten die merkwürdigsten Gebäude auf. Ein solches ist unstrittig das frühere königliche Palais (am grössten Stadtplatze), von dem Napoleon I. gesagt haben soll: «Wenn es auf Rädern stünde, so würde ich's nach Paris führen lassen und zu meiner Residenz machen». Es ist denn auch ein höchst luxuriöses Gebäude, dessen Stiegenhaus schon von ausserordentlicher Pracht ist. Wir durften es nicht betreten, und so weideten wir unsere Augen nur am Äussern des Palastes. Eine weitere Sehenswürdigkeit ist auch eine Kapelle, die in Grösse und Stil und Feinheit des Baues genau mit der «Sainte Chapelle» in Paris übereinstimmt. Ein wahres Schmuckkästlein! Unter andern Gebäuden, privaten und öffentlichen, die ich übergehe, / 165 / nenne nur noch das riesige Juliospital, so genannt nach sei-

nem Stifter, dem Fürstbischof Julius Echter, dem grossen Wohltäter Würzburgs. Es ist wohl die grösste Infirmerie Europas, wenn nicht der ganzen Welt. Wir schritten, ohne einzutreten, die Front des Gebäudes ab bis wir ermüdet stille standen. Dieses grossartige Krankenhaus soll, so wird versichert, über 3 Millionen Jahreseinkünfte verfügen!

Gegen Abend reisten wir ab nach Heidelberg. Auf dem Würzburgerbahnhof hatten wir glücklicher Weise einen Bahnbeamten getroffen, der uns ein leeres Wagenabteil verschaffte, wo wir anticipieren und gelegentlich auch schlafen konnten. Der gemütliche Bursche leistete, so lange er nicht anderweitig beschäftigt war, Gesellschaft und so vernahmen wir Verschiedenes über Würzburg und seine Umgegend, das uns interessierte. Über Aschaffenburg langten wir am Abend nach unserm Reiseziel, der Stadt, die Scheffel besungen hat: «Alt Heidelberg, du feine etc.» Sie ist in der Tat schön gelegen mitten in einem Talkessel und bewaldeten Bergen, nicht übergross, kurz: eine recht heimelige gemütliche Musenstadt. Als wir ausstiegen, kamen gerade mehrere Universitätsstudenten von einem Ausfluge zurück. Einer von diesen war stark angeheitert und wollte Radau machen, doch, schwupp! fasste ihn die Polizei und er kam nicht mehr zum Vorschein. Seine Kameraden aber begaben sich in ein nahes Restaurant zum Abendschoppen. Dies veranlasste uns ihnen zu folgen, denn so dachte ich, wo Studenten einkehren, dort gibt's gewiss einen guten Tropfen. Mein Reisegefährte litt nämlich an Magenstörung, die dachten wir durch einen guten Schluck / 166 / zu beheben. Und richtig, was Pillen, die er in Drogerien gekauft, nicht bewirkten, brachte der Wein zustande. Binnen kurzer Frist war mein Freund Waldis von seinem Übel geheilt, und auch von seinem anfänglichen Vorurteil gegen den deutschen Wein. – Bald machten wir uns auf, um die grösste Merkwürdigkeit Heidelbergs zu besuchen: die berühmte Ruine des ehemaligen Kurfürstlichen Schlosses. Es liegt ziemlich hoch über der Stadt. Man steigt auf breiten Zickzagwegen, die durch einen herrlichen Parkwald führen zu ihr empor. Wie staunten wir, als man den innern Hof betrat! Die Herrlichkeit der Ruine zu beschreiben ist mir unmöglich. In den weiten und hohen Rundbogenhallen stehen noch die Riesenstandbilder verschiedener Churfürsten in ihrem Ornat, während andere heruntergestürzt am Boden liegen. Es hat den Anschein, als ob man die Ruine erhalte, um Zeugnis zu geben von dem Vandalismus der Franzosen, die unter Ludwig XIV. und seinem Feldherrn Turenne das Prachtwerk von einem Schloss zerstört haben, wiewohl es keine Festung war. Man führte uns zuletzt auch in die Kellereien des Schlosses. Mein Reisegefährte und ich rissen die Augen weit auf, als wir im Vorkeller eine Riesentonne erblickten, und ich konnte mich nicht enthalten, Kaplan Waldis zu necken: «Gelt, darin könnte man die sämtlichen „Wimden“ von St. German und noch mehr schütten, bevor das Fass voll würde». Er sagte nicht nein. Aber unsere Augen wurden noch grösser, als man einige Stufen tiefer stieg. Da war ein wahres Ungetüm von einer Tonne! Seitwärts ist eine / 167 / Holzterrasse angebracht, auf der man auf die Kufe steigt. Hier finden sicherlich

12–15 genügend Raum, um sich frei bewegen zu können. Die Führerin erklärte uns Verschiedenes, woran ich mich nicht mehr erinnere. Unter anderm auch von einem der letzten Churfürsten und von seinem Hofzwerge [Klemens Perkeo aus Tirol], der seinen Herrn (auf Befehl) stupfen sollte, wenn er merkte, dass er in einem gewissen Stadium der Trunkenheit war. Während nun wir alle (es waren nebst uns noch etliche Personen anwesend) der Erzählerin lauschten, drückte diese unbenutzt auf einen verborgenen Knopf – ein geheimes Türchen sprang auf und ein Zwergmännchen wischte über die Gesichter aller mit einem Fuchsschwanz. Alle waren verduzt, die Erzählerin aber sprach: «Das war der Zwerg, von dem soeben die Rede war». – Auf dem Rückweg wollte ich für Frau Maria von Roten und für mich je einen Zeis kaufen, und ich hatte bereits deren zwei ausgewählt und war um den Preis mit dem Handelsmann einig geworden, als dieser bemerkte: «Natürlich verkaufe Ihnen meine Ware sehr gern, aber da Sie Ausländer sind, wird man Ihnen an der Grenze die Zeise abnehmen, wenn Sie nicht einen hohen Zoll risquiren wollen». Diese ehrliche Bemerkung veranlasste mich vom Handel abzustehen.

Nachdem wir hierauf noch einige Strassen der peinlich saubern Musenstadt durchstreift hatten, machten wir uns reisefertig. Es ging nun schweren Herzens dem Süden zu. Namentlich Kaplan Waldis hätte noch gerne die Reise weiter ausgedehnt, wenigstens die grosse Metropole des Rheinlandes, Köln, besucht, aber ich fürchtete, unser Reisegeld würde nicht langen. Es war meinerseits ein fataler Irrtum und / 168 / zu spät bereute ich denselben. Nach langer Fahrt, wobei wir Baden-Durlach berührten, langten wir in der Hauptstadt des frühern Grossherzogtums Baden an. Diese Stadt ist zwar modern und in manchen Partien kann sie sogar glänzend genannt werden, allein sie liess uns kalt. Besondere Aufmerksamkeit schenkten wir dem grossherzoglichen Palaste, zu dem mehrere Strassen concentrisch hinführen, allein er war mit Läden so verschalt, dass man nicht ins Innere dringen konnte. In seiner Umgebung war niemand zu erblicken: alles öde und leer, ein Memento, dass es eben ein Jahr nach dem Weltkrieg war. Konnte es mir jedoch nicht versagen, hinter der ehemaligen Residenz dem Parke einen Besuch zu machen. Derselbe ist wirklich schön, gut gepflegt und verläuft ins Endlose. Mein Gefährte musste mich zurückrufen, sonst wäre ich in meinem Gwunder weiter hineingedrungen und hätte mich verirrt. Bald machten wir uns auf und zogen der Dreisamstadt Freiburg im Breisgau entgegen. Hier atmeten wir wieder katholische Luft ein. Wir merkten es deutlich. Vorab besuchten wir die Kathedrale. Sie ist zwar nicht von so bedeutenden Dimensionen wie der Mainzerdom und erst recht nicht wie der in Köln, aber sie erregte dennoch meine Bewunderung wegen ihrer Harmonie des Baues. Vor allem tat es mir der Turm an; ich konnte mich fast nicht von ihm trennen. Wir suchten eine Wirtschaft auf, da der Magen knurrte, und kamen richtig in eine Bude, wo eine katholische Studentenverbindung ihren Stamm hatte. Es waren dort verschiedene Altertümer ringsum an den Wänden zu / 169 / sehen, die mich zum Kaufen reizten. Fragte, ob sie feil wären? Der Wirt aber klärte mich auf, dass

dieselben sämtlich Eigentum der Verbindung seien, die hier ihren Stamm haben. Also ein Studentenverein, der das Alte noch zu schätzen weiss! Dies gewann ihm meine Sympathie. Wir besuchten hierauf zwei der neuesten Kirchen Freiburgs. Dieselben stehen im Westen der Stadt in neuen Quartieren und sind beide sehr geräumig und prächtig. Die eine ist dem göttlichen Herzen geweiht, und beide sind umgeben von einem herrlichen Blumengarten, Bosquets und Ziergesträuchern: Zeugnis, dass die Freiburger ihre Kirchen in hohen Ehren halten. – Nota bene, lieber Hans Anton, solltest du wieder der Dreisamstadt einen Besuch machen, so versäume nicht, der Hildahöhe deine Aufmerksamkeit zu schenken. Es ist dieselbe wirklich ein schöner Punkt, von wo aus Du die ganze Stadt überblicken kannst und zugleich ein gutes Stück Schwarzwald im Auge hast. Den Namen Hildahöhe trägt er, weil die letzte Grossherzogin von Baden jedesmal, wenn sie nach Freiburg kam, dieses ihr Lieblingsplätzchen aufgesucht haben soll, was die Stadtverwaltung bestimmte, ihr hier einen Aussichtsturm erbauen zu lassen. Hier haben wir, mein Reisekamerad und ich, einen Teil unseres Breviers gebetet, bevor wir nach dem gelobten Lande Schweiz zurückkehrten. Zuvor aber eilten wir in die berühmte Buchhandlung Räber und Cie., um dort ein Andenken an unsere Deutschlandreise mitzunehmen. Mein Kamerad wählte einen illustrierten Band «Kunstgeschichte». Allein Herr Räber – er war persönlich anwesend – machte ihn aufmerksam, dass man das Werk an der Schweizer- / 170 / grenze in Beschlag nehmen werde. Er kaufte es dennoch. Ich nahm P. Baumgartners Reisebuch durch Scandinavien. Mir gab der Herr den Rat, den Band offen als Reiselektüre zu erklären und meinen Namen hineinzuschreiben oder eine bis zwei Seiten umzubiegen. So ausgerüstet bestiegen wir den Zug nach Basel, gespannt auf die Dinge, die da kommen sollten. Und richtig, auf der schweizerischen Zollstation liess man das Buch des Kaplans nicht passieren (ohne ihm den Kaufpreis zu erstatten); das meinige aber wurde nicht beanstandet. Hatte aber meinesteils auch Schwierigkeiten wegen meinem Überzieher. Der Zollbeamte behauptete nämlich, derselbe sei in Deutschland gekauft worden und müsse darum verzollt werden. Ich weigerte mich. Schon wollte man mir das strittige Objekt nehmen, da fiel mir ein, die Innenseite desselben dem Zöllner vor die Nase zu halten. Da dieselbe deutliche Spuren von Abgenutztheit wies, gab er mir das Kleid zurück, und ich zog triumphierend von dannen. Nach diesen Zollplakereien wollten wir ein wenig das Stadttinnere beschauen, denn Kaplan Waldis kannte Basel noch nicht. Nachdem er aber den Dom von Aussen sowie die anliegende Esplanade und das ethnographische Museum gesehen, war er schon gesättigt; mit Mühe bewog ich ihn, mich zum «Elsass- und St. Jakobsdenkmal» zu begleiten. Basel machte, muss es offen gestehen, auch auf mich den Eindruck von einem riesigen Dorf. – So blieb uns denn nur die Wahl, ob man die Reise über Luzern oder Bern mit Aufenthalt fortsetzen wolle. Waldis optierte für letztere Stadt, welche er eingehender noch nie gesehen hatte. Also auf nach Bern! / 171 / Sogleich nach Ankunft daselbst, hiess es das Bundespalais besuchen. Wie wir die Treppe im

Mittelbau desselben hinaufstiegen, bekamen wir eine Probe schweizerischer Umgangsformen. Aus einer Seitentüre trat ein dickbäuchiger Garderobier oder Huisier heraus und brüllte uns an: «Sie sollet d'Hüet und die Rägeschirme z'ersch abläge!» Nicht manierlicher war der, welcher nachher die Führung durch die National- und Ständeratssäle übernahm: «Dös ischt der Nationalratssaal, dös der Ständeratssaal etc.», erklärte er als wenn ihn jedes weitere Wort reue. Damit waren wir abgefertigt. – Nach kurzem Besuch des Münsters, der Esplanade und der Kornhausbrücke hatte Kaplan Waldis auch von der Bundesstadt genug, und wir reisten ab. Bern hat mir übrigens einen ganz werktäglichen Eindruck hinterlassen: überall stunden Kabis-, Kartoffel- und Kohlenkarren vor den Häusern. – Mein Reisegefährte versicherte späterhin einer angesehenen Person im Wallis: «Wir haben auf unserer Reise in Deutschland nicht die geringste Schwierigkeit und Hemmung verspürt, überall kam man uns zuvorkommend und höflich entgegen». Er war übrigens völlig anderer Meinung über das Volk der Barbaren.

Den Bericht über meine zweite Reise – nach Rom – finde ich überflüssig, da Du, lieber Hans Anton, selbst dabei gewesen bist.

### *Pilgerfahrt nach Lourdes*

Ausgerechnet 11 Tage nach der Romreise trat ich die Pilgerfahrt nach Lourdes an. Das kam so: Der verstorbene hochwürdige Herr Pfarrer Mathieu, der schon damals krank war, hatte eine Wallfahrt nach diesem Gnadenort versprochen und suchte einen Reisegefährten, fand aber / 172 / unter seinen geistlichen Mitbrüdern keinen, der hätte für sich einen Stellvertreter finden können. So wandte er sich letztlich an mich, obwohl er bezweifelte, ob ich gleich nach der Rückkehr von Rom wieder eine so lange Reise zu unternehmen bereit sei. Bedenkend, dass, sofern Pfarrer Mathieu keinen Reisebegleiter finde, er dennoch auf seine Absicht beharren werde, sagte ich zu. (Wusste damals noch nicht, dass der hochwürdige Pfarrer Gatten von Eischoll ebenfalls die Lourdeswallfahrt mitmachen werde.) In den letzten Tagen vor der Abreise erhielt ich übrigens noch eine briefliche Bitte von Frau Loretan-Büttiker, die ihre Mama meiner Obhut empfahl, denn diese bereits ältere Dame war kränklich und ich sollte meiner Base von Zeit zu Zeit Meldung zukommen lassen über ihre Mutter. Also war ich doppelt engagiert. – Die ganze Reise verlief übrigens glücklich: hochwürden Pfarrer Mathieu verspürte kein Unbehagen und Dame Büttiker ebensowenig. Auf der französischen Zollstation Bellegarde fiel uns auf, mit welcher Lässigkeit, Verdrossenheit und Unlust die Zöllner ihren Amtspflichten nachkamen. Ihre Langsamkeit liess nichts zu wünschen übrig. Sie werden, so dachten wir, schlecht bezahlt sein. Auch waren sie im Vergleich zu den eidgenössischen Kollegen schlecht montiert: in ihren Blousen machten sie übeln Eindruck. In Lyon angelangt, mussten wir am Bahnhof lange warten, bis unsere

Koffer ausgeladen und wieder aufgeladen waren, und erst noch bis die Omnibus, die uns zu den Hotels befördern sollten, bereitgestellt waren. Indessen hatten wir Gelegenheit zu beobachten, in welchem schlechtem Zustand der grosse Bahnhof – der Barech genannt wir – sich / 173 / befand. Mehrere Fensterscheiben fehlten und auch sonst waren die Corridore und alles rings umher nicht in bester Ordnung. Dachte, es habe letzthin ein Streik oder so etwas stattgefunden. Wir übernachteten in Lyon und besuchten am Morgen das berühmte Heiligtum Notre Dame de Fourvière. Zuvor aber eilten Pfarrer Mathieu und ich, um einen Blick in die Kathedrale zu werfen. Wir wurden beide enttäuscht. Sahen allerdings eine grosse Kirche, die aber auf uns keinen Eindruck eines Domes machte, würdig einer so grossen Stadt und noch weniger eines Kardinal-Erzbischofes. Mehr gefallen hat uns das Heiligtum Fourvière, obwohl auch dort die französische Manier ins Kleinliche, Nebensächliche, Überkünstelte zu verfallen, vorherrscht. Übrigens sollte man den abscheulichen Liftkasten durch einen anständigen ersetzen. Ohne Bedauern verliess man die Rhonestadt, die ausser Fourvière und einigen Ausblicken von den vielen Flussbrücken nichts Erwähnenswertes bietet. Wie wir durch die liebliche Provence rollten, erfreuten uns etliche schöne Gegenden; sie scheinen aber verlassen zu sein und darum öde. Fast kein Bauerndorf kam uns in Sicht, und die wenigen machten einen ärmlichen Eindruck. Kein Wunder, da die Landleute in Scharen in die Städte abwandern und so das Proletariat vermehren helfen! Weiter nach Süden erfreute uns der Ausblick auf das tiefliegende Avignon mit seinem grossen Papstschloss, jetzt Kaserne. Zu schnell führte uns der Zug vorüber. Warum nicht dort Halt machen? fragten wir uns. Wir hätten gar gerne längere Zeit an dieser historischen Stätte zugebracht. Ein hübscher Ausblick war auch der nach der Stadt Aix-en-Provence, / 174 / wie ein Blitz war auch dieses liebliche Bild entschwunden. Dagegen hielt der Zug in Nimes. Was war dort zu sehen? Ein Amphitheater ganz ähnlich dem Colloseum in Rom, nur um dreiviertel kleiner, doch gut erhalten. War mit dem Wallfahrtskomité unzufrieden: warum hatte man nicht vielmehr in Avignon einen Aufenthalt vorgesehen! In Nimes war ausser dem Amphitheater doch nichts Merkwürdiges zu sehen. Ringsum stehen nämlich nur Cabarets, Café-Restaurants etc., und zwar in nächster Nähe, wie deren in jeder modernisierten Stadt vorhanden sind. In Tarbes, das in ziemlicher Entfernung von der Gare liegt, boten wir einigen halberwachsenen Lämmeln ein, scheint es, ersehntes Schauobjekt: «Ääh, des pélerins!» Sie schnitten dabei Grimaces. *Politesse française!* – Von Toulouse bekamen wir nichts zu sehen. In Lourdes angelangt, war unser erstes Ziel die Grotte der Erscheinung, alsdann die Kirche. Die Erstere ist viel mehr zur Andacht einladend, obwohl man auch in der Kirche zum Gebet recht angeregt wird. Letztere scheint mir von Aussen (in ihren Vorbauten) und von Innen zu sehr nach neuem französischem Geschmack gebaut zu sein: man könnte sie als Nippsächelchen im Salon auf den Kamin stellen, so zierlich ist sie. Heisst man das nicht mit der Architektur ein bisschen spielen? – Am 2. oder 3. Tag unseres Verweilens am Gnadenort langte ein

ziemlich grosser Pilgerzug aus der Diözese Marseille mit dem betreffenden Erzbischof an. Abends veranstalteten die Marseiller eine Lichterprozession, der wir Schweizer uns anschlossen. Während unsere Leute (wir waren immerhin 800 Personen) sogleich in gehöriger / 175 / Ordnung aufgestellt waren, wollte dies bei den Marseillern nicht gelingen trotz dem eifrigen Bemühen der dazu bestellten Organe. Es war ein beständiges Hin und Her und Kommandieren. Da riss einem Ordner (ein älterer Herr in weissem Haar und Bart) die Geduld und er brüllte seine Abteilung, die sich zu weit vorgeschoben hatte, mit den Worten an: «Qui vous a dit de venir en avant, crachats de poumon que vous êtes?!» – Kommentar überflüssig. – Am folgenden Vormittag kam Frau Dr. Büttiker, meine Schutzbefohlene, nach dem Hochamte ganz verstört und entrüstet zu mir und beklagte sich, eine französische Dame habe ihr während dem Gottesdienst das deutsche Gebetsbuch entreissen wollen mit dem Bedeuten: «En France on ne tolère point des livres allemands». – Auch der hochwürdige Pfarrer Gattlen von Eischoll hatte einen Affront zu bestehen, sogar von einem französischen Priester. Dies nur einzelne Beispiele von der berühmten, hochgelobten *Politesse française*. – Meinesteils hatte einen andersgearteten Zwischenfall mit einem spanischen Priester aus der Gegend von Limpas. Dieser trat, als wir, meine Reisekameraden und ich, uns in einen schweizerischen Kaufladen begaben, auf mich zu und fragte, indem er auf mein Pilgerabzeichen deutete, «Suisso?» Antwort: «Si, Senor riverende, siamos Suissos alemanos». «Ah, ah, el Senor abla spagnol!» Alsdann überschüttete mich der gute Herr mit einer Flut Spanisch. Stand wie ein Schüler vor ihm, der seine Lektion nicht weiss! In meiner Verlegenheit rief ich eine der Verkäuferinnen herbei und bat sie, den Dolmetsch sein zu wollen. Von ihr / 176 / erfuhr ich, dass der Priester gesagt habe, in Spanien stünden die Schweizer in hoher Wertschätzung; man solle doch auch den spanischen Gnadenstätten etwelche Aufmerksamkeit schenken und z. B. nach Limpas wallfahren. Zum Schluss händigte mir der spanische Abbé einige Reklamebilder von Limpas ein. – Eines Abends kam Pilgerführer Kissling zu uns dreien mit der Bitte, einer von uns möchte die Predigt am folgenden Tag während dem Gottesdienst übernehmen, da Pater Müller SJ, der Pilgerprediger, stark ermüdet sei. Wir lehnten ab, weil wir nicht vorbereitet wären. Darauf sagte er: «So müssen dennoch diese Nacht einer von Ihnen das Subdiakonat annehmen, die andern zwei die Kommunionausteilung während der Mitternachtsmesse». Dies nahmen wir an: der Pfarrer von Eischoll das Subdiakonat, wir zwei andern das letztere. Hiebei zeigte sich, dass die hochwürdigen Herren der Innerschweiz den Ritus weniger kannten als wir Walliser Geistlichen. Der Pfarrer von Eischoll subdiakonierte ganz richtig, dennoch wurde er stets gestupft und man vertrat ihm den Weg. Und als wir nach der Kommunion des Celebranten an den Altar traten, um die s. Synaxis hervorzunehmen, da erteilte der Celebrant den vorgeschriebenen Segen selbst, was doch gänzlich gegen den Ritus ist, indem dieses einer von uns zweien hätte tun sollen. – Am folgenden Vormittag – wir blieben, wie üblich, 5 Tage in Lourdes – machte ich allein einen

Spaziergang in der Umgegend der Stadt. Die Gegend ist wirklich schön und male-  
risch zu nennen, hingegen ist Lourdes, mit Ausnahme der nähern Umgebung der  
Gnadenstätte, / 177 / in keiner Weise merkwürdig, es sei denn etwa durch ein altes  
Schloss, das jetzt als Gefängnis und Kaserne dient. – Auf Nachmittag war die Ab-  
reise nach Marseille angesetzt. Wie wir bereits im Zuge sassen, blieb eine Gruppe  
auf dem Perron stehen. Warum nicht einsteigen? fragte man. Die reisen nach Lim-  
prias, hiess es. Oh, hätte ich das im Wallis vorausgeahnt, wäre gar so gerne mitge-  
fahren in das Land meiner Sehnsucht! Nun aber fehlte mir der nervus ... Also  
reisten wir in Gottes Namen einem andern Ziel entgegen. Gegen Abend kamen wir  
in die Nähe von Toulon und sodann nach dem kleinen Seehafen St. Raphael, wo  
Napoleon I. nach der Flucht von Elba gelandet ist. Es begann zu nachten und wir  
legten uns aufs Ohr. Am Morgen gegen 5 Uhr waren wir in Marseille und lugten  
neugierig nach dem Meer aus, es war vom Bahnhof aus kaum zu sehen. Ein Kapu-  
ziner-Pilger machte den Vorschlag, bei seinen Ordensgenossen celebrieren zu ge-  
hen. Wir mussten, um zu dem Kloster zu gelangen, fast die ganze Stadt von Nord  
nach Süd durchlaufen. Zu dieser Stunde fanden wir die Strassen noch öde und leer.  
(Die Marseiller scheinen keine Frühaufsteher zu sein, ebenso wenig wie die Lyon-  
ner). Die Kapuziner nahmen uns recht liebevoll auf, und binnen Kurzem konnten  
wir alle celebrieren. Das Kloster machte aber einen höchst ärmlichen Eindruck;  
selbst die Kirche war kahl und ohne Schmuck. Wir durften in Anbetracht dieser  
Not die Einladung zum Frühstück nicht annehmen. Das Erste, was wir taten, war  
die Kirche von Notre Dame de la Garde besuchen. Sie steht auf hohem Granitfel-  
sen, so dass sie ganz Marseille / 178 / dominiert. Allseits führen breite, mächtige  
Treppen aus Granitstein zu ihr empor, die von Terrassen unterbrochen sind, von de-  
nen aus sich ein prächtiger Ausblick auf die umliegende Stadt und das Meer bietet.  
Die Kirche ist in Form eines griechischen Tempels gebaut und wahrhaft imposant,  
ja grossartig, sie war damals jedoch noch nicht vollendet und wird noch viele Jahre  
auf ihre Innenausstattung warten müssen. Ist es aber dereinst dazu gekommen, so  
können die Marseiller mit Recht stolz sein auf Notre Dame de la Garde. Die Stadt  
selbst ist auf teilweise felsigen Erhöhungen gebaut und bietet in manchen Quartie-  
ren ein fast orientalisches Bild. Als wir herunterstiegen und auf den Terrassen den  
Ausblick geniessen wollten, wurden wir auf lästige Weise von Erwachsenen um-  
drängt, die uns abgenutzte Zeise zum Kaufe anboten, sowie von schmutzigen  
Schlingeln, welche auf Geld spekulierten. Manche Pilger boten den letztern ihre  
Brötchen an, welche sie auf Anraten des Comités eingesteckt hatten. Die Marseil-  
lerjungen rissen sie ihnen förmlich aus den Händen ohne «merci» zu sagen. Über-  
haupt erhielten wir von der Bevölkerung nicht den besten Eindruck: viele Ar-  
beitslose und Müssiggänger, viele Orientalen: Marokkaner, Araber. Die Garnison  
schien fast ganz aus Algeriern zusammengesetzt zu sein. Am meisten imponierten  
die Araber: grosse, schlanke, kerzengerade Gestalten mit würdevollem Gang, wel-  
chen ihre bunte Kleidung und Burnusse prächtig stund. – Nach dem Mittagessen,



das wir unter einem wundervollen Palmenhain oder Garten am Meeresufer einnahmen, machten wir Pilger per Tram eine Rundfahrt durch die Stadt, besonders durch die Hauptstrasse, / 179 / die sich Cannebière nennt und auf die Marseille stolz ist: «Si Paris avait une Cannebière, Paris serait Marseille». Wir fanden aber nichts Ausserordentliches an dieser Strasse. Sie ist wohl breit, mehrere Hotel- und Bankpaläste umsäumen sie: voilà tout! – Alsdann hiess es: «En route pour la Riviera». Wir rollten dem Meeresufer entlang und langweilten uns. Den ganzen Tag hatten wir in Marseille kein Schiff, geschweige einen stolzen Dampfer zu Gesicht bekommen, und hier war wieder nichts. Hochw. Pfarrer von Eischoll meinte: «Wenn doch wenigstens das Meer einwenig stürmen wollte!» Aber auch das nicht: spiegelglatt lag es vor uns. Allmählich verengte sich die Gegend, so dass wir links den Berg und rechts die See zur Seite hatten. Nun kam die Gegend von <...> [Cannes?] in Sicht; hier traten die Berge etwas zurück, gleichsam als wollten sie der Stadt Raum lassen, um sich zu entfalten. Ein Augenblick nur, und man fährt schon in nächster Nähe an der Peripherie der Stadt vorüber in den Bahnhof. Was gibt es zu sehen? Hotels und Ziergärten, Ziergärten und Hotels, diese alle allerdings raffiniert elegant und prächtig ausgestattet. Hier weiss man bereits, dass man in der Riviera ist, in diesem privilegierten Sünden-Erdenwinkel, wo Selbstmorde und was damit verbunden ist, zur Tagesordnung gehört, wo überhaupt en gros gesündigt wird. Wir fahren weiter von Sodoma nach Gomorha, gemeinhin Nizza genannt. Auch hier hat der raffinierteste Luxus und Hofart ihr Quartier aufgeschlagen: Hotel, Hotel und wieder Hotel, dazwischen Ziergärten, Ziergärten und wieder Ziergärten bis zur Langeweile. Man nimmt im Hotel des Palmiers Quartier; noch erkennt man unter der Übertünkung, dass es früher / 180 / Hotel «Petersburg» genannt wurde. Prächtig ist die Esplanade oder Promenade des Anglais am Meere entlang, nur ist man fast gezwungen nicht nach dem Meeresstrand den Blick zu richten, denn dort wälzen sich die Schweine in den Wellen, wie bei uns in den Güllen und sonnen sich nachher im Adamskostüm im Sande. Wir fragten uns, warum das Pilgerkomité an die erbauende Wallfahrt diese unerbauliche Vergnügungsfahrt angehängt habe? Alle Wallfahrtsstimmung war – wenigstens bei mir – flöten gegangen. Am Nachtag arrangierten wir drei Walliser und der hochwürdige Pfarrer von Hitzkirch expresse einen Ausflug per Auto nach den berühmten «Corniches», um der Langeweile in Nizza auszuweichen. Es sind diese Corniches eine Kunststrasse auf dem Berge oberhalb der Stadt, die von der Fremdenwelt viel aufgesucht wird. Sie schlängelt sich auf bedeutende Höhe hinauf, zieht sich bald in die Schluchten und Buchten des Berges zurück, bald tritt sie wieder ins Freie und alsdann geniesst das Auge eine wundervolle Aussicht über Land und Meer, die Städte Menthone, Monte Carlo und Nizza. In dieser Höhenluft wurden wir wieder guten Humors und gleichsam erfrischt für die Nachtfahrt nach Genua. Wir waren froh, dem berühmten und noch mehr berüchtigten Fremdenort entronnen zu sein. Nun ging's an den Städten Monte Carlo und Menthon vorbei nach Ventimiglia, der Zollstation Italiens. Nach Verhandlung des Pil-

gerkomités und etwelcher Nachhilfe mit Geld durften wir ungeschoren die Grenze passieren. Spät in der Nacht langten wir in Genua an. Hier wurde in einer der / 181 / grössten Kirchen der Stadt – wenn ich nicht irre – Degli Angeli das Te Deum und verschiedene deutsche Pilgerlieder gesungen. Wir Walliser erfrischten uns nachher in einer Taverna. Darauf gingen meine Reisegenossen zum Stelldichein der andern Pilger, ich aber wollte noch etwas kaufen. Als ich aus dem Laden trat, konnte ich mich nicht mehr orientieren, nach welcher Richtung sich diese entfernt hatten. In meiner Hilflosigkeit ging ich auf eine Gruppe Faschisten zu und erkundigte mich, wo die betreffende Kirche sei. Einer derselben erbot sich, ein Stück Weges mich zu begleiten, bis ich nicht mehr fehl gehen könne. Als ich ihm ein Trinkgeld geben wollte, nahm er nicht an. Es lebe hoch der Faschismus, solange er sich gegen Religion und Moral geneigt zeigt! Unter dem frühern Freimaurerregime war man in Italien nur von Bettlern umdrängt. – Noch wurde in Eile einer Gruppe von Pilgern ein grosser Dampfer, der morgens frühe nach Südamerika in See stechen sollte, gezeigt. War auch unter denselben und wunderte mich, dass das Pilgerkomité uns nichts Interessanteres in Genua vorzuweisen wusste als ein leeres Schiff. Wäre so gerne nach dem berühmten Campo Santo, der grössten Merkwürdigkeit der Stadt, gegangen! Missvergnügt reisten wir nach Mailand ab, wo wir am frühen Morgen anlangten. Schnell suchten wir Walliser eine Kirche auf, um celebrieren zu können. Man musste den betreffenden Geistlichen aus dem Bette holen. Ungekämmt und nur mit einem Surtout bekleidet, eilte er herbei und bediente uns, wobei wir abwechselnd uns Messe dienen mussten. Noch eilig ein Besuch im Dom und wir verabschiedeten uns von den Mitpilgern.

*Finis*

Die prima Decembris 1939 misit mihi Johanni Antonio de Roten reverendus dominus Rector de Roten hunc librum quem inde ab anno 1937 conscripsit meis precibus motus.

Stammtafel von Roten (Auszug)

Johann Christian von Roten  
1648–1730  
Landeshauptmann 1729–30  
∞ 1 Anna Maria Roten  
2 Anna Christina Udret  
3 Margaretha de Chastonay

<i>1 Ältere Linie</i>	<i>2 Jüngere Linie</i>
<i>Roten–Roten</i>	<i>Roten–Udret</i>
Johann Joseph 1680–1730 Landvogt von Monthey 1711–13 ∞ Magdalena Kalbermatter	Christian Georg 1697–1780 Landeshauptmann 1761–1771 ∞ Theresia de Courten
Johann Ignaz 1712–1768 Landvogt von Monthey 1739–41 ∞ Anna Maria Burgener	Hildebrand 1741–1812 Landvogt von St.Moritz ∞ Josepha de Chastonay
Nikolaus 1754–1839 Landvogt von Monthey 1781–83 ∞ Marie Joséphine Breme	Hildebrand 1784–1863 Grosskastlan ∞ Anna de Courten
Nikolaus 1778–1838 Zendenpräsident ∞ Julia de Courten	Hans Anton 1826–1895 Ständerat / Nationalrat ∞ Eugenie de Riedmatten
Eduard 1811–1890 Regierungsstatthalter ∞ Karolina Gattlen	Heinrich 1856–1916 Nationalrat / Ständerat ∞ Maria Feigenwinter
Raphael 1860–1953 Rektor	Hans Anton 1907–1993 Rektor

## Personenverzeichnis

## A

- Abbet*, Jules-Maurice (1845–1918), von Vollèges, Professor am Gymnasium in Sitten, Bischof von Sitten 1901–1918, 51, 91, 131, 135
- Aeneas*, Prinz von Troja, 95
- Ah*, von, Ignaz, Pfarrer von Kerns, 52
- Allet*, Familie, 53
- Kaspar (1813–1879), Grosskantor 1871–1879, 52
- Amacker*, Franz (1840–1900), von Eischoll, Pfarrer von Ausserberg, 54, 127, 142
- Johann Christian (1785–1862), von Unterbäch, Grossrat und Oberst, 58
- Kaspar (1833–1892), von Eischoll, Pfarrer in Blatten/Lötschen, 142
- N. „zum ändern Haus“, 78
- Amherd*, Ignaz (1844–1907), von Glis, Pfarrer von Naters 1879–1903, 102
- Oswald (1864–1889), von Glis, Novize in Exaeten, Pfarrer von Erschmatt 1888–1889, 102, 107, 120, 142
- Amstalden*, R., Pseudonym von Raphael von Roten, 49, 92
- Andenmatten*, [Joseph Anton] (1818–1892), des Johann Anton, von Saas Almagell in Visp, Arzt, 65
- Anderегgen*, Eduard (1837–1894), von Raron, Lehrer und Präsident von Raron, 51, 61, 62, 137
- Anderledy*, [Anton Maria] (1819–1892), von Berisal, SJ, Ordensgeneral, 123
- Arnold*, Theodor (1857–1943), von Simplon Dorf, Priester, Schulherr in Leuk 1882–1884, 99, 100, 101, 102
- Augusta*, deutsche Kaiserin und Königin von Preussen, Prinzessin von Sach-

sen-Weimar-Eisenach (1811–1890), Gattin Kaiser Wilhelms I., 109, 110

## B

- Balde, Jakob (1603–1668), SJ, Hofprediger und Dichter, 120
- Baumgartner*, P., Reisebuchautor, 154
- Beauge* [Johann] (1836–1872), «Vater Bosch», wohnhaft in Raron, 65
- Beck*, Louise, Sr., Vize-Oberin der Gouglera, 133
- Bellwald*, Anna Maria, von Lötschen, Haushälterin von Hptm Gattlen, 58
- E., aus Lötschen, Student in Brig, 106
- Johann Baptist (1851–1907), von Ferden, Pfarrer und Dekan von Raron 1900–1907, 134, 135, 136, 137, 139, 140, 142
- J., Rarner Kumme, Hauptmann, 78
- Berclaz*, [Vincent] (1855–1927), von Venthône, SJ, Laienbruder, 107, 110, 111
- Bernhard* von Clairvaux, hl., Ordensgründer, 115
- Bodenmann* Joseph (1816–1901), von Lax, Rektor der Familie Roten 1889–1901, 54, 55, 125, 129, 133, 134, 135, 137, 142
- Bonvin*, Familie, 53
- Bosch* s. Beauge
- Bossart*, Thomas (1858–1923), Dr. theol., Abt von Einsiedeln 1905–1923, 137
- Boumgard*, Freiherren von, Besitzer von Schloss Wynandsrade in Holland, 119
- Brantschen*, Hieronymus (1839–1913), von Randa, Kaplan in Kippel, 140

- Briand*, Adolf (1866–1938), von Albinen, Prior von Niedergesteln 1913–1931, 142
- Brindlen*, Josef (1860–1918), von Termen, Pfarrer von Glis 1897–1911, Domherr, 86, 87, 102, 142
- Brunner*, Alex (†1947), von Leukerbad, Hotelier, Präsident von Leukerbad, 91
- Gregor (1861–1939), von Leukerbad, Professor in Brig, Ehrendomherr, 86, 91
- Bruttin*, Auguste (1835–1894), von Sitten, Professor am Gymnasium in Sitten, Stadtpräsident, 51, 91
- Bürcher*, Joseph Maria, von Brig, Dr. iur., Professor in Brig, 86
- Büttiker*, Schwiegermutter von Frau Loretan-Büttiker, 155, 157
- Buman* Johann, von Embd, Mitschüler Raphaels, Arzt in Rheinfelden, 86, 91
- Burgener*, Aloys (1859–1923), von Saas Grund, Pfarrer von Törbel 1893–1923, 142
- Burkard*, Josef (1846–1901), von Gampel, Professor in Brig, Prior von Niedergesteln 1889–1901, 52, 54, 96, 129, 137, 142
- Busch*, P., SJ, Professor der Syntax und Humaniora in Winandsrade, 119
- C**
- Cathrein*, Familie, 53
- [Viktor], (1845–1931), von Brig, SJ, Professor der Ethik in Exaeten, 123
- Chalamel-Lacour*, frz. Gesandter, 52
- Chastonay*, Familie, 53
- -von Roten, Julia (1806– 1889), des Jakob Nikolaus, Gattin des Kaspar de Chastonay von Siders, 125
- Chrysostomus*, [Sankt Johannes] Kirchenlehrer, 120
- Cicero*, römischer Politiker und Schriftsteller, 46
- Ciseri*, Antonio (1821–1891), Maler, 139
- Concina*, [Peter Marie] (1866–1948), von Mund, Pfarrer und Dekan von Raron 1907–1919, 55
- Courten-de Wolff*, Adolf (1836–1913), Offizier in päpstl. Diensten, 90
- Célestine (1843–1922), Tochter des Ferdinand Wolff und der Célestine von Roten, Gattin des Adolf, 131
- Eugen (1834–1893), von Siders, Notar in Sitten, 70
- Joseph (1854–1912) von Siders, Arzt, 70
- D**
- Delphine*, N., Lehrerin in Raron, 51
- Demostenes*, hellenischer Politiker und Redner, 120
- Deneriaz*, [Alexandre] (1830–1885), Nationalrat, 52
- Deschwanden*, von, Melchior Paul (1811–1881), von Kerns, Maler, 52
- Dürer*, Albrecht (1471–1528), Maler und Graphiker, 148, 149, 150
- Dumoulin*, Germain (1841–1926), von Savièse, SJ, 102, 106, 107
- E**
- Eberhardt*, Peter, «Dorfdoktor» von Raron, 67
- Echter*, Julius, Fürstbischof von Würzburg, 152
- Eppelein* von Gailingen (1311–1381), Raubritter, 149
- Epping*, P., SJ, Professor für Mathematik und Physik in Exaeten, 123

- Erlach*, Ritter von, 92  
*Ermina* s. Guntern Hermina  
*Ettlin*, Eduard, Dr., von Sarnen, 137, 138, 139
- F**  
*Federer*, Heinrich (1866–1928), Schriftsteller, 52  
*Feigenwinter*-von Blarer, Familie, 137  
– Bertha, Schwiegermutter von Heinrich von Roten, 135  
– Elisabeth, Schwägerin, 137, 138  
– Ernst (1853–1919), Dr. iur. Nationalrat, Schwiegervater, 137, 138, 140  
– Maria (1883–1967), Gattin von Heinrich von Roten, 137, 140  
– Nikolaus, Bruder von Ernst, 137  
*Fellenberg*, von, Edmund (1838–1902), 54  
*Ferdinand*, Erzherzog, 147  
*Fontaine*, Anton (1833–1888), von Raron, Gemeinde- und Zendenweibel, 74  
*Formes* s. Zumoberhaus, Julia  
*Franz I.* [richtig: Franz II.], Bourbonenkönig in Neapel 1859–1861, 104  
*Fröhlich*, P., SJ, 128  
*Fugger*, Kaufmannsgeschlecht von Augsburg, 147  
*Funk*, SJ, Frater, 121  
*Furrer*, Josef (1836–1919), von Bürchen, Rektor der Familie Roten 1875–1878, 69, 85
- G**  
*Gambetta*, Léon (1838–1882), frz. Staatsmann, 52  
*Garcia Moreno*, [Gabriel] (1821–1875), Präsident von Ecuador, 123  
*Gasser*, Vinzenz, OSB, Professor in Sarnen, 91  
*Gattlen*, [Johannes] (1876–1950), von Bürchen, Pfarrer von Eischoll 1903–1941, 155, 157  
– Johann Christian (1777–1866), Hauptmann, 50, 55, 58, 59, 63, 76  
– Johann Josef (1792–1872), Präsident von Raron, 78  
– Karolina (1829–1895), Gattin Eduards von Roten, Mutter Raphaels, 50, 52  
– M[aria], 78  
– Maria Josefa (\*1837), des Anton, 78  
– Moritz (1825–1889), von Raron, Kaplan in St. German 1856–1864 und 1886–1889, 54, 76, 77, 78, 126  
*Gentinetta*, Hermann (1862–1908), von Leuk, Advokat und Notar, 86, 91  
– Otto (1861–1932), von Leuk, OSB von Muri-Gries (P. Maurus), 86, 91  
*Georg*, hl., 146  
*Gibsten*, Johann Baptist (1830–1904), von Fiesch, Professor in Brig 1876–1881, 105  
*Gietmann* [Gerhard] (1845–1912), SJ, Professor der Literatur in Winandsrade, 119, 120  
*Gool*, N., Antiquar, 134  
*Granvelle* [Anton], Kardinal, Minister Kaiser Karl V. und Philipps II. in den Nieder-Landen, 115  
*Grünewald*, Mathias (ca. 1480–1529), Maler, 148  
*Grüniger*, Augustin, OSB, Rektor des Kollegiums in Sarnen, 52, 91, 92  
*Gsponer*, Adelheid, Haushälterin von Raphael von Roten, 135  
– Johann Ignaz (1842–1924), von Embd, Prior in Niedergesteln 1887–1889, Domherr, 125

- Guntern*, Hermina (Ermina), von Reckingen, Sr. Oberin der Gouglera, 131, 132
- Gustav Adolf*, König von Schweden 1594–1632, 150
- H*
- Haas*, SJ, Frater, 122
- Henzen*, Johann Baptist (1815–1881), von Kippel, Professor am Gymnasium in Sitten, Redaktor des Walliser Bote, 51, 91
- Hermann*, Nikolaus, Landammann von Obwalden, 52
- Hermes*, P., SJ, Provinzial, 123
- Höss*, Crescentia, gen. Kresentia von Kaufbeuren, sel., 17. Jh., 144
- Hohenzollern*, Pfalzgrafen von, 149
- Holzer*, Familie, Pächter bei den von Roten, 73
- Homer*, hellenischer Dichter, 95, 120
- Hosennen*, Xaver (1866–1931), von Törbel, Pfarrer von Bürchen 1901–1929, 142
- Houben*, van, Gastwirt in Roermond (NL), 115
- I/J*
- Imboden*, Anton (1880–1963), von Raron, Lehrer und Organist, ledig, 137
- Kaspar (1827–1883), von Raron, Gendarm, dann Gardist in Rom, 75
- Imesch*, Dionys (1868–1947), von Mörel, Domherr und Historiker, 54
- Johann (1865–1911), von Mörel, Bruder des Vorigen, Priester, 54
- Imhasly*, Josef Ignaz (1864–1919) von Fieschertal, Pfarrer in Nidwalden, 142
- Imhof*, Alexander (1868–1930), von Goppisberg, Pfarrer von Obergesteln 1924–1930, 142
- Imoberdorf*, Johann Josef (1826–1889), von Münster, Domherr, 53
- Ludwig (1838–1910), von Reckingen, Professor in Brig, 87, 142
- Imsand*, Felix (1847–1911), von Münster, Professor in Brig und Sitten, Domherr, 142
- In-Albon*, Franz Xaver (1825–1896), von Turtmann, Domherr, 137
- Peter Ludwig (1823–1892), Ständerrat, 51
- Jardinier*, Adrian (1808–1901), Bischof von Sitten 1875–1901, 53, 140
- Jeiziner* N. (eine Frau), 78
- Jost*, Anton (1864–1939), von Geschichten in Sitten, SJ, 52
- Jost*, Peter (1862–1955), von Geschichten in Sitten, SJ, 52, 91, 92, 93, 94, 95
- Juon*, Katharina, Haushälterin von Rektor Bodenmann, 134
- K*
- Karl der Grosse*, Kaiser, 109, 121, 122, 134
- Karl V.*, Kaiser 1519–1556, 147
- Karlen*, Josef Ignaz, Kutscher in Simplon, 31
- Keusch*, Rupert, OSB, Professor in Sarnen, 25
- Kiem*, Martin, OSB, Professor in Sarnen, 25
- Kissling*, N., Pilgerführer in Lourdes, 157

L

Lagger, Joseph (1853–1931), von Münster, Pfarrer in Siders 1889–1906, 54, 135

– Josef Anton (1821–1903, von Münster, Pfarrer von Raron 1862–1900, Dekan 1873–1900, 54, 62, 65, 67, 69, 75, 125, 126, 128, 133, 134, 135, 140, 142

Lang, Josef Marie (1863–1922), von Visp, Domherr, 142

Lehner, Felicitas, 134

– Leopold, 134

– Martin (1820–1893), von Kippel, Pfarrer in Unterbäch 1847–1893, 54, 59, 126, 142

Link [= Lingg], von, Maximilian, Bischof von Augsburg, 147

Loretan, Eugen (1799–1886), von Leukerbad in Sitten, Kaplan in St. German 1864–1886, 75, 76

– Gustav (1848–1932) von Leukerbad, Nationalrat, 53, 124

– Leopold (1866–1939), von Leukerbad, Pfarrer in Gampel 1905–1938, 142

– Lina [geb. von Werra] (1859–1947), von Leukerbad, Gattin des Gustav 126

Loretan-Büttiker, Frau, 155

Lovis, François (1817–1890), SJ, Professor am Gymnasium in Sitten, 53, 102, 106

Ludwig II., König von Bayern 1845–1886, 111, 145, 146

Ludwig XIV., König von Frankreich 1643–1715, 152

M

Mangisch, Moritz (1847–1885), von Visperterminen, Frater SJ 1870–1878,

Anwalt und Notar, Redaktor des Walliser Bote, 123

Manser [Gallus Maria], OP, Philosophieprofessor in Freiburg 1899–1942, 133

Mathieu [Gustav], (1865–1928), von Albinen, Pfarrer und Dekan von Raron 1919–1928, 155, 156

Meichtry, Camill (1844–1936), von Leukerbad, Professor in Brig, Prof. am Priesterseminar, Domdekan, 89, 90, 96, 142

Mengis, Kamille (1844–1903), von Leukerbad, Komponist und Musikprof., 87, 105, 106, 142

Meschler, Moritz (1830–1912), von Brig, SJ, Provinzial, 97, 102

Moltke [Helmuth von] (1800–1891), Generalfeldmarschall, 113

Müller [Joh. Baptist] (1850–1930) SJ, Pilgerprediger in Lourdes, 157

Murmann, Johann (1844–1905, von Ferden, Pfarrer in Obergesteln 1873–1890, 95

N

Naglertampa, Bettlerin von Raron, 84

Nantermod [Jean Joseph] (1844–1927), Direktor des Priesterseminars 1884–1890, 53

Napoleon, 58, 59, 80, 151, 158

Nessier, Peter Marie (1860–1900), von Münster, Priester, Professor in Schwyz, 69, 85, 86, 90, 130, 142

Niessen, SJ, Laienbruder, Pfortner in Brig bis 1848, später in Exaeten, 115

Nikolaus von Flüe, hl., 52, 151

Nix, P., SJ, Hausoberer in Wynandsrade, 119, 121, 123, 124



P

Perkeo, Klemens, aus Tirol, Hofzweig des Kurfürsten von Heidelberg, 153

Perrayaz, Xavier (1845–1902), von Troistorrents, Priester, 64

Perrig, Familie, 53

– Cäsar (1863–1890) von Brig in Visp, Oberleutnant, 91

– Ferdinand (1807–1897), von Brig, SJ, Rektor der Familie Roten 1867–1870, 51, 62, 63, 64, 85

– Leo (1862–1901), von Brig, SJ, 102, 107, 116, 119

Pfammatter, A., Küher bei Familie Eduard von Roten, 66

Pius IX., Papst 1846–1878, 104

Platea, de, Johann Stefan (ca. 1635–1707), Landeshauptmann, 56

Preussen, Maria von, Mutter König Ludwigs II., 145

Preux, de, B[enjamin] (1824–1910), Firmpate Raphaels, Notar, Grossrat, 83

– -de Chastonay, Charles (1858–1922), Staats- und Nationalrat, 137

– Peter Joseph (1795–1875), Bischof von Sitten 1843–1875, 81, 83, 84, 85

– Pierre-Antoine (1787–1880), Generalvikar 1844–1880, 52

Provost, Karl, OSB, Präfekt in Sarnen, 92

Python, N., Mutter des Freiburger Politikers Georges Python, 131

R

Räber, N., Inhaber der Buchhandlung in Freiburg i.Br., 154

Ranke, P., SJ, Professor der Rhetorik in Winandsrade, 119

Reding, von, Rudolf, von Schwyz, 138

Reichmann, P., SJ, Professor der Philosophie in Exaeten, 123

Riedmatten, von, Adrienne (1821–1887), von Sitten, Schwägerin von Hans Anton von Roten, 70, 124

– Armand (1848–1926), von Sitten, Professor der Rechtsschule, 137

– Franz, von Münster, Mitschüler in Brig, 95

– Josephine-Eugénie (1826–1862), von Sitten, Gattin des Hans Anton von Roten, 70

Rossi, Luigi (1864–1890), Tessiner Regierungsrat, 139

Roten, von, Familie, Familienstiftung, 49, 53, 72, 73, 135, 137

– Agnes (1874–1940), des Ludwig, Posthalterin in Raron, 137, 138

– Albert (1862–1939), des Charles, von Sitten, Dr. med., 140, 141

– Bertha (1852–1922), des Hans Anton, von Raron, ledig, 70, 136, 137, 138, 140, 141

– Celestine (1857–1943), des Eduard, Schwester Raphaels, ledig, 124, 125

– Eduard (1811–1890), von Raron, des Nikolaus, Präfekt, 50, 70, 71, 72, 83, 84, 127

– Eduard (1852–1931), des Eduard, Arzt und Präfekt, 51, 70, 81, 137, 138, 139, 140, 141

– Francis (1880–1938), des Ludwig, Ministrant bei der Primiz Raphaels, 125

– Hans Anton (1826–1895), des Hildebrand, Ständerat und Nationalrat, 67, 68, 70, 72, 84, 107, 125, 127

– Hans Anton (1907–1993), des Heinrich, Rektor der Familie, 47, 48, 49, 50, 73, 92, 154, 155, 160

- Heinrich (1856–1916), des Hans Anton, Nationalrat, Ständerat, 62, 70, 134, 135, 137, 140, 141
- Hildebrand (1741–1812), von Raron, Landschreiber, 69
- Ida (1854–1945), des Hans Anton, von Raron, ledig, 70, 137, 138
- Johannes (1675–1660) Landeshauptmann, 56, 71
- Josef (1853–1941), des Eduard, von Raron, Landwirt, 51, 62
- Karl (1864–1919), des Eduard, von Raron, Gardist in Rom, 58, 67, 128
- Leo Luzian (1824–1898), des Hildebrand, von Raron, Staatsrat und Dichter, 54, 64, 68, 70, 72, 107
- Louis/Ludwig (1850–1897), des Nikolaus, von Raron, Präfekt und Präsident von Raron, 73, 125, 136
- Maria (1883–1967), Gattin von Heinrich von Roten, 137, 140, 153
- Mathilde (1858–1947) des Eduard, von Raron, Gemahlin des Escher Josef, 60, 84
- Moritz Fabian (1783–1843), des Nikolaus, von Raron, Bischof von Sitten 1830–1843, 50, 84
- Nicolas (1882–1919) des Ludwig, Ministrant bei der Primiz Raphaels, 125
- Paul Roman (1794–1887), des Hildebrand, Grossrat und Grosskastlan, 68, 69, 70, 71, 72, 75, 84, 124
- Raphael (1860–1953), des Eduard, von Raron, Kaplan in St. German 1890–1900, Rektor der Familie 1900–1953, 47, 48, 49, 50, 92, 160
- Roman [Paul-Joseph], (1906–1914), Sohn Heinrichs, 141
- Roth*, Josef (1858–1944), von Wiler, Grossrat und Präfekt, 102
- Rudenz*, Junker von, 92
- Ruffiner*, Ulrich, Baumeister des 16. Jhs., 55
- S**
- Sachs*, Hans (1494–1576), Meistersänger in Nürnberg, 149, 150
- Sailer*, [Johann Michael] (1751–1832), Bischof von Regensburg, 76
- Sallust*, römischer Historiker, 120
- Salzmann*, Moritz, (1847–1903), von Naters, Prior von Niedergesteln 1901–1903, 140, 142
- Schaller*, Gabriel (1847–1937), von Törbel, Pfarrer von Guttet 1886–1897, 105
- Joseph (1880–1951), von Törbel, Student (später Priester), 134
- Scheffel*, Josef Victor von (1826–1886), Dichter, 152
- Schell*, [Hermann] (1850–1906) Professor der Theologie, Vertreter des Reformkatholizismus, 131
- Schiller*, Friedrich (1759–1805), deutscher Dichter und Schriftsteller, 92
- Schiner*, Matthäus (1465–1522), Kardinal, 56
- Matthäus (1841–1912), von Mühlebach, Professor in Brig, Domherr, 142
- Schleiniger* [Nikolaus] (1817–1888) SJ, Schriftsteller, 119
- Schmid*, Camill (1844–1911) von Reckingen, Pfarrer in Simpon Dorf 1880–1911, 98, 100
- Eugen (1862–1947), von Mörel, Pfarrer von Varen 1896–1947, 51
- Ferdinand (1832–1901), von Ernen, Pfarrer von Mörel 1870–1901, 54.

- Johann Josef (1851–1910), von Ausserberg, Rektor in Ried-Brig 1882, 98, 99, 100, 101, 102, 142
- Josef Marie (1839–1902), von Ernen, Priester, Professor in Brig, 86, 142
- Stefan (1880–1932), von Ausserberg, Pfarrer von Ausserberg, 142
- Schmidhalter*, Familie, von Brigerberg, 101
- [Anna Maria], von Brigerberg, 101
- Anton (1858–1927), von Brigerberg, Priester, 101
- Schmidt*, Ignaz (\*1793), von Ausserberg in Raron, 78
- Schmutz*, N., Lehrer in Giffers, 132
- Schröter*, Anna Maria (1806–1896), des Johann Josef Ignaz, von Raron, 78
- Augustin (1856–1919), von Raron, Gastwirt und Vizepräsident, Organist, ledig, 62, 137
- Franz (1843–1930), Schwiegersohn des Joh. Schröter, Grossrat und Gemeindepräsident, 136
- Johann (1821–1904), von Raron, Gastwirt, Gemeindepräsident, Organist, 73, 125, 136
- Katharina (1813–1898), des Johann Josef Ignaz, von Raron, 78
- Moritz (1855–1941), von Raron, Gastwirt und Landwirt, 62
- Seiler*, Familie, 53
- Barbara (1823–1891), des Joh. Christian, Gattin Johann Schröters, 73
- Johann Christian (1787–1859), von Gesch, Vater der Barbara, 73
- Johann Christian, Hauptmann der Ehrengarde, 80
- Josef Anton (1801–1861), von Simplon Dorf, Rektor der Familie Roten 1839–1861, 62
- Katharina (1796–1882), des Josef, von Raron, letzte ihres Geschlechts in Raron, 78
- Senn*, Fidelis (1852–1922), von Kirchhofen (Baden) in Sitten, Internatsinspektor und Professor in Brig, 51, 88, 89, 90, 96, 142
- Shakespeare* [William], (1564–1616), englischer Dichter, 120
- Sigismund*, hl., Burgunderkönig, 134
- Speckly*, Edith (1883–1974), von Brig, Nichte des Rektors Raphael, ledig, 140
- Hilda (1873–1919), von Brig, Nichte des Rektors Raphael, Gattin des Wilhelm Lanwer, 97, 129
- Marie (1851–1926), Schwester Raphaels, Gattin Peter S., Arzt und Präfekt in Brig, 97, 98, 128, 130
- Rudolf (1875–1910), des Peter, von Brig, Dr. iur., Professor in Brig, 97, 131
- Stäuble*, Emil (1864–1899), von Visp, Professor am Lehrerseminar in Zug, 91
- Steiger*, von, Familie von Bern, 55
- Stentrupp*, SJ, Rektor und Novizenmeister in Exaeten, 115
- Stockalper*, von, Familie, 53
- Anton, des Ferdinand, von Brig, 103
- Camill, von Brig, Offizier in Neapel, 103, 104
- Eugen (1809–1885), des Kaspar Emmanuel, von Brig, Resignat in Brig 1870–1885, Rektor der Familie Stockalper, 104, 105
- Ferdinand (1837–1909), Baron, des Ferdinand, von Brig, Offizier in päpstl. Diensten, 104

- Franz (1814–1889) des Kaspar Emmanuel, von Brig, Domherr und Generalvikar, 53, 104
  - Kaspar Ignaz (1799–1871), des Kaspar Emmanuel, von Brig, Stadtpfarrer von Sitten 1832–1840/1848–1868, 104
  - Petermann (1865–1925), von Brig, Rektor in Goppisberg, 142
  - Peter Marie (1820–1908), des Ferdinand, von Brig, Notar und Grossrat, 103
  - Stoffel*, Johann Josef (1824–1909), von Raron/Kumme, Fenner, 74, 75
  - Straten*, Dr., Arzt in Düsseldorf, 123
  - Studer*, Robert (1864–1921), von Visperterminen, Pfarrer in Unterbäch 1900–1921, 142
  - Supersaxo*, Aloys (1858–1943), von Saas Fee, Präsident von Saas Balen, Grossrat, 86, 90
  - Georg Michel (1601–1676), von Naters, Landeshauptmann, 56
- T*
- Theodul*, hl., 1. Bischof von Sitten, 134
- Turenne* [Henri de la Tour d’Auvergne, vicomte de -], Marschall unter Ludwig XIV., 152
- U*
- Ulrich*, hl., Patron von Augsburg, 147
- Valentin*, N., Dr. med., Chefarzt im Viktoriaspital in Bern, 129, 130, 131, 132
- V*
- Varonier*, Peter (1865–1903), von Varen, Pfarrer von Ried-Brig 1900–1903, 142
- Vergil*, römischer Dichter, 120
- W*
- Waldis* [Leontius] (1868–1953), von Vitznau in Glis, Kaplan in St. German 1910–1953, 56, 142, 143, 144, 152, 153, 154, 155
- Walpen*, Franz, (1860–1918), von Reckingen, Rektor in Goppisberg, 142
- Walter*, Severin (1852–1903), von Grächen, Pfarrer von Eischoll 1878–1903, 142
- Weber*, N., Pfarrer in Basel, 137
- Wegener*, Kaspar (1813–1886), von Brig, Notar, Grossrat, 105, 106
- Magdalena († 1910), des Kaspar, 105, 106
- Welser*, Philippine, Gattin von Erzherzog Ferdinand, 147
- Werlen*, Johann Josef (\*1858), des Johann Josef, von Raron/Turtig, 62, 65
- Moritz (\*1860), des Johann Josef, von Raron/Turtig, 62
- Werner*, Johann (1861–1925), von Naters, Pfarrer von Salgesch 1909–1925, 142
- N., Sr. in Basel, 135
- Werra*, von, Familie, 53
- Xaver (1866–1942), von Leuk, 91
- Wilhelm I.* (1797–1888), deutscher Kaiser, König von Preussen, 113
- Wilhelm* der Schweiger, = Wilhelm I. von Oranien (1533–1584), Statthalter in Holland, 115
- Wirz*, Adalbert, von Sarnen, Ständerat, 52, 138
- Theodor, von Sarnen, 52
- Wolff-von Roten*, Ferdinand (1811–1895), von Sitten, 51, 90
- Wolf*, Otto (1838–1906), von Sitten, Präses der Kirchenchöre, 136

*Wyssen*, Anton (1861–1918), von Naters, Pfarrer von Gondo 1893–1913, 142

Z

*Zehnder*, Stephanie, Lehrerin in Raron, 136

*Zen-Ruffinen*, Peter Marie (1862–1908), von Leuk, Anwalt und Notar, Grossrat, 91

*Zumberhaus*, Julia [später Fr. Formes] (1888–1984), Laienschauspielerin, 136

*Zumofen* [Zum-Ofen], Nikolaus (1805–1880), von Albinen in Raron/Gstaad, Sigris, 74

*Zurbriggen*, Eduard (1863–1876), des Johann Josef, von Raron, 64

– Moritz (1852–1898), des Johann Josef, von Raron, 62

*Zurwerra*, Valentin (1816–1889), Dorfschmied von Raron, 75